



universität
wien

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

„Kuishi pale“

Das Leben deutschsprachiger Migrantinnen und
Migranten auf Zanzibar

Verfasserin

Kerstin Aglassinger

Angestrebter akademischer Grad

Magistra der Philosophie (Mag. Phil.)

Wien, 2011

Studienkennzahl lt. Studienblatt: A 390

Studienrichtung lt. Studienblatt: Diplomstudium Afrikanistik

Betreuerin: Dr. Birgit Englert

**Für meine lieben Eltern, Mfilinge
und All-en in All-em**

Danksagung

Diese Arbeit hätte ohne vieler besonderer Menschen nicht entstehen können. Allen voran steht meine Betreuerin Birgit Englert, die mir bereits bei der Konkretisierung meiner Idee immer wieder unter die Arme griff und es verstand viele Knoten in meinem Hirn aufzulösen, in verschiedenste Richtungen zu denken und vor allem die positiven Aspekte hervorzuheben. Ihr umfangreiches Wissen und ihre Forschungserfahrung lieferten mir wertvolle Stützen und Anhaltspunkte und ihre Offenheit für mein Thema, die Freiheit für die Gestaltung der Arbeit und den Arbeitsprozess ermöglichten mir ein selbstständiges, trotzdem gut aufgehobenes und betreutes Forschen.

Weiters danke ich jenen Menschen, die sich für ein oder mehrere Gespräche mit mir geöffnet haben. Ohne ihr Vertrauen und ihre Bereitschaft gäbe es diese Arbeit nicht, da ihre Geschichten und Erfahrungen die Grundlage dieser Arbeit bilden. Vielen Dank auch an alle Helfer auf Zanzibar, die mich mittels Unterkunft, Gespräche, Diskussionen, Übersetzungen, Erklärungen und vieles mehr unterstützt haben.

Ich danke meiner lieben Kollegin Ruth Kreuzer, die mit mir Seite an Seite durch diesen Prozess gegangen ist. Mit der ich gemeinsam kämpfen, entwickeln, austauschen, verbessern und vollenden durfte. Und die weiß, wann Zeit für Pausen, Kaffee, Lachen, Plaudern und Verzweifeln war. Und mit ihr noch einige weitere Kollegen und Kolleginnen, durch deren Austausch meine Arbeit immer wieder neue Aspekte gewann, kritisch hinterfragt wurde und geschliffen wurde.

In diesem Sinne danke ich auch den Lehrenden und Mitarbeitenden des Institutes für Afrikawissenschaften Wien, durch deren Lehre sich mein Horizont erweitern konnte und die mir die Basis für kritisches Denken und Wissensbildung in diesem Fachgebiet boten. Ganz besonders möchte ich aber Ingeborg Grau, Arno Sonderegger, Bea Gomes und Ulli Auer danken, deren Inputs und Hilfestellungen ganz besonders zur Entstehung dieser Arbeit beitrugen. Meinem Partner Mfilinge danke ich von ganzem Herzen für seine Geduld bis ich verstehen konnte. Erst durch seine Erzählungen über sein Leben und Erfahrungen in seiner Heimat Tanzania konnte ich Zusammenhänge erkennen und Hintergrundwissen erwerben, das maßgeblich zu meiner persönlichen Entwicklung und damit zur Entwicklung dieser Arbeit beitrugen. Schließlich bedanke ich mich bei meinen Eltern, die mich geduldig durch einen langen Prozess begleitet und unterstützt haben. Und vielen weiteren Menschen, die mich durch ihr Dasein und Leben inspirierten, deren Aufzählung allerdings viele Seiten in Anspruch nehmen würde.

Inhalt

<u>1. Einleitung</u>	7
1.1. Persönliche Motivation	7
1.2. Fragestellung und Ziel der Arbeit	8
1.3. Zanzibar als Forschungsort	9
1.4. Schreibweisen und Begriffe	10
<u>2. Theoretischer Hintergrund Migration</u>	11
2.1. Das Begriffsgerangel – Definitionen und Abgrenzung	12
2.1.1. Aus-, Zu-, Ab- und Einwandernde	12
2.1.2. SiedlerInnen	12
2.1.3. Expatriates	13
2.1.4. MigrantInnEn	15
2.1.5. Selbstbezeichnungen	16
2.1.6. Das Eine schließt das Andere nicht aus	16
2.2. Phänomen Auswanderung	17
2.3. Migration im Kontext Afrika	26
2.3.1. EuropäerInnen in Afrika (prä)kolonial	26
2.3.2. SiedlerInnen	28
2.4. Migration im Kontext Zanzibars und Tanganyikas	33
2.4.1. L(i)ebenswert? – Deutsche Lebenswelt Zanzibar	33
2.4.2. Fokus Zanzibar – Deutsche Interessen im Spiegel der Zeit	37
2.4.3. Vom Sklavenmarkt zum Wunderland – Zanzibar in den Augen seiner (deutschsprachigen) BesucherInnen	43
<u>3. Feldforschungssetting und Methode</u>	51
3.1. Zielgruppe	51
3.2. Kontakte herstellen, InterviewpartnerInnen finden	54
3.3. Methode und Herangehensweise	56
3.3.1. Quellenlage	56
3.3.2. Biografie- und Migrationsforschung Hand in Hand	56
3.3.3. „Erzähl doch mal...“ – Das narrative Gespräch	58
3.3.4. Theorie und Praxis einer Forschung	58
3.3.5. „Teilnehmende Beobachtung“	60
3.3.6. Forschungssetting	60
3.3.7. Verarbeitung, Auswertung und Analyse der Daten	61
3.4. Meine Rolle als Forscherin	62

<u>4. Biografien</u>	66
4.1. Melanie.....	66
4.2. Susanne.....	68
4.3. Sabine.....	71
4.4. Helmut.....	73
4.5. Christof.....	75
4.6. Ilse.....	76
 <u>5. Analyse der Migrationsprozesse</u>	77
5.1. Erster Kontakt mit Zanzibar	77
5.1.1. Zanzibar als Ziel in den 1980-er Jahren.....	78
5.1.2. Erster Kontakt Ende der 1990-er Jahre.....	79
5.1.3. Das 21. Jahrhundert.....	80
5.2. Migrationsgründe, Auslöser und Ziele als individuelle Entscheidungen	82
5.2.1. Partnerschaft.....	83
5.2.2. Klimatische und Landschaftliche Aspekte.....	86
5.2.3. Gesellschaft und Moral – Veränderte Vorstellungen.....	87
5.2.4. Mehr als Ruhe und Stressfreiheit – Politik und Abendteuerlust.....	90
5.2.5. Vorreiter und Networking.....	92
5.3. Migrationsprozess	93
5.3.1. Migration als vielschichtiger und umfangreicher Prozess.....	93
5.3.2. Die zeitliche Dimension.....	95
5.4. MigrantInnEn und Zurückgelassene(s)	99
5.4.1. Fern der Kinder.....	99
5.4.2. Verständnis und Unverständnis.....	99
5.4.3. Die Tochter geht fort.....	100
5.4.4. Stilles Gehen-lassen.....	101
5.4.5. Symbolische Verluste.....	101
5.5. Aufenthalt auf Zanzibar	103
5.5.1. Einreisebestimmungen und Gesetze.....	103
5.5.2. Visa.....	103
5.5.3. Visitors Pass.....	104
5.5.4. Residence Permit.....	104
5.5.5. Dependant's Pass.....	105
5.5.6. Special Permit.....	106
5.6. Aufenthaltsstatus der MigrantInnEn	107
5.6.1. Residence Class C.....	107
5.6.2. Tanzanische Staatsbürgerschaft: Für und Wieder.....	108

<u>6. Analyse der Lebenssituation auf Zanzibar</u>	112
6.1. In Bezug auf wen bin ich?	112
6.1.1. Identität und Migration	112
6.1.2. Selbstbezeichnungen, Fremdbezeichnungen	114
6.2. Wohnen und Lebensraum	117
6.2.1. Leben an den Stränden der Ostküste	118
6.2.2. Stadtleben	119
6.3.(Über)leben auf Zanzibar	122
6.3.1. Über Renten, Aufenthaltsstatus und Strategien	122
6.3.2. Beziehen einer Pension oder Rente – Residence Class C	123
6.3.3. Kein Zugang zum Arbeitsmarkt für Dependents	124
6.3.4. Arbeiten als Residence Class B	126
6.3.5. Neue Rechte, Chancen und Perspektiven – Staatsbürgerschaft und Arbeit	126
6.4. Beziehungskiste und Netzwerke	128
6.4.1. Kuwa Mzungu: wie es ist, „anders“ zu sein	128
6.4.2. „Weiße“ Frauen, „Weiße“ Männer	139
6.4.3. Soziales Leben auf Zanzibar	151
6.4.4. Sprache	165
6.4.5. Religion	174
6.4.6. Kleidung	182
6.4.7. Medizinische Versorgung	190
6.4.8. Was ich vermisse	192
6.4.9. Abstraktum Zuhause	194
6.4.10. Rückkehr	200
<u>7. Conclusio</u>	204
7.1. Ergebnisse der Analyse	205
7.2. Fazit und der Schritt von der Mikro- in die Makroebene und wieder zurück	208
<u>8. Bibliografie</u>	211
Abstract	220
Summary	221
Lebenslauf	222

1. Einleitung

1.1. Persönliche Motivation

Im Laufe meines Studiums habe ich mich immer wieder mit dem Thema Migration, Exil und „Fremde“ beschäftigt und versucht, sie als umfassende bedeutungstragende Begriffe zu erforschen. Ich näherte mich den so vielschichtigen Themen auf verschiedenen Ebenen an. Für den südafrikanischen Autor Ezekiel Mphahlele im Exil, stellt sich „fremd sein“ auf all seinen Reisen anders dar. Genau so wie für im Exil lebende RuandesInnen wie Esther Mujawayo oder Eugenie Musaidire. Und wieder anders zeigen sich die Erfahrungen deutscher Missionare zur Kolonialzeit in Tanzania, oder den zurück gebliebenen Eltern einer jungen Frau, die innerhalb des eigenen Landes migrierte, um zu studieren.

Mein besonderes Interesse für diese Thematik wurzelt in meiner eigenen Familiengeschichte. Meine Tante heiratete einen Mann aus der Türkei und migrierte dort hin. Ihr Partner war der Grund für die Migration. Ihre Entscheidungen zur Heirat mit einem Muslim und zur Migration in die Türkei hatten große Auswirkungen auf einen großen Teil der Familie, was mich sehr beschäftigte und in mir viele Fragen aufwarf, die unbeantwortet blieben. Ich hatte nie die Gelegenheit sie selbst oder ihre Familie zu fragen. Informationen aus zweiter Hand, also von Familienmitgliedern die mir als Ansprechpartner zur Verfügung gestanden wären, interessierten mich zwar, doch merkte ich bald, dass sie nicht der Wahrheit entsprachen, nach der ich suchte. Wollte ich doch *ihre* Wahrheit verstehen, nicht die der anderen. Leider verstarb sie frühzeitig.

Die Tiefe und Komplexität um den Prozess, wenn Menschen sich von einem Ort zu einem anderen bewegen, fasziniert mich jedes Mal aufs Neue. Jede einzelne Geschichte und jedes einzelne Erleben ist anders und abhängig von vielen Faktoren: wie der Persönlichkeit, deren Lebensgeschichte und Umfeld, die Situation im Ausgangsland und dessen Geschichte, die Situation im Zielland und dessen Geschichte, vorherrschende politische, soziale und rechtliche Situationen und vieles mehr.

1.2. Fragestellung und Ziel der Arbeit

Ich konzentriere mich in meiner Arbeit auf Migrationen vom Norden in den Süden. Ein Thema, das eher selten diskutiert wird, da es derzeit sehr populär ist über Migrationen vom Süden in den Norden zu forschen: von den Schicksalen der Menschen, von gesunkenen Booten, unzähligen Leichen, von Zäunen und Mauern, von Asylanträgen und illegalen Einwanderern und von Menschen, die anderen Menschen die Arbeitsplätze streitig machen. Eine Fülle an Forschungen und Publikationen sind dazu schon erschienen. Vom Norden in den Süden zu migrieren scheint auf den ersten Blick, um einiges einfacher zu sein. Wenn es Boote gibt, dann Kreuzschiffe. Meist jedoch wird „fliegend“ in der Economy Class in den Süden migriert. Doch sind MigrantInnEn aus dem Norden willkommen? Fühlen sie selbst sich wohl mit ihrer Entscheidung und der neuen Heimat? Ist überhaupt von MigrantInnEn die Rede oder sind Menschen, die vom Norden in den Süden gehen gar ganz etwas anderes? Nehmen sie selbst sich als MigrantInnEn wahr oder sind sie „Experten“? Und wie sieht das die Gesellschaft, in die sie kommen? Wie gliedern sich MigrantInnEn aus dem Norden in eine Gesellschaft im „Süden“ ein, was tragen sie dazu bei und was ist ihnen möglich oder nicht möglich?

Ziel der Arbeit ist es, zu untersuchen, mit welcher Motivation deutschsprachige MigrantInnEn nach Zanzibar aufgebrochen sind und wie sich das Leben auf Zanzibar für sie seither entwickelt hat. Warum brechen Menschen nach Zanzibar auf, welche Motivationen haben sie, und wie gestaltet sich das Leben seit der Ankunft in privater, beruflicher und gesellschaftlicher Hinsicht?

1.3. Zanzibar als Forschungsort

Zanzibar ist eine Inselgruppe vor der Küste Ostafrikas im Indischen Ozean gelegen. Die Inselgruppe besteht aus den beiden Hauptinseln Unguja und Pemba, sowie weiteren kleineren Inseln. Unguja ist allgemein als „Zanzibar“ bekannt, was eigentlich nicht die richtige Bezeichnung ist. Trotzdem meine ich in meiner Diplomarbeit, wenn ich von „Zanzibar“ schreibe, die Insel Unguja. Unguja und Pemba verkörpern das Bild des Tropenparadieses schlechthin: Palmen, weiße Strände, blaues Meer und Sonne. Zanzibar liegt vor der Küste Tansanias und ist ein teilautonomes Gebiet. Seit den 1990-er Jahren wurde es ein für TouristInnEn immer beliebteres Reiseziel. Mit der Zahl der Besucher stieg auch das damit verbundene Geschäft mit dem Tourismus. Menschen aus verschiedenen Teilen der Welt migrierten dorthin, um sich ihr neues Leben auf Zanzibar aufzubauen. Auch viele Menschen mit europäischen Wurzeln leben heute dauerhaft auf Zanzibar. Entweder sie migrierten aus beruflichen oder privaten Gründen dorthin. Wenn ich danach gefragt wurde, warum es EuropäerInnen gibt, die es vorziehen in Ostafrika zu leben, anstatt in Europa und ich dann erklärte, dass Zanzibar eine Insel im Indischen Ozean ist, löste dies bei manchen Interessierten einen „Aha – Effekt“ aus: *„Na wenn das so ist!“* Auf eine Insel zu ziehen erscheint logisch. Nur weg von all der Hektik, dem Lärm, dem Leistungsdruck, dem Wollen nach mehr. Und hinein in eine friedlichere Welt, in der sich alles um Fischfang, Hängematten und Kokosnüsse dreht. Dort könnte man selbst es auch aushalten und alle Erschwernisse, Unannehmlichkeiten, Nachteile und sonstige negative Gedanken zum Thema Afrika werden blitzartig durch das schöne Bild eines weißen Sandstrandes mit Palmen und türkisem Meer ausgetauscht. Auf einer Insel scheint es, in den Köpfen vieler Menschen hier in Österreich, keine Probleme zu geben. Die Fragen nach Arbeitslosigkeit, Armut, Fremdenfeindlichkeit oder Integration stellen sich nicht mehr, wenn man doch Sonne, Strand und Meer hat. Aber es geht hier nicht um Tourismus, sondern darum, das Leben dort zu führen. Niemand serviert einen Cocktail, ohne dass er bezahlt wird. Auch nicht auf Zanzibar.

1.4. Schreibweisen und Begriffe

Ich habe mich dazu entschieden die Begriffe „schwarz“ und „weiß“ nur unter Anführungszeichen anzuwenden. Obwohl ich ein Denken in eben diesen Kategorien ablehne, verwende ich die Begriffe aus bestimmten Gründen. Sie auszutauschen gegen „afrikanisch“, „tanzanisch“, „westlich“ oder „europäisch“ war nur in seltenen Fällen sinnvoll. Wie unter dem Kapitel „Kuwa Mzungu“ noch genauer erklärt werden wird, sind mit Menschen „weißer“, oder „heller“ aussehender, Haut nicht nur EuropäerInnen gemeint. Auch stimmt der Begriff „westlich“ aus geografischer Sicht nicht und ist für meine Untersuchung zu ungenau. Ich bin mir dessen bewusst, dass es keine „schwarze“ oder „weiße“ Haut gibt. Ich wende die Begriffe jedoch zur Veranschaulichung von vorherrschenden, rassistischen Problematiken an. Denn sie wurden im Kontext meines Forschungsfeldes mit stereotypen Eigenschaften versehen, die bestimmte Menschen bezeichnet. Es ist unmöglich immer all jene Nationen aufzuzählen, um „schwarz“ und „weiß“ zu vermeiden. „Schwarz“ steht in meiner Arbeit für Menschen mit „dunkler“ aussehender Haut, oder Menschen, die auf Zanzibar als „schwarz“ gelten. Denen also Eigenschaften zugeschrieben werden, die als „schwarz“ gelten. „Weiß“ steht in meiner Arbeit für Menschen mit „heller“ aussehender Haut, oder Menschen, die auf Zanzibar mit zugeschrieben Eigenschaften versehen werden, die dort als „weiß“ gelten. Die Eigenschaften „schwarz“ und „weiß“ haben im sprachlichen Gebrauch Zanzibars besondere Bedeutungen, die noch erklärt werden. Wo immer es möglich war, habe ich diese Begriffe vermieden. Ich kritisiere diese Art zu denken.

Weiters habe ich mich dazu entschieden, die weibliche Form des Binnen-I auszuweiten. Um beide Geschlechter noch sichtbarer zu machen, schreibe ich auch andere Vokale oder Konsonanten innerhalb des Wortes groß. Die alleinige Verwendung des Binnen-I halte ich für unzureichend. Die Einzahl von ehemals „Migrant“ schreibe ich „MigrantIn“. Die Mehrzahl von ehemals „Migranten“ schreibe ich „MigrantInnEn“. Das groß geschriebene „E“ markiert die männliche Form. Das groß geschriebene „I“ markiert die weibliche Form. Wenn es die Grammatik verlangt, kann es auch dazu kommen, dass andere Morpheme groß geschrieben werden müssen, um beide Geschlechter sichtbar machen zu können. Z.B.: JedeR, ExpertInneN. Oder es erfordert nicht zwei groß geschriebene Morpheme, da ein Geschlecht bereits im Hauptwort enthalten ist. Z.B.: GesprächspartnerInnen.

Von veralteten und rassistischen Begriffen distanzieren sich. Sie finden nur Verwendung in wörtlichen Zitaten.

2. Migration

Bei den vielen Versuchen der Typisierung von Migration und MigrantInnEn nach zeitlichen, räumlichen oder kausalen Faktoren und deren Unterunterteilungen, wird auch am Beispiel der Abwandernden aus dem deutschen Sprachraum deutlich, dass eine solche Typisierung fast unmöglich ist. Wohl aber sind Tendenzen in mehrere Richtungen zu erkennen. Ich möchte ein abstraktes Bild der Migration dieser Menschen als Phänomen und Prozess zeichnen und führe in den jeweiligen Kapiteln die Einzelschicksale mit den sich annähernden Theorien zusammen, um sie miteinander in Beziehung zu stellen und ihre Anwendbarkeit zu überprüfen und gegebenenfalls zu falsifizieren oder zu bestätigen. Daher ist mein gewählter qualitativer Ansatz ein guter Weg um zu zeigen, wie beschränkt solche Theoriemodelle auf die Wirklichkeit der Menschen eingehen können. Die MigrantInnEn meiner Studie sind nicht in eine einzelne dieser Kategorien einteilbar. Sie entziehen sich streng getrennten Schemata. Es ist immer ein Zusammenspiel verschiedener Faktoren, die sie dazu brachten, ein anderes Land zum Sitz ihres Lebensmittelpunktes zu machen. Nicht nur ist es wichtig ihre Gründe zu sehen, sondern auch die zeitlichen und räumlichen Komponenten ihrer Migration in Hinblick auf ihre Lebensgeschichten in die Analyse miteinzubeziehen. Darüber hinaus kommen diese Menschen in Kontakt mit anderen Menschen, mit dem Gesetz und anderen verschiedenen Facetten des gesellschaftlichen Lebens. Und nicht zuletzt mit sich selbst, ihrer Persönlichkeit, den Vorstellungen, die ihnen wichtig sind, und ihre eigene Biografie.

2.1. Das Begriffsgerangel – Definitionen und Abgrenzung

2.1.1. Aus-, Zu-, Ab- und Einwanderer, Aus-, Zu-, Ab- und Einwanderinnen

„Wandern“ als Alltagswort im Deutschen ist mehrdeutig und wird auch mit sportlichen oder freizeithlichen Aktivitäten assoziiert, wie zum Beispiel das „Spazieren“. (Han 2005:18) Wandern setzt aber eine uneingeschränkte Bewegungs- und Reisefreiheit voraus, was auf die Zielgruppe dieser Forschung zutrifft. Sie sind in dieser Arbeit aber bewusst als Migrierende oder als MigrantInnEn genannt und als solche zu verstehen. Aus stilistischen Gründen, verwende ich an manchen Stellen die Begriffe „wandern“ als Verb, „Wanderung“ als Nomen oder Auswanderung. Jedoch mit dem Bewusstsein, dass es sich um einen aufwendigen und schwerwiegenden Prozess - und eben nicht um einen Spaziergang oder ein Abenteuer gleich einem Bungeejump handelt. Ich halte die Begriffe, die „wandern“ beinhalten, für Menschen meiner Forschung problematisch, da diese Begriffe sie nicht in die allgemeine Diskussion über das Phänomen Migration und auch nicht in die wissenschaftliche Reflektion und Analyse dieser einschließt, sondern ihnen eine Sonderrolle zuschreibt, die es nicht erlaubt, sie unter den Aspekten des Phänomens Migration zu betrachten. „Auswanderer“ hat eine positive, nicht zutreffende und verzerrende Konnotation, die ich nicht befürworte. Vielmehr halte ich es für sinnvoll auch diese Art von Migration in die Forschung stärker mit einzubeziehen und sie als Teil des Phänomens wahrzunehmen.

2.1.2. SiedlerInnen

Ein weiteres Phänomen zeigt sich mit der Verwendung des Begriffes „Siedler“. Wer sind SiedlerInnen im Vergleich zu MigrantInnEn? In Bezug auf den afrikanischen Kontinent wurden Menschen als SiedlerInnen bezeichnet, die sich im Zuge des Kolonisationsprozesses in Gebieten Afrikas nieder ließen. Mosley unterscheidet hier zwischen „Settler“ und „Planter“. Zu einem Siedler oder einer Siedlerin („Settler“) wird jemand, der/die nicht nur Land bebaut um zu exportieren, oder, wie während des Zweiten Weltkrieges, für die Nahrungsversorgung des kolonialen „Mutterlandes“ anbaut und erntet. Sondern jemand, der seine Existenz, auch seine psychische, in das Land versetzt, also auch den Gedanken hat, in diesem Land zu sterben. Ja, „zur Kolonie“ wird. (Mosley 1983:238) ProduzentInnEn („Planter“) hingegen investieren, lassen bebauen und ernten, leben aber nicht Vorort. Und verstehen ihren „Arbeitsort“ nicht als ihre Heimat. *“(…) where European producers owned land and were dependent on the labour of indigenous people (...) and [were] in competition with indigenous food producers.”* (Mosley 1983:9) SiedlerInnen müssen allerdings nicht

ausschließlich für den Export produzieren, sondern sind auch dann SiedlerInnen, wenn sie für den lokalen Markt produzieren und mit ProduzentInnEn vor Ort in Konkurrenz treten. Über Kenia schrieb die Siedlerstochter Huxley, dass Land „geleased“ wurde, das zu jener Zeit nicht von den Einheimischen selbst genutzt wurde. Allerdings zu Konditionen, die nicht auf beiden Seiten klar waren. Leasing bedeutete in den Augen der Kikuyu, dass das Land zurückgegeben werden musste. (Huxley 1997:69) Uneinigkeiten waren damit vorprogrammiert und führten in weiterer Folge zu Widerstand, da ein „Zurückgeben“ nicht im Sinne der SiedlerInnen lag. „Siedlertum“ hängt also auch davon ab, auf welche Weise das Land den Besitzer gewechselt hat, wie die Verträge zwischen welchen Parteien ausgehandelt wurden und welche Bedingungen gestellt werden.

In Bezug auf meine Forschung ist daher zu sagen, dass die in dieser Arbeit zu Wort kommenden Menschen nicht als SiedlerInnen bezeichnet werden können, da der ausschlaggebende Grund ihrer Migration nicht darin lag, an einem anderen Ort als ihrem Herkunftsland, einen landwirtschaftlichen oder anderen Betrieb zu gründen. Auch wenn dies im Zuge des Neubeginns in einen oder anderen Fall zutrifft, so ist es als eine Begleiterscheinung zu werten, nicht aber als der eigentliche Impuls das Herkunftsland zu verlassen. Allerdings könnte die Tatsache, dass sie mit der Zeit in Konkurrenz mit dem lokalen Markt treten dazu führen, dass sie zu SiedlerInnen werden und man betrachtet sie dann aus dem Blickwinkel der Problematik um Siedler im oben beschriebenen wissenschaftlichen Sinne. Denn „Siedler“ als Definition im nicht ausschließlich wissenschaftlichen Bereich, würde auf sehr viel mehr Menschen zutreffen. Zum Beispiel würde dann allein die Tatsache ausreichen, irgendwo sesshaft zu werden, also „anzusiedeln“, sich „niederzulassen“ oder „Wurzeln zu schlagen“.

2.1.3. Expatriates

Was unterscheidet MigrantInnEn von *Expatriates*? Dass es einen klaren Unterschied zwischen „MigrantInnEn“, wie ich sie untersucht habe und *Expatriates* gibt, wurde mir während eines Interviews mit Susanne bewusst. Sogenannte „Expats“ befanden sich am Nebentisch im „Stone Town Coffee House“ und diskutierten lautstark über ihr Fachgebiet, während Susanne gleichzeitig ihren Unmut über Expats kundtat. Sie hat mehrere Expats persönlich kennen gelernt und war vor allem durch die Art und Arbeit eines bestimmten sehr schockiert. Die kritische Haltung gegenüber *Expatriates* begegnete mir in einigen Gesprächen mit verschiedenen InterviewpartnerInneN. Immer wieder wurde mir eindrücklich klar gemacht, dass sie selbst sich von *Expatriates* dahingehend unterscheiden, dass diese nicht in

das Alltagsleben Zanzibars und dessen Gesellschaft eintauchen und daher ein mangelndes Verständnis und Wissen gegenüber bestimmten Dingen aufweisen. Das, was Expatriates glauben zu wissen bzw. zu verstehen, sei von theoretischer Natur.¹ „Weltweit leben Personen ein transnationales Leben, ohne gleich als Migrant bzw. Migrantin klassifiziert zu werden. Das sind zum Beispiel entsandte Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen transnationaler Unternehmen, Auslandsentsandte nationaler Regierungen, internationaler NGOs, humanitärer oder religiöser Organisationen.“ (Margesin 2010:24) Ursprünglich aus dem lateinischen von *ex* (aus, heraus) und *patria* (Vaterland) (Margesin 2010:24) wird es heute vorwiegend für Menschen verwendet, die aus wirtschaftlichen Gründen „migrieren“. Sie teilen also den Migrationshauptgrund: Arbeit, Job, Karriere und neuerdings auch „Erfahrung“. Viele ForscherInnen, vor allem im medizinischen Bereich, die Vorort für längere Zeit forschen, werden als Expats bezeichnet oder nennen sich selbst so. Dies ist einer der Hauptgründe, warum sie eben nicht zu meiner Zielgruppe zählen. Ich sehe jedoch Expatriates ebenfalls als MigrantInnEn. Ausschlaggebend für eine Unterscheidung zu meiner Zielgruppe ist nicht nur das Motiv, sondern auch die beabsichtigte Dauer des Aufenthalts und vor allem die Gestaltung des täglichen Lebens, die Wohnverhältnisse, die sozialen Kontakte und Sprachkenntnisse. Dies lässt sich allerdings bei genauerer Betrachtung sogleich wieder revidieren. Ich habe Expats getroffen, die mehr soziale Kontakte mit Zanzibaris hatten als Menschen meines Forschungsfeldes, bessere Kiswahili-Kenntnisse hatten und einen integrativeren Lebensstil führten.

Die Abgrenzung zu dieser Gruppe ist für mich persönlich vorwiegend im Migrationsgrund festzumachen. KeineR meiner Befragten hatte als Hauptgrund für die Migration Arbeit angegeben. Sie alle migrierten aus „privateren“ Gründen. Auch Hannerz Definition von Expats, „*Expatriates (or ex-expatriates) are people who have chosen to live abroad for some period, and who know when they are there that they can go home when it suits them.*“ (Hannerz 1990:243) ließe sich durchaus auch auf die meisten Menschen aus meiner Zielgruppe anwenden, was sie dennoch nicht zu Expatriates macht. Weiters ließen sich Expats weniger auf das lokale Leben ein und hätten nicht so sehr die Notwendigkeit, sich in das gesellschaftliche Leben zu integrieren. (Hannerz 1990:243) Auch diese These sei dahingestellt und von einigen meiner Beobachtungen auf Zanzibar falsifiziert, wenn sie auch oft bestätigt werden kann. Ich

¹ Ich möchte hier anmerken, dass ich diese Aussagen für verallgemeinernd halte. Ich habe auch Expats kennengelernt, die in sehr engem Austausch, Kontakt und Kommunikation zur zanzibarischen Bevölkerung stehen. Die Dauer des Aufenthaltes ist hier wiederum von Wichtigkeit, da ein zweimonatiger Aufenthalt an Erfahrungswert schwer gleichzusetzen ist als mit einem jahrzehntelangen. Jedoch kommt hier wieder die Persönlichkeit ins Spiel. Manchen Menschen gelingt es in kürzerer Zeit tiefer in eine neue Umgebung einzutauchen als manchen nach vielen Jahren.

möchte hier nochmals betonen, wie individuell und wenig verallgemeinert gesprochen, geschrieben und gedacht werden sollte. Klarer wird dies auch später in den Kapiteln, in denen auf die Personen näher eingegangen und anschließend analysiert wird.

Expats können also prinzipiell MigrantInnEn sein, genauso wie MigrantInnEn Expats. Die Community der Expats auf Zanzibar networkt jedoch anders als die von mir erforschte Gruppe. Es gibt bestimmte Orte, Lokalitäten und Inselteile, wo Treffen veranstaltet werden, oder wo sie sich immer wieder treffen. Die MigrantInnEn aus meiner Studie gehen dort nicht bewusst oder bewusst hin. Der Kontakt wird von beiden Seiten nicht gesucht und so entsteht der Eindruck von zwei „Gruppen“, die sich voneinander unterscheiden und abgrenzen. Das mag auch am mangelnden gegenseitigen Zuspruch liegen. Expats werden von den MigrantInnEn häufig als überheblich, abgehoben und fern der Realität auf Zanzibar, den Menschen, der Sprache und Kultur gesehen. Darin liegt auch eine Art Abschätzigkeit. Sie sind Fremde, die kommen und etwas „überstülpen“ wollen, die es besser wissen, die kurz bleiben ohne wirklich da zu sein und die sich für das Leben Vorort weniger interessieren als für ihre Arbeit die sie dort tun. Es gibt ihnen gegenüber also durchaus Vorurteile.

2.1.4. MigrantInnEn

Der Begriff „Migration“ stammt von dem lateinischen Wort „migrare“, beziehungsweise „migratio“, und bedeutet so viel wie wandern, wegziehen, Wanderung. Vor allem in letzter Zeit wurde in der deutschsprachigen Sozialforschung das Wort „Wanderung“ vom englischen Wort „migration“ ersetzt. (Han 2005:7) Auf den ersten Blick scheint es also keinen Unterschied zum Begriff „Auswandern“ zu geben, denn der Ursprung ist der gleiche. Doch die Bedeutungen haben sich verschoben. Diese Verschiebungen und die damit einhergehenden Vorstellungen, der wissenschaftliche Diskurs und die Anwendung, können nicht ignoriert werden. Als MigrantInnEn werden all jene Menschen bezeichnet, die dauerhaft ihren Wohnort wechseln. Diese Dauerhaftigkeit wurde in der Geschichte immer wieder neu definiert und bis heute wird „Dauerhaftigkeit“ von Staat zu Staat anders definiert und erfasst. Die Erfassung und darauffolgende Erstellung von Statistiken, hängt sehr von der vorherrschenden Politik des Landes ab. In Tanzania konnte ich keine Statistik ausfindig machen, die sich mit Emigration oder Immigration beschäftigt. In Deutschland genügt das Ummelden eines Wohnsitzes, um als (Binnen)MigrantIn erfasst zu werden. 1950 hat die UN eine Empfehlung ausgesprochen, wonach jeder Mensch, der seinen Wohnsitz für länger als ein Jahr in eine andere politische Gemeinde verlegt, als MigrantIn erfasst werden soll. 1960 wurde dies auf mindestens fünf Jahre Verlegen des Wohnsitzes geändert. 1998 revidierte die

UN nochmals und seither gilt wieder die einjährige Versetzung des Wohnsitzes. (Han 2005:7)
Hier wird die Verknüpfung von räumlichen und zeitlichen Aspekten deutlich. Erst aus dem Zusammenwirken beider Faktoren resultiert das Phänomen Migration.

In meinem Verständnis sind die Personen dieser Studie als MigrantInnEn zu bezeichnen. Menschen, die ihren Lebensmittelpunkt für unbestimmte Zeit, jedoch mindestens ein Jahr, an einen anderen Ort als ihrem Herkunftsort verlegen, benenne ich in meiner Arbeit als Migranten und Migrantinnen. Egal von welchen Herkunfts- oder Zielorten die Rede ist. Menschen permanent als MigrantInnEn zu bezeichnen halte ich dennoch für problematisch, da diese so zu ständigen Heimatlosen werden und nie ganz in die Gesellschaft aufgenommen werden. Auch der Zusatz „Migrationshintergrund“ erinnert immer wieder daran, dass diese Personen nicht wirklich „zu Hause“ sind. Es ist daher sehr darauf zu achten, wann diese zusätzliche Information wichtig ist und wann sie überflüssig wäre.

2.1.5. Selbstbezeichnungen

Unklar bleibt die Selbstbezeichnung. In meinen Interviews zeichnete sich keine Tendenz zu irgendeiner Eigenbezeichnung ab. Weder hat sich jemand als Auswanderer, noch als MigrantIn bezeichnet. Sehr wohl jedoch als „Mzungu“, „Ausländer“ oder „Europäer“. Der Grund dafür ist ein praktischer. Ich halte es für unüblich sich selbst als etwas oder jemanden zu bezeichnen. Vor allem dann nicht, wenn man nicht explizit danach gefragt wird. Ich habe diese Frage nicht gestellt und wollte aus den Ausführungen der Befragten meine Schlüsse ziehen. Eindeutig abgelehnt wurde die Identifikation mit Expats. Nur eine Person sprach von sich selbst als Zanzibari.

2.1.6. Das Eine schließt das Andere nicht aus

Sobald man sich entschließt etwas zu benennen, bekommt es einen Hauch von Starre und Unflexibilität. Die Grenzen der hier gegenüber gestellten Begriffe können fließend ineinander übergehen. Das bedeutet, dass sich die Bezeichnung für ein und dieselbe Person verändern kann. MigrantInnEn können durch ihr Verhalten zu SiedlerInnen werden. „AusländerInnen“ zu „InländerInnen“ oder zu einem Wandernden im philosophischen Sinn. Auch wenn ich einen migrationstheoretischen Ausgangspunkt für meine Betrachtungen wähle, kann die Analyse ergeben, dass sich manches aus bestimmten Gründen nicht mehr aus dieser Sicht betrachten lässt und es angebracht wäre eine neue Perspektive einzunehmen.

2.2. Phänomen „Auswandern“

Einleitend ist zu sagen, dass die Dokumentation über EmigrantInnEn lückenhafter ist, als die Dokumentation über Immigration. Vor allem nach dem Zweiten Weltkrieg war es interessanter, die Menschen, die in das Land kommen, zu zählen, als jene, die das Land verlassen. Das liegt einerseits daran, dass das Hauptaugenmerk bis heute auf der Einwanderung liegt und die Definition von „Auswandern“ zu ungenau ist, um diese Menschen erfassen zu können. Hier spielt auch die Selbstwahrnehmung der MigrantInnEn eine große Rolle. (Ette/Sauer 2010:35) Außerdem ist die Auswanderung ein bisher quantitativ vernachlässigtes Phänomen. Und die Datenerfassung stellt einen hohen methodischen Aufwand dar. (Ette/Sauer 2010:35) Häufig fehlen statistische Erfassungen und Auswertungen. Die Einwanderungszahl ist im deutschen Sprachraum im 20. Jahrhundert faktisch größer als die Auswanderungszahl. Doch dem voraus ging eine historisch vergleichsweise lange Geschichte der Auswanderung. (Ette/Sauer 2010:47) Ich möchte in diesem Kapitel Daten und Informationen aus Deutschland immer wieder zu Daten aus Österreich und der Schweiz in Beziehung setzen. Durch die geographische Nähe lassen sich oft, wenn auch nicht immer, Parallelen ziehen und ergänzen so fehlende Informationen zumindest für das Verständnis der Entwicklungen.

Bis Mitte des 18. Jahrhunderts waren Auswanderungen aus Österreich-Ungarn meist religiös und politisch motiviert. Konflikte zwischen KatholikInnEn und ProtestantInnEn, erste Vertreibungen von Juden und Jüdinnen im 17. Jahrhundert und die Folgen des Dreißigjährigen Krieges veranlassten betroffene Gruppen vorwiegend nach Deutschland und in die USA auszuwandern. (Neyer 1996:14) Deutschland galt zu jener Zeit noch als Einwanderungsland, nicht jedoch als Auswanderungsland, wodurch die Bevölkerungszahl anstieg. Die Auswanderung aus Deutschland gewann erst Mitte des 18. Jahrhunderts an Bedeutung - vorerst nach Osteuropa - und zeitgleich entwickelten sich auch erste transatlantische Wanderungsbewegungen von Deutschland ausgehend. (Ette/Sauer 2010:48) In Deutschland stieg die Auswanderung nach Übersee bereits 1830 zur Massenbewegung auf, (Ette/Sauer 2010:49) in Österreich-Ungarn erst mit der Auswanderungsfreiheit durch das Staatsgesetz 1867². 1867 ist auch das Jahr, in dem der „Norddeutsche Bund“ gegründet wurde, beziehungsweise verfestigte sich 1870/71 ein mitteleuropäischer deutscher Nationalstaat. Erst von da an kann von einer Auswanderung aus einem Deutschen Reich

² Davor war es untersagt zu emigrieren, da es Ziel war, die Bevölkerungszahl zu steigern. Nicht genehmigte Emigration wurde bestraft.

gesprochen werden. Bis dahin existierten kleinere deutsche Einzelstaaten, die sich gegenseitig als Ausland sahen. (Ette/Sauer 2010:48) Bis 1914 wanderten rund 5,5 Millionen Deutsche nach Übersee aus. Die durch die Industrialisierung verbesserten Transport- und Reisemöglichkeiten machten die Auswanderung zu einem Massenphänomen. (Neyer 1996:15) *„Zwischen 1876 bis 1910 wanderten mindestens 5 Millionen Menschen aus Österreich-Ungarn aus. Etwa 30% dieser MigrantInnen verblieben in Europa; 70% gingen nach Übersee.“* (Neyer 1996:15) Beliebtestes Auswanderungsziel der Deutschen sowie der Österreich-Ungarn waren die USA, Kanada, Brasilien und Argentinien. Wenige gingen nach Australien. Asien und Afrika waren in der Statistik ganz zum Schluss gereiht. (Faßmann 1996:35, Ette/Sauer 2010:49)³ Nach Afrika gingen zwischen 1876 und 1910 rund 1771 Menschen aus Österreich-Ungarn.⁴ Für Deutschland waren keine Zahlen auffindbar.

Im 19. und 20. Jahrhundert waren die Hauptgründe um auszuwandern das ökonomische und politische Ungleichgewicht, wirtschaftliche Umbrüche wie die Krise in der Landwirtschaft.⁵ (Faßmann 1996:20) Die Arbeitsmigration in die (umliegenden) europäischen Länder setzte ein, nach Übersee versuchten die Menschen der „Proletarisierung“ zu entfliehen. (Faßmann 1996:21) Im Gegensatz zu heutigen Migrationstheorien, die besagen, dass zur Abwanderung ein bestimmtes Budget zur Verfügung stehen muss und daher selten Menschen aus finanziell ärmeren Verhältnissen wandern, wanderte in die USA bis 1920 vorwiegend *„eher verarmte ländliche Unterschichten, gesellschaftliche „Verlierer“ eines Industrialisierungsprozesses, ethnische Minderheiten und die Bevölkerung peripherer und entwicklungsschwacher Regionen der Monarchie.“* (Faßmann 1996:41) Ganz anders die Situation der Zuwanderer nach Afrika, die vorwiegend aus KolonialbeamtInnEn, ForscherInnEn, MissionarInnEn und SiedlerInnEn bestand. Wobei die SiedlerInnen unter völlig anderen Rahmenbedingungen der staatlichen Förderung in die Afrikanischen Gebiete wanderten.⁶ Äthiopien wurde 1925 nach veröffentlichten Berichten eines Afrikareisenden, der das Land als „El Dorado“ für Arbeitssuchende und „Land ohne Hunger“ bezeichnete, interessant für Auswandernde. Wenn es auch nur wenige waren, sorgten sie doch für mediales Aufsehen. (John 1996:107) Hauptziel wurde nun aber Südamerika, im Speziellen Brasilien, wo auch Land erworben wurde.⁷

³ Die Zahlen über die Auswanderer wurden den Hafenstatistiken entnommen. Es ist anzunehmen, dass die Zahlen daher ungenau sind und die Dunkelziffer der MigrantInnen im Allgemeinen höher liegt. (vgl. Neyer und Faßmann 1996)

⁴ über die Dauer des Aufenthalts sagen diese Zahlen allerdings nichts aus.

⁵ Rückgang der Subsistenzwirtschaft hin zu Großgrundbesitz.

⁶ Vgl. Kapitel „SiedlerInnEn“

⁷ Vgl. das Projekt „Dreizehnlinden“ (vgl. Kuhn 2008)

In den 1920-er Jahren war es in Österreich und Deutschland beliebt auszuwandern. Menschen aus Österreich-Ungarn wählten häufig Deutschland als Zielland und umgekehrt. Die meisten Auswandernden dieser Zeit stellten Deutschland, England und Österreich-Ungarn. (Faßmann 1996:35) *„Zwei Drittel aller AuswanderInnen des Zeitraums 1876 – 1910 waren Männer, lediglich ein Drittel Frauen. (...) Mehr als 75% aller AuswanderInnen waren zwischen 14 und 40 Jahre alt, (...) Mehr als die Hälfte der MigrantInnen kam aus der Landwirtschaft, fast 30% waren ArbeiterInnen.“* (Faßmann 1996:37) Die Gründe für die Auswanderungen waren geringes Wachstum in vielen Beschäftigungsbereichen, die Stagnation des Erwerbsangebotes und zeitgleich ein starkes Bevölkerungswachstum. (Ette/Sauer 2010:49) Außerdem ist ein Ungleichgewicht innerhalb deutscher Auswanderung zu beobachten. Dies hängt mit unterschiedlichen landwirtschaftlichen Ernteaufträgen und Arbeitsplatzangeboten in den verschiedenen Regionen Deutschlands zusammen. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts waren nicht mehr so sehr wirtschaftliche Faktoren ausschlaggebend für den Auswanderungsboom, sondern die Weiterentwicklung und der Ausbau von Land-, Schienen und Seewegen. (Ette/Sauer 2010:49) Die österreichische Regierung sah in der Auswanderung eine willkommene Möglichkeit, die Zahl der Arbeitslosen nach dem Ersten Weltkrieg zu senken. Doch sollte die Emigration kontrolliert werden. Das Österreichische „Wanderungsamt“ stand den Auswandernden mit Rat und Tat zur Seite. Eigene Zeitschriften, die sich mit dem Thema befassen, entstanden, und erinnern stark an heutige Fernsehsendungen zum gleichen Thema („Übersee“, „Der Auswanderer“). Neben dem Wanderungsamt entstanden außerdem Vereine namens „Neue Heimat“, „Alpenländischer Auswandererverein“, „Verein deutschösterreichischer Auswanderer“ und die „Kolonisationsgesellschaft“, sowie einige private Initiativen. (John 1996:106) Viele Auswanderungswillige scheiterten an zu niedrigem Startkapital oder schenken den mittlerweile entstandenen „Auswanderervereinen“ und ihren dubiosen Versprechungen zu viel Glauben. Die Gründe für die Auswanderungsbereitschaft der ÖsterreicherInnen waren die andauernde Notlage nach dem Krieg, die hohe Arbeitslosigkeit sowie politische Umbrüche und Unsicherheit. (Neyer 1996:13) Berichte von erfolgreichen VorgängerInnen beeinflussten die Interessen der Auswandernden und ihre Zielwahl. Die Bedeutung von Verwandtschaftsbeziehungen oder Bekannten und Freunden aus derselben Heimat war für die Entscheidung, ebenfalls auszuwandern, groß. (Faßmann 1996:50) Interessant im Vergleich: Für die MigrantInnen meiner Studie jedoch war dies irrelevant. Viele Menschen scheiterten auf Grund der hohen Kosten, rund 20% wurden zu „Rückwandernden“ oder wanderten weiter. (vgl. Faßmann 1996, Neyer 1996) Mitbeeinflusst hat zu jener Zeit die Auswanderung auch sehr stark die Situationen in den Zielländern, die bis

1920 noch offen für Zuwanderung waren. Zwischen dem Ersten und Zweiten Weltkrieg war Arbeitslosigkeit kein Grund mehr auszuwandern. Vielmehr standen und stehen Arbeitslosigkeit, beziehungsweise Chancenlosigkeit im Herkunftsland, und die Situation, die das Zielland zu bieten hat, in wechselseitiger Wirkung. (vgl. John 1996) Österreichische und deutsche Vertretungsorgane versuchten im In- und Ausland die vermehrte Aufnahme von Auswandernden zu erwirken. Dann jedoch begannen nach und nach alle Überseeländer strengere Zuwanderungspolitik zu betreiben. (Faßmann 1996:22) Dies machte Afrika, vor allem mit Aufkommen des Naziregimes, interessanter, denn selbst für Flüchtlinge wurden die Einreisebestimmungen für die USA, Kanada und die südamerikanischen Staaten nicht gelockert. „Bizarrer Höhepunkt“ war eine Anfrage der österreichischen Regierung 1933, ob die Gründung einer Kolonie in Afrika für Österreich möglich wäre, um die Arbeitslosigkeit zu überwinden. (John 1996:95) Bei der Betrachtung seitens der MigrantInnEn in Afrika lässt sich aber ein Unterschied in den Migrationsmotiven der Auswandernden in die USA und Südamerika zu jenen, die nach Afrika wanderten, ausmachen. Während die Gebiete „Übersee“, also USA, Kanada, Südamerika und Australien, eher als Land neuer Chancen galten, war die Auswanderung nach Afrika als kolonisierter Kontinent von anderer ideologischer Bedeutung. Hier trat viel stärker die Landnahme von „unbebautem Gebiet“, kulturelle Ausweitung des europäischen Geistes, „rassische“ Unterwerfung, Unterstützung der Heimatländer durch die Kolonien und „christliche Bekehrung“ in den Vordergrund.

Während des zweiten Weltkrieges wurde die einst freiwillige Auswanderung zur Zwangsmigration. 1941 wurde in Deutschland ein Auswanderungsverbot erlassen, das die Ausrottung der Juden und anderer Bevölkerungsgruppen zum Ziel hatte. (Ette/Sauer 2010:53) Nach dem Zweiten Weltkrieg war die Zahl der Auswandernden in Deutschland und den übrigen europäischen Staaten stark rückläufig, da die Menschen mit dem Wiederaufbau beschäftigt waren. Auch wurde das Hauptinteresse durch die Einwanderungsregelungen der Alliierten nicht auf die Auswanderung gelegt. (Ette/Sauer 2010:54) Erst durch die Gründung der Bundesrepublik und die Akzeptanz von deutschen Einwandernden seitens der USA, Kanada und Australien, stieg die Zahl der Auswanderer aus Deutschland um 1950 wieder an. (Ette/Sauer 2010:54) Seit 1945 wanderten ca. eine halbe Million ÖsterreicherInnen aus und blieben im Ausland. Beliebter wurden innereuropäische Wanderungen, vor allem nach Deutschland und in die Schweiz. Die Zahl derer, die Übersee wanderten, ging zurück. Südafrika, Australien, Brasilien und Argentinien wurden immer beliebter. (Neyer 1996:20) In der direkten Nachkriegszeit bis in die 1960-er Jahre wurden in Deutschland und Österreich Auswanderungen noch teilweise staatlich gefördert. Staaten, die an ausländischen

Arbeitskräften und MigrantInnEn interessiert waren, bemühten sich diese anzuwerben. Die Staaten standen in ständigen Verhandlungen über Auswandererwerbungen. (Ette/Sauer 2010:55) Südafrika unterhielt ein Einwanderungsbüro in Österreich. Im Zeitraum zwischen 1945 und 1993 wanderten rund 25000 ÖsterreicherInnen nach Südafrika aus. Heute leben dort zwischen 13000 und 15000 ÖsterreicherInnen. (Obrecht 1996:634) *„Zum überwiegenden Teil basierten all diese Auswanderungen auf persönlicher Initiative, waren motiviert durch die Aussicht auf bessere Einkommens- oder Aufstiegschancen, auf persönliches Lebensglück oder größere individuelle Entfaltungsmöglichkeiten.“* (Faßmann 1996:24) Eine Individualisierung der Auswanderung setzte ein.

Entwicklungspolitische Interessen und nicht-konfessionelle Entwicklungshilfeorganisationen locken seit den 60-er Jahren viele Menschen in sogenannte „Entwicklungsländer“. Afrika wird neuerdings aus einem anderen Blickwinkel interessant. Werbungen von Universitäten für Auslandssemester und Austausch im afrikanischen Raum häufen sich. Sozialeinrichtungen, Vereine, NGO's und Reiseveranstalter entdecken Afrika nun abermals. Der Boom von Freiwilligendiensten, unbezahlten Praktika für „die Armen dieser Welt“, Auslandserfahrungen, Sprachferien im immer noch exotischen Afrika, bis hin zu gebuchten und zu bezahlenden Reisen, Slum-Erfahrung und Schulaufbauarbeiten inklusive, reißt nicht ab. Auch diese Erfahrungen können in manchen Fällen die Möglichkeit des Auswanderns in Erinnerung rufen, wenn es nicht die geknüpften Kontakte bereits geschafft haben.

Die Auswanderungszahl überstieg 2005 sogar wieder die Einwanderungszahl und es gab in Deutschland die größte registrierte Auswanderungsrate seit 1954, was den Diskurs über Auswanderung ankurbelte. Mitte der 1980-er Jahre stieg die Auswanderung aus Deutschland deutlich an, sank dann aber auch recht rasch wieder ab. (Ette/Sauer 2010:56) Das Thema ist aus der politischen und medialen Diskussion nicht mehr wegzudenken. (Ette/Sauer 2010:11) Ganz im Gegensatz zur Situation in Österreich, wo die Hauptaufmerksamkeit immer noch auf Zuwanderung liegt. Jeder fünfte Deutsche gab 2007 in einer Umfrage an, Deutschland verlassen zu wollen. (Ette/Sauer 2010:11) Die Gründe für diese jüngsten Auswanderungen sind ein geeigneter Studienplatz⁸ oder es handelt sich um *„Ruhesitz- oder Lifestyle-Migranten, die sich auf der Suche nach attraktiveren Wohnumfeldern für eine Auswanderung oder eine transnationale Lebensform entscheiden.“* (Ette/Sauer 2010:12) Zudem kommt die Wirtschaftskrise der letzten Jahre und die dadurch bedingte Arbeitslosigkeit als weiterer Faktor Deutschland zu verlassen. Zwischen 2005 und 2007 wanderten rund 150 bis 1000 Deutsche nach Tanzania aus. (Ette/Sauer 2010:77) Afrika im Gesamten und Tanzania im

⁸ Hierzu gibt es bereits eine breite politische und mediale Diskussion über die Zuwanderung deutscher Studierende auf die Österreichischen Universitäten.

Speziellen sind als Auswanderungsziele quantitativ von eher geringerem Interesse für die Deutschen. Der Beobachtung des „Brain Gain“ in Deutschland, das heißt der Abwanderung Hochqualifizierter, kann meine Studie einige interessante Aspekte hinzufügen. Denn zwei meiner Gesprächspartnerinnen sind Hochschulabsolventinnen. Auch wenn ihr (primärer) Hauptgrund zur Migration nicht im beruflichen Bereich lag, so stellen sie doch einen Verlust von Hochqualifizierten in ihren Herkunftsländern dar. Hiermit wäre gezeigt, dass ein „Brain Gain“ nicht nur von „Entwicklungsländern“ in „Industriestaaten“ erfolgt. Und, dass berufliche Gründe auch unter HochschulabgängerInnen nicht die schwerwiegendsten sein müssen, wenn es darum geht „auszuwandern“.

Die meisten Arbeiten zum Thema „Emigration aus Europa“ befassen sich mit Bewegungen aus Europa im Zuge von Siedlerkolonialismus, Kolonialismus und Flucht im Ersten, vor allem aber im Zweiten Weltkrieg. „Der Onkel aus Amerika“ streift bis heute durch den deutschen Sprachgebrauch und bezeichnet oftmals ein migriertes Familienmitglied, das Übersee Erfolg hatte und im besten Fall sogar reich geworden ist. Wo Amerika ist, und dass es auch häufig als Pseudonym für alle möglichen Orte verwendet wird, die weit weg sind, ist halb so genau. (vgl. Würmann 2007:86-103) Wichtig ist aber, dass der Migrierende hier bereits mit einer Konnotation versehen wird. „*Der reiche Onkel gehört wie der Indianer unter dem Fokus des „edlen Wilden“, wie der einsame Held in der Wildnis,...*“ (Würmann 2007:87). Die Erwartungen und Vorstellungen der Zurückgebliebenen ähneln außerdem jenen Vorstellungen tanzanischer Jugendlicher über Europa. Und der Sehnsucht es Verwandten, Bekannten und Freunden, die dahin migriert sind, nachzumachen. Sie haben die Vorstellung, dass die MigrantInnen in Europa längst reich sein müssten, da sie ja nun im „gelobten Land“ sind. Vergleichbar also mit den Vorstellungen über den Onkel aus Amerika, der reich sein muss, da Amerika als das Land der unbegrenzten Möglichkeiten gesehen wurde/wird. Bezogen auf Afrika und der Menschen, die dort hin migrierten, gehen die Stereotype über die Migrierenden, mit denen über das Land oder den Kontinent, seinen Menschen, Sitten und Kuriositäten, einher. Das Bild, das über den jeweiligen Ort gezeichnet wurde, steht also in enger Verbindung mit dem Bild der Menschen, die es bereisen oder gar dorthin „auswandern“. Die exotischen Vorstellungen und Stereotype über Afrika, die aus Reiseberichten bekannt waren, machten die Reisenden selbst - Missionare, „Entdecker“, Forscher und alle anderen, die sich dahin wagten - zu abenteuerlustigen, waghalsigen, leicht verrückten, aber dennoch mutigen Figuren, die sich tapfer den vielen Gefahren Afrikas aussetzten, um die restliche Welt über das Vorgehen dort zu informieren. So wurde aus

Erzählungen, Berichten, einigen Lügen und vielen Vermutungen ein Raum geboren, der dem Paradies gleichen musste und sich von der Heimat ganz und gar unterschied.

„Genauso träumten die Menschen seit alters her von wunderbaren Gegenden jenseits der vertrauten Meere und Gebiete, wobei bereits die antiken Geografen hinter den Säulen des Herkules, westlich der Straße von Gibraltar, im Atlantischen Ozean einen paradiesischen, Glückseligkeit verheißenden Wunschort lokalisiert. Der Westen wurde – als Raum und als Idee – zum Brennpunkt menschlicher Sehnsucht nach einem glücklichen, von Mühsal und Leid befreiten Dasein, eine Vorstellung, die die Aufnahme der europäischen Entdeckung Amerikas maßgeblich bestimmte.“ (Würmann 2007:88)

Was Würmann über Amerika schreibt, könnte so heute auch für Afrika gelten. War im 19. und anfänglichen 20. Jahrhundert Afrika noch der wilde, gefährliche und dunkle Kontinent, so könnte es sich nun zu jenem paradiesartigen Ort entwickelt haben, als das Amerika einst gesehen wurde - eine Tendenz in Richtung Ursprünglichkeit, weniger arbeiten, oder zumindest ein Mehrwert des eignen Kapitals, weniger Konkurrenz, lebenswertere Umwelt und Umstände. Mit ein wenig High-Tech und der nötigen medizinischen Versorgung kann Afrika diesen Vorstellungen heute schon immer öfter entsprechen. Wenn diese Denkweise auch noch nicht zum Mainstream gehört und von kritischen, besorgten Stimmen noch übertönt wird. Der Traum vom materiellen Glück wandelt sich im Falle der Migration nach Afrika, zumindest in meiner Forschung, zum Gegenteil. Es ist genau das Umgekehrte, nämlich der Verzicht auf das Streben nach Reichtum wie es in den Herkunftsländern erfahren wurde. Dies ist sicher nicht zu verallgemeinern, denn Beispiele von ausländischen Investoren auf Zanzibar, würden ein entsprechend anderes Ergebnis liefern. „Der reiche Onkel aus Amerika“ könnte heute anders interpretiert werden, zum Beispiel als „der/die an Erfahrung, Zeit und Freude reiche Onkel/Tante aus Afrika“. Einige der MigrantInnEn haben mir davon erzählt, wie ihre Familien und Freunde mit ihnen als MigrantInnEn, die in Tanzania leben, umgehen und welches Bild sie von ihnen und ihren tanzanischen Partnern haben. Sie gelten meist nicht nur als etwas „anders“ hinsichtlich der Prioritäten in ihren Leben, sondern auch als Exoten. Gerne werden sie auch von ihren Lieben im Paradies besucht. Es ist immerhin nicht unschön jemanden zu kennen, der auf einer tropischen Insel mit Sandstrand, Palmen und türkisblauem Meer lebt. Die Besuche werden als Urlaub genutzt. Melanies Ehemann Hamad wird von den Kindern ihrer schweizer Familie auch als „der coole afrikanische Onkel“ gesehen.

Fernsehsows wie „Die Auswanderer – Good Bye Deutschland“ (VOX), „Tschüss Deutschland“ (RTL), „TV – Reportage: Auswandern für RTL. Umzug in ein neues Leben“,

oder „Ich wandere aus – meine neue Chance“ (ATV) werden Menschen mit der Kamera begleitet, die ihr Heimatland verlassen und anderswo ihr Glück versuchen. Sie sind im deutschsprachigen Raum ein Quotenhit. „*Die Auswanderer-Dokus spiegeln die Sehnsüchte der Leute wider – jeder hat doch auch irgendwie den Traum vom Haus am Meer!*“, begründet etwa Jasna Sonne den anhaltenden Umsiedler-TV-Trend. (Auswanderer ATV) Ein neues Leben zu beginnen wird als Abenteuer propagiert und verkauft. Mit Texten wie: „*Sie haben die Nase voll von alten Zöpfen und festgefahrenen Mustern? Sie wollen beweisen, dass Sie auch im Ausland flexibel, kreativ und mobil sein können? Sie beabsichtigen einen Neuanfang in der Fremde und möchten sich Ihren langersehnten Traum vom Auswandern erfüllen? Und das gleich mit der ganzen Familie?*“ (Tschüss Deutschland) wird suggeriert, dass das eigene Land, in jenen Fällen Deutschland, langweilig sei, es an Moral und Abwechslung fehle und der Stress ohnehin die Überhand gewonnen hat, was ja im Leben schließlich nicht alles sein kann. Nur in der Ferne, so die Botschaft, kann das wahre Leben noch zu finden sein. Eine sehr problematische und vereinfachte Darstellung der Situation auf Seiten der Sendeländer sowie auf Seiten der Zielländer, die der Wirklichkeit nur ansatzweise und in Bruchteilen nahekommen kann. Was im Ausgangsland vorhanden ist wird entwertet, während das, was den Menschen im Zielland erwartet, aufgewertet oder in übertriebenem Maße bewundert wird. Die Welt erfährt eine Teilung in Gut und Böse und auch von MigrantInnEn selbst wird diese Strategie häufig angewandt um Ängste und Schuldgefühle zu leugnen. (Grinberg/Grinberg 1990:7) In gleicher Weise funktioniert dies umgekehrt, wenn das Zielland nach der Ankunft entzaubert wird. Auch wenn durch derartige Medieninszenierungen sichtbar gemacht wird, dass es dieses Phänomen der Migrationen vom Norden weg gibt, so sind sie doch heftigst zu kritisieren und in Frage zu stellen. Die Migrationen aus den Staaten Österreich, Deutschland und der Schweiz in andere Länder werden heute kaum in kritischer Weise betrachtet oder reflektiert. Es scheint ein Selbstverständnis zu sein, dass Menschen dieser Länder über das Recht der Bewegungsfreiheit verfügen und nutzen können. Die Problematiken, die dadurch für die einzelnen Personen, für die Sende- sowie für die Zielländer entstehen, werden im öffentlichen Diskurs kaum thematisiert.

Als Gründe für die Auswanderlust werden von den Machern der Sendungen „Liebe, Abenteuerlust und neuer Job“ (Auswanderer ATV) angegeben. In Kombination mit den oben genannten Gründen des Überdrusses an festgefahrenen (gesellschaftlichen) Mustern der Konkurrenzsender und der von vielen Seiten her geschürten Paradiesvorstellung einer Insel, trifft dies trotz allem Populismus und Oberflächlichkeiten auch teilweise und in groben Zügen auf die von mir Befragten zu. Hier jedoch ist es wichtig genau zu hinterfragen, aus

verschiedenen Blickwinkeln zu betrachten; die wissenschaftliche, literarische und gesellschaftliche Sicht miteinzubeziehen; die Stimme von Beteiligten und Betroffenen zu hören, sowie die gewonnenen Erkenntnisse in einen größeren Kontext einzubetten, um einseitige Tendenzen und Bewertungen zu vermeiden und die Vielschichtigkeit zu verdeutlichen. Auffällig ist, dass in allen Diskursen über Migration aus deutschsprachigen Gebieten, egal aus welchen Gründen, von „Auswanderung“ die Rede ist. Das zeigt, dass die Perspektive immer eine Innenperspektive ist, von der aus geforscht und betrachtet wird und die Relevanz von „Auswanderungen“ nicht genügend als Teil von Migration verstanden wird.

2.3. Migration im Kontext Afrika

2.3.1 EuropäerInnEn in Afrika (prä)kolonial

Migration vom Norden in den Süden ist heute ein selten beleuchtetes Phänomen. Doch historisch gesehen wurden EuropäerInnEn in Afrika immer wieder interessiert beobachtet. Es liegen Berichte über Erfahrungen von MissionarInnEn, Reisenden, SiedlerInneN und Kolonialbeamten vor. Wie früh der Kontakt Europas mit Afrika tatsächlich begann, ist umstritten. In ersten Berichten aus den Schriften des Griechen Herodots um ca. 450 v.Ch. sind zwar in eindrucksvoll bildlicher Sprache erste Beschreibungen Ägyptens und Äthiopiens zu finden, jedoch besteht auch Grund zur Annahme, dass seine Beschreibungen nicht Berichte seiner eigenen Reisen sind, sondern Interpretationen persischer Quellen, die er mit griechischer Bildersprache versehen haben könnte. (vgl. Hofmann/Vorbichler 1979) Die Römer hielten sich bis in die ersten nachchristlichen Jahrhunderte in Nordafrika auf und auch in dem überlieferten literarischen Quellen und Berichten von Soldaten, sind von Expeditionen in die Sahara und weiter in den Süden die Rede. Es wird weiters angenommen, dass es Transsahararouten gab, die durch die Wüste führten und an deren Endpunkte in Nordafrika und südlich der Sahara reger Austausch und Handel stattfand.⁹ Jene Handelsrouten zu den Königreichen südlich der Sahara galten auch als Straßen transkultureller Kommunikation (Meyer 1980:13). Unter anderem konnte sich so der Islam weit in den Süden des Kontinents verbreiten. Im 15. Jh. starteten die Portugiesen unter Prinz Heinrich („dem Seefahrer“) erste Versuche am Meerweg Afrika weiter nach Süden hin zu erkunden.¹⁰ Je nach Quelle hatte dies unterschiedliche Gründe: entweder die Suche nach (Boden)Schätzen und Ressourcen (Padmore 1936:20), oder den Versuch, den arabischen Zwischenhandel auszuschalten, alle Umwege der Waren einzusparen um sich dadurch wirtschaftliche Vorteile gegenüber dem Orient, Asien und Italien zu sichern. (Noisser/Steinberg 1984:18, Meyer 1980:15) Bis dato waren von der Welt jenseits der Sahara nur vage Gerüchte über reiche Gebiete und seltsam anmutenden Menschen bis nach Italien gedrungen. Der Impuls, dem nachzugehen, Neues kennenzulernen und den Horizont zu erweitern entsprang dem mittelalterlichen Wunsch, die Schranken frommer Bildung des mittelalterlichen Weltbildes zu sprengen. (Meyer 1980:15) An oberster Stelle des Dranges der Portugiesen stand die Suche nach Gold, von dem es im Süden angeblich genügend gab, wie Berichte über den König Mansa Musa zeigten. Und

⁹ Vgl. Mitschriften der Lehrveranstaltungen bei Ingeborg Grau (Geschichte Westafrikas, Geschichte Zentralafrikas, Geschichte Ostafrikas), Michael Zach (Geschichte Nordafrikas) und Herbert Eisenstein (Einführung in die klassisch Arabische Geschichte)

¹⁰ Nachdem die Umseglung des Kontinents ebenfalls laut Herodot bereits um Christi Geburt von den Ägyptern geschafft wurde und die Araber inzwischen schon weit in den Süden vorgedrungen waren.

schließlich ging es darum, gegen den Islam vorzugehen, war Portugal doch vom 8. bis ins 13. Jh. von den islamischen Mauren besetzt. (Meyer 1980:16) Im gleichen Atemzug wird der Versuch von Missionierung zum Christentum genannt. Grund genug den Aufbruch nicht weiter hinauszuzögern. Der wohl berühmteste Name dieses Prozesses ist Vasco da Gama, der 1487 aufbrach, um über die westafrikanische Küste und das Kap im Süden und Ostafrika nach Kalkut in Indien zu segeln. Anfänglich wurden lediglich einzelne Stützpunkte an den Küsten angefahren, in denen Handel betrieben wurde, ins Landesinnere drangen sie noch nicht vor. An der Küste Ostafrikas, mit seinen blühenden Handelszentren, machte sich die Vereinnahmung durch König Manuel von Portugal besonders bezahlt. *„Die ostafrikanischen Städte wurden gezwungen, einen jährlichen Tribut als Zeichen der Abhängigkeit an den Herrscher von Portugal zu entrichten.“* (Meyer 1980:18) An der Westküste übernahmen die Portugiesen ebenfalls große Teile des Handels mit den für sie wichtigsten Gütern und hatten so auch großen Einfluss auf den innerafrikanischen Handel, der zu stagnieren begann und sogar teils zum Erliegen kam. Im Königreich Kongo entstand schließlich eine Kooperation mit dem König der Bakongo und in diesem Zusammenhang die erste Mission der Portugiesen. Der Erfolg war deutlich sichtbar, denn der Manikongo trat zum Christentum über und reiste nach Portugal. (Johnson 2008:14) Erste Anfänge des Sklavenhandels machten sich um 1530 bemerkbar. Die Portugiesen brachten Sklaven nach Europa, was sich zu jener Zeit jedoch noch als wenig lukrativ erwies. Andere Waren waren für den europäischen Markt interessanter und erst mit der „Entdeckung“ Amerikas und die Expansion dort hin wurde der Sklavenhandel aus Afrika wirklich interessant und rentabel, da die Einheimischen in drastischer Zahl von den Neuankömmlingen ermordet wurden, kamen nun zur Bewirtschaftung des Landes nur robust erscheinende Menschen aus Afrika in Frage. (Padmore 1936:20) Sehr bald stellte sich der Sklavenhandel als eine sehr gewinnbringende wirtschaftliche Maßnahme heraus, womit der Kampf der europäischen Staaten auf einen Anteil in diesem Geschäft begann. Während bisher Portugal und Spanien Monopolstellungen inne hatten, strebten nun England, Frankreich und schließlich Holland nach Afrika. Große Handelshäuser entstanden und Banken, die vom Gewinn des Sklavenhandels bis heute in aller Ohren klingen, wurden gegründet.

Fragwürdig ist die Behauptung von Robert Fritz, dass Deutschland 1682 erstmals versuchte eine Kolonie an der Goldküste zu errichten, was aber aus klimatischen und gesundheitlichen Gründen scheiterte. (Robert 1883:18) Mit ihnen kamen die „Entdecker“, die in Expeditionen an den Küstenregionen des Kontinents zu forschen begannen. Auf Grund von Berichten über die Grausamkeit des Sklavenhandels, formierte sich eine Anti-Sklaverei Bewegung, die später

zum Verbot des Sklavenhandels führte. Aus dieser Bewegung, die von aufständischen SklavInnEn, Zivilpersonen, ForscherInneN, MissionarInnEn und HändlerInneN unterstützt wurde (Meyer 1980:21), begannen die Erkundungen des Landesinneren am afrikanischen Kontinent, über die großen Flussläufe. Hintergrund war nicht nur ein Wissensdurst über das fremde „Land“, sondern auch das Ausdehnen der Handelsbeziehungen weiter ins Land hinein. Grundstein hierfür war die Gründung der Britischen Afrika - Gesellschaft 1788 (Meyer 1980:22). Forscher, wie die Österreicher Oscar Baumann, Alfred Sigl und andere, waren aber oft nicht nur von Abenteuerlust übermannt, sondern strebten vielmehr durch Leistungen in der Forschung einen guten (universitären) Posten nach ihrer Rückkehr in der Heimat an. (Plankensteiner 2007:270) Bis 1871 waren weite Teile erkundet worden und der Scramble um Afrika konnte, basierend auf diesen Erkenntnissen um die Beschaffenheit des Landes, beginnen. Missionare, Forscher und Reisende waren damit in gewisser Weise Wegbereiter des Kolonialismus, wissentlich oder unwissentlich gleichermaßen.

Beschreibungen, Briefe und Geschichten von Afrika-Reisenden, Forschern und Missionaren wie Viator 1852, der jedoch selbst nie in Afrika war, prägten das Bild über die Menschen und den Kontinent. Diese Schriften bildeten mit der Zeichnung rückständiger, vom Satan heimgesuchter, blutrünstiger Völker denen man helfen musste, Anschluss an die zivilisierte Welt zu bekommen und endlich durch Gottes Wort befreit werden zu können, die Grundlage für ein legitimes Handeln in der Mission, dem Handel und dem angehenden Prozess der Kolonisierung. Missionare blieben oft für mehrere Jahre oder bis zum Tode vor Ort, lernten afrikanische Sprachen, Bräuche, Religionen und Lebensweisen kennen. Sie trugen einen erheblichen Teil zur Dokumentation bei und ermöglichten Europa so einen Einblick in ferne Welten. In den Missionszeitschriften wurden ihre Briefe an die Heimat und die Berichterstattungen über den Fortgang ihrer Tätigkeit abgedruckt und dokumentiert.

2.3.2. SiedlerInnen

Die Ersten, die sich länger oder auf Lebenszeit in Afrika niederließen, waren Händler in den Zentren und Stützpunkten an den Küsten. Bereits 1652 gründete Jan van Riebeck am Kap die erste europäische Niederlassung als Versorgungsstützpunkt der „Holländischen Ostindien Kompanie“. (Schicho 1999:139) Es siedelten sich niederländisch-, deutsch- und französischsprachende Bauern an, die fortan als „Buren“ (Bauern) bezeichnet wurden. (Ansperger 1994:12) Diese ersten Siedlungen sind aber nicht gleich zu setzen mit dem Begriff für Siedler, der Menschen bezeichnet, die vorwiegend auf Grund von landwirtschaftlichem Interesse und der Nutzbarmachung des Landes für sich selbst oder ihr

Herkunftsland ansässig wurden. Weitere Siedlungen im Sinne eines „Siedlerkolonialismus“ bis 1960 entstanden in absteigender Reihenfolge von Siedlern in Prozent auf die Gesamtbevölkerung in Algerien, ehemals Süd Rhodesien, Angola, ehemals Nord Rhodesien, Swasiland, Namibia, Kenia, Botswana, und (ehemals Belgisch) Kongo. (Mosley 1983:7) Als Siedlerkolonialismus bezeichnet Mosley jenen Vorgang, der neben der Ansiedlung von Verwaltungsbeamten in den Kolonien auch zum Ziele hatte, die Gebiete wirtschaftlich sowie ökonomisch für die Kolonialmächte nutzbar zu machen. Nicht in allen Kolonien wurden aber fremde Produzenten zur Bewirtschaftung angesiedelt. Bestimmt wurden die Siedlungen nach den Bedürfnissen in den europäischen Ländern. Bereits der schweizer Missionar Johann Ludwig Krapf erkannte Ostafrika und bestimmte Teile des heutigen Tanzanias auf seinen Missionsreisen als geeignetes Siedlungsgebiet mit großem landwirtschaftlichen Potential. Um 1840 holte er „Zustimmungen“ von lokalen Herrschern für Besiedlungspläne ein und bemerkte in seinem Tagebuch: *„Doch die Zeit wird und muss kommen, wo der Strom der europäischen Völkerwanderung auch nach Ostafrika sich wenden wird.“* (Eber 2006:82) Koloniales Interesse und Hintergrund für die Siedlungspolitik war unter anderem die Überlegung von Carl Peters, dass deutsche Auswanderer nicht länger Fremdlinge auf ausländischem Boden sein dürfen. Der Handel sei durch ausländische Zölle nicht lukrativ genug und könnte durch die Errichtung von Kolonien maximiert werden. (Schneppen 2003:85) Als Ziel galten im ostafrikanischen Raum die Küste inklusive Zanzibar, *„..., in Usagara, und falls dies nicht möglich, an einem anderen Punkt der Ostküste...“* (Carl Peters nach Schneppen 2003:85) Das damalige Deutsch-Ostafrika wurde neben dem Nachbarn Kenia auch von den Deutschen als potentiell Siedlerland ausgemacht. Ziel war es, die Kolonie zur Siedlerkolonie auszubauen und Rohstoffe ins Mutterland zu exportieren. (Schicho 2004:313) Unter den 2570 EuropäerInnen gab es 1906 315 männliche Siedler und Pflanzler. Sechs Jahre später waren es schon 4744 EuropäerInnen, wovon 758 SiedlerInnen waren. In Kenia waren es zur gleichen Zeit sogar weniger Siedler. (Iliffe 1969:57) Laut dem letzten Gouverneur in Deutsch-Ostafrika Heinrich Schnee, befanden sich 1912 zwischen 5000 und 6000 „Weiße“ in der Deutsch-Ostafrikanischen Kolonie. Er gibt aber über ihre Herkunft nichts Näheres an. (Schnee 1964:120) Das Verhältnis der männlichen Siedler zu den weiblichen war vorerst sehr ungleich. Die Zahl der Männer überwog bei weitem und bald wurde der Ruf nach jungen deutschen heiratsfähigen und -willigen Frauen in den Kolonien laut. Schließlich ging es darum, die „deutsche Kultur“ ansässig zu machen und die Erbschaft der Ländereien an Menschen „rein deutschen Blutes“ zu sichern. (Sexuelle) Beziehungen zu einheimischen Frauen wurde von der deutschen Gesellschaft 1907 in den Kolonien verboten.

(Mamozai 1982:132) So wurden vermehrt deutsche Frauen, geschickt in handwerklichen und landwirtschaftlichen Tätigkeiten, für die Arbeit in den Kolonien angeworben. (Mamozai 1982:137) Sie sollten nicht nur als zuverlässige Arbeitskraft dienen, sondern vor allem den deutschen Männern Vorort als Frauen zur Heirat attraktiv erscheinen und in Folge als Trägerinnen deutschen Kulturgutes agieren, um die „deutsche Rasse“ rein zu halten. (Mamozai 1982:15,137) Den deutschen Frauen war es auf Strafe (Landesverweis) untersagt, sich mit einheimischen Männern einzulassen. (Mamozai 1982:181) Sie standen außerdem in Konkurrenz mit den einheimischen Frauen, sowie mit anderen „weißen“ Frauen. Beiden fühlten sie sich „rassisch“ durch ihre deutsche Herkunft überlegen. (Mamozai 1982:190)

In Südwestafrika hatten sich die Deutschen etabliert und ihr Leben verlief nach europäischen Mustern. (Mamozai 1982:145) Im Gegensatz zu ländlichen Gebieten hatten die SiedlerInnen in den Städten viel Kontakt zueinander, was sich anfänglich positiv auf die Nachbarschaftshilfe und das Einheitsgefühl auswirkte, mit steigender Zahl an SiedlerInnen aber einigen lästig wurde. (Mamozai 1982:148) Das Verhältnis zueinander war nicht immer harmonisch und geprägt von den unterschiedlichen Interessen der verschiedenen „Stände“. Die Berichte der SiedlerInnen gehen weit auseinander. Während mancher Arbeitsalltag als beschwerlich und mühselig beschrieben wurde, fehlte es anderen durch einheimische Bedienstete nicht an „Sorglosigkeit“ und „Behaglichkeit“. Die Selbstmordrate unter den SiedlerInnen in den Kolonien sowie der Alkoholkonsum waren höher als im Herkunftsland Deutschland. (Mamozai 1982:146ff).

Ernst Marshall, eine Person deren Rolle keine öffentliche gewesen sein durfte, da eine Recherche über ihn keine Ergebnisse erbrachte, schrieb in einem Gedicht über Ostafrika als Land der Siedler:

*„Deutscher Männer kühnbewußtes Wagen
hat erworben uns das schöne Land;
Und in guten wie in bösen Tagen
Hielten schirmend drüber wir die Hand;
(...)
Deutsche Heimat, nebelfeuchter Norden,
Kühl, vom blassen Himmel überspannt,
Unter Tropensonnen neu geworden
Wirst du hier zum zweiten Vaterland.
(...)“ (Ernst Marshall in Zache 2003:411)*

Auch hier werden die positiven Seiten bereits hervorgehoben und ein Anflug von verherrlichendem Exotizismus und Bewunderung des landschaftlichen „edlen Wilden“, ziehen sich durch sämtliche Strophen. Wie auch bei den MigrantInnen in meiner Arbeit, war

das Klima auch für Marshall schon ein großes Thema. Auf Zanzibar selbst allerdings blieb die Zahl der Ausländer in jener Zeit noch wesentlich geringer (Schicho 2004:320)

Schon die K. und K. Monarchie hegte Pläne mit Afrika, nicht nur Handel zu betreiben, sondern auch Teile davon für SiedlerInnen zu erschließen. 1876 emigrierten 1771 Menschen aus Österreich-Ungarn nach Afrika, davon 586 aus der ungarischen Hälfte. Afrika galt somit neben Asien als ziemlich unbeliebtes Auswanderungsland, vergleicht man die Zahlen mit jenen, die zur gleichen Zeit in die USA auswanderten (fast drei Millionen). (Sauer 2009:73) Auch im Falle von Österreich-Ungarn galt Ostafrika als Zieldestination. Das Hochland Kenias und Uganda waren von größtem Interesse. (Sauer 2009:74)

In den Verträgen, die Deutschland mit einigen Herrschern am Festland abschloss, wurden Gebiete unter deutschen Schutz gestellt und so zu Protektoraten. In diesem Prozess um Landkäufe taten sich Diskrepanzen im Verständnis um die Herrschaft über diese Gebiete am Festland auf. Der Sultan von Zanzibar verstand diese Herrscher als Untertanen, sie selbst sahen sich jedoch als unabhängig, in freundschaftlichem Verhältnis zum Sultan lebende Herrscher über ihre Länder. Durch diplomatische Versuche, ausgehend vom Sultan und seiner Unterstützung durch die Briten, zerschlugen sich jedoch auch diese Freundschaftsbekundungen. Die Herrscher am Festland richteten sich in gewisser Weise gegen den Sultan um ihre Eigenständigkeit zu demonstrieren, indem sie Bündnisse mit den Deutschen eingingen, denen sie gut gesinnt waren, die jedoch selbst im Streit mit Sultan Bargasch standen. Im Zuge dessen sagte Sultan Mandara im Chagga-Gebiet, er werde

„nicht nur jedem Deutschen, der in sein Land kommt, erlauben zu wohnen und die deutsche Fahne aufzupflanzen, wo er will. Es sei von ihm von größerem Nutzen, wenn „weiße Leute“ ins Land kämen statt Araber, deren Waren doch nur von den Weißen stammten und die es nicht verstünden, das Land zu bebauen. Den Weißen aber werde er so viel Grund und Boden zur Verfügung stellen, wie sie benötigten und sie ungestört so leben lassen, wie sie es in ihrer Heimat gewohnt gewesen seien. (Mandara nach Schneppen 2003:131)

Als Tanganyika 1922 von Großbritannien als Völkerbundmandat übernommen wurde, wurden im Zuge dessen auch die Ländereien der deutschen Farmer an englische Farmer, griechische und indische Käufer verkauft. Ruth Medger schreibt in ihren Tagebüchern aus jener Zeit, vom Landesverweis deutscher SiedlerInnen. Dazu wurden sie in Dar es Salaam in Lagern „zusammengetrieben“. (vgl. Medger 1940) 1925 allerdings wurde den Deutschen die Rückkehr gestattet, woraufhin auch einige wieder zurück kamen. 1930 überstieg die Zahl deutscher SiedlerInnen die der Engländer wieder. (Schicho 2004:314) Im Zuge der

Verschlechterung für die heimischen Bauern durch ausländische Investoren und Farmer formierten sich Genossenschaften und Organisationen, die Widerstand gegen die ungleiche Verteilung und Benachteiligung zu leisten versuchten. Doch die englische Kolonialregierung legte mehr Wert auf den Ausbau der Infrastruktur als auf Investitionen in das Bildungssystem. Die Zahl der „weißen“ Siedler hatte sich in den 1950er Jahren jedoch verdoppelt. Ihnen konnte jetzt auf Grund von Knappheit nicht mehr wie früher einfach so Land gegeben werden, weshalb Konflikte mit der Kolonialregierung und den Bauern entstanden. (Schicho 2004:317)

Auf den Inseln Zanzibars, seit 1890 britisches Protektorat, waren keine Siedler. Jedoch stellte die geringe Zahl von EuropäerInnen Schlüsselfiguren in der Verwaltung, in Wirtschaft und Transport. Da auf Zanzibar der Sklavenhandel unterbunden worden war und der Gewürznelkenboom in arabischer Hand allmählich abzuflauen begann, waren die Inseln für EuropäerInnen als Siedlungsgebiet nicht weiter interessant. Wohl aber mehrten sich Zuwanderungen vom Festland auf Grund von Arbeit schon in den 1930-er Jahren. (Schicho 2004:321) Diese Zuwanderungen halten bis heute an und führten vor allem in letzter Zeit vermehrt zu Gewalt gegen Zuwandernde vom Festland auf Zanzibar, das immer mehr an Spannung zwischen islamischen Traditionalismus, Tourismus und ausländischen Investitionen, Prostitution und innergesellschaftlichen Turbulenzen zu tragen hat. Die politischen Verhältnisse Zanzibars als Sultanat und späteres britisches Protektorat machten es für SiedlerInnen weitestgehend indiskutabel. Auch die oben genannten Zerwürfnisse zwischen Deutschland und dem Sultan von Zanzibar im Kampf um Gebiete am Festland, sowie die Uneinigkeiten zwischen den Sultanen vom Festland und dem Sultan Zanzibars machten Zanzibar für deutsche SiedlerInnen zum Tabu. Es kann aber nicht ausgeschlossen werden, dass immer wieder einzelne Personen, wie ich sie auch in meiner Forschung thematisiere, vom Festland oder Ausland nach Zanzibar kamen. In der Blütezeit des Nelkenhandels beherrschte die arabische Oberschicht den Handel und Sklaven wurden zur Ernte eingesetzt. Weiterer Anbau von Gewürzen und anderen Produkten wie Kokosöl, sowie der Export von Kopal, ein fossiles Harz, war zu gering und zu fest in arabischer Hand, als dass europäische SiedlerInnen sich hätten niederlassen können. Auch die Beschaffenheit des Bodens, der in vielen Gebieten, wie zum Beispiel an der Ostküste der Insel, einen lukrativen Anbau in großem Stile nicht zulässt, sowie die geringe Größe der Insel machen Zanzibar als Ziel von Siedleraktivitäten unattraktiv.

2.4. Migration im Kontext Zanzibars und Tanganyikas

2.4.1. L(i)ebenswert? Deutsche Lebenswelt Zanzibar

Mit dem Beginn der Handelsbeziehungen zwischen dem Deutschen Reich und Zanzibar, begann sich auf der Insel eine deutschsprachige Gesellschaft zu entwickeln. Heute würde man vielleicht von einer deutschsprachigen Diaspora, oder Vor-ort von einer deutschsprachigen „Community“ sprechen. Zu beobachten ist, dass mit dem deutschen Einfluss auf Zanzibar auch die Zahl der Deutschsprachigen wuchs. 1887 lebten bereits 50 Deutsche auf Zanzibar. (Schneppen 2003:328) Für Deutsche galt das Klima Zanzibars anfänglich zwar wenig förderlich und einladend, ja gesundheitlich unvorteilhaft, wurde aber im Laufe der Zeit immer attraktiver. Tipps für gesundheitlich zuträgliches Leben hinsichtlich Essen und Bewegung wurden von mehreren Seiten zusammengetragen und entschärften bald den lebenswidrigen Charakter. (Schneppen 2003:322) Die beiden Handelshäuser O'Swald und Hansing & Co lieferten dem Sultan ein verwirrendes Bild von den Deutschen. Waren sie im Handel Konkurrenten, so doch Kollegen im gesellschaftlichen Verkehr auf Zanzibar. (Schneppen 2003:317) Aufgrund der steigenden Zahl von Deutschen auf der Insel, beantragte der Konsul 1887 beim Deutschen Reich die Entsendung eines evangelischen Geistlichen und eine deutsche Schule bauen zu können. Damit bekräftigte er schon Rohlfs Anmerkung, dass es ein großes Versäumnis Deutschlands wäre, es England und Frankreich nicht gleich zu machen und wie sie Missionen zu gründen und Kirchen zu errichten. Der Grund dafür war weniger ein religiöser als ein politischer, denn in den Augen der islamischen Araber auf Zanzibar war, laut Rohlfs, nichts verächtlicher als ein religionsloser Mensch oder eine Gemeinde, die ohne Seelsorger auskommen müsse, wie die deutsche Händler- und Kaufmannschaft auf der Insel. (Schneppen 2003:93) Waren die Deutschen vom Sultan, wie schon vor ihnen Johann Ludwig Krapf, in der ersten Zeit freundschaftlich und offen empfangen worden, so schadete ihrem Ruf die politisch wenig feine Umgangsart des Carl Peters mit dem Sultan. Der „Araberaufstand“ 1888 führte dazu, dass ihr Ruf auf der Insel noch mehr Schaden nahm. Deutsche Truppen wurden auch auf Zanzibar stationiert und ließen nicht nur am Festland durch „Fehlverhalten“ und „schlechtes Benehmen“ aufhorchen.

„Es haben sich die Gegensätze zwischen Deutschen und Nichtdeutschen in Sansibar in den letzten Jahren allmählich so verschärft, dass von einem Verkehr zwischen denselben heute nicht mehr die Rede sein kann. Der Haß der dortigen Engländer gegen alles, was deutsch ist, hat sich den dortigen Franzosen und Amerikanern mitgeteilt und haben wir außer dem französischen Missionaren und dem österreichischen Konsul keinen Freund.“

Schlimm ist es außerdem, daß sich, zur Freude der Engländer, gerade die maßgebendsten unter den Deutschen untereinander bekämpfen und anfeinden, und das Schlimmste ist, daß von den vielen Klagen über die Landsleute dort manches wahr ist.“ (Unbekannt nach Schneppen 2003:319)

Weiters in seinen Beschreibungen über das Verhalten mancher Deutscher die zu eben dieser Ablehnung beitrugen:

„Es erfüllt mich mit Bedauern, erklären zu müssen, dass der Gesamteindruck, den meine Landsleute dort machen, kein erfreulicher ist und daß, ganz abgesehen von Christentum, Humanität und ähnlichen idealen Standpunkten, es im Interesse des Reiches sowohl wie der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft liegt, bei der Aussendung und Rückberufung der nach Sansibar zu schickenden Persönlichkeiten mehr Vorsicht anzuwenden, als bisher der Fall war. Die meisten Deutschen weigern sich, den religiösen Vorstellungen, den Gepflogenheiten und Anschauungen sowohl der Neger wie der Europäer genügend Rechnung zu tragen. Einige können es nicht lassen, immer einen Hund oder eine brennende Zigarre mit sich herumzuführen, der Tabakqualm wird jedermann ins Gesicht geblasen, und der Hund, das verachtetste aller Tiere, läuft in jede offenstehende Türe. Was würde man in Berlin sagen, wenn jemand mit einem Schwein durch die Straßen zöge, welches jeden Torweg läuft und die Häuser besudelt! (...) Einer ging sogar so weit, den Mohammedanern in der Baraza des Sultans zu erklären, es gäbe keinen Gott, mit welchem Erfolg, kann man sich denken. Schließlich wird darüber geklagt, die deutschen belästigen die Weiber auf den Straßen öffentlich. (...) Es scheint nicht genug bekannt zu sein, daß alle diese kleinen Rücksichtslosigkeiten es sind, welche uns bei der großen Masse in Sansibar verhaßt gemacht haben, weit mehr als alle politischen Maßregeln, durch welche höchstens eine Handvoll Engländer und Araber in Wut geriet. [...] Die Aussichten auf Erholung unseres Ansehens in Sansibar sind gering, (...)“ (Unbekannt nach Schneppen 2003:320)

Auf Zanzibar - Umschlagplatz und Depot für die Versorgung der Truppen am Festland - entwickelte sich zur Zeit des Aufstandes ein reges deutsches gesellschaftliches Treiben. Treffpunkte waren das Wirtshaus „Zum Anker“ oder das „Hotel zur Stadt Leipzig“. *„War die Insel auch nicht von den Deutschen besetzt, so schien sie doch von ihnen beherrscht. Die Stellung des Sultans war politisch labil, führten doch unter deutschem Befehl afrikanische Söldner gegen seine eigenen Untertanen Krieg.“* (Schneppen 2003:288) Das von Frieda von Bülow inszenierte deutsche Krankenhaus war übervoll. Dort wurden ausschließlich Deutsche behandelt. Nach dem „Araberaufstand“ verlor es jedoch bald an Bedeutung und wurde schließlich von einem Spital, das am Festland errichtet wurde, abgelöst. Auch Emily Ruethe unterstützte die Idee, den Ausbau des Gesundheitswesens von deutscher Seite und geht sogar so weit zu empfehlen, deutsche Frauen speziell für den Einsatz auf Zanzibar ausbilden zu lassen. Vor allem im Bereich der Gynäkologie herrschte Bedarf. (Schneppen 2003:322)

In ihren literarischen Werken über Deutsch-Ostafrika schrieb die deutsche Kolonialverfechterin Frieda von Bülow über das deutsche Gesellschaftsleben auf Zanzibar.

„Hier fand sie eine Mischung aus Kolonialabenteurern, Kolonialbeamten, Vertretern von Handelsunternehmen, MissionarInnen und Militärs aus allen europäischen Ländern vor, die sich im Gerangel um Vormachtstellungen in Afrika bei vergnüglichen Empfängen und Exkursionen teils skeptisch beäugten, teils solidarisch unterstützten. Laut Bülows Buch Reiseskizzen und Tagebuchblätter aus Deutsch-Ostafrika (1889) wurde die Baronin von Bülow als standesgemäßes Mitglied in dieser Welt, in der es wenige weiße Frauen gab, willkommen geheißen und in ihrem karitativen Vorhaben wohlwollend unterstützt, nicht zuletzt von ihrem Geliebten Carl Peters, der als Leiter der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft die „Eroberung“ der Kolonie Deutsch-Ostafrika für Deutschland initiiert hatte und nun mit allen Mitteln der Diplomatie und Gewalt durchsetzte. (fembio)

Carl Peters empfand ihre weibliche Präsenz in der Gesellschaft der europäischen Diplomaten so: *„Ihr Geist und ihre anmutige Persönlichkeit gaben unserem Kreis einen natürlichen gesellschaftlichen Mittelpunkt und eine stilvolle Repräsentation Fremden gegenüber.“* (Peters nach Schneppen 2003:184)¹¹ Der „Deutsche Club für gesellschaftliches Leben“ bot eine Vielzahl an Freizeitaktivitäten wie Billard, Kartenspiel, Tennis, Jagd oder Strandausflüge an. (Schneppen 2003:489) Richard Kandt, Arzt und Forschungsreisender bemerkte über die Situation in Zanzibar sehr abfällig die *„rassische Vermischung“* und kritisierte außerdem die hochnäsige Deutsch-Zanzibarische Gesellschaft und das gesellschaftliche Leben im „Deutschen Club“, da die Mitglieder *„hoheitsvoll die Nase rümpfen“* wenn man einen Vergleich zu deutschen Küstenplätzen am Festland anstelle. (Schneppen 2003:494) Kurz vor 1890 war die Zahl der Deutschen auf Zanzibar sechs Mal höher als die aller sonstigen Europäer zusammen. Sie hatten sich mit den Indern, führend in Belangen des Handels, arrangiert. Die Preise begannen auf Grund der Nachfrage nach Arbeit zu steigen. Deutsche und Engländer hatten auf der Insel nicht das beste Auskommen. Weder gesellschaftlich noch politisch waren sie sich einig. 1890 versuchte man den Streit der beiden Mächte im Helgoland-Zanzibar-Vertrag beizulegen und Zanzibar wurde damit zu einem britischen Protektorat. Mit dem Protektorat begann die Zahl der Deutschen sowie ihr Einfluss stetig abzunehmen. 1893 gab es 20 deutsche

¹¹ Spannend ist, dass sich von ihren vielen Werken über Deutsch-Ostafrika, bis auf „Tropenkoller“ keines in den mir zugänglichen Bibliotheken finden lässt. Die Geschichte ihres geliebten Carl Peters wurde ja vom Nazi-Regime zu einem Propagandafilm verarbeitet. Laut „fembio“ war es ihr persönlicher Wunsch, nicht zu viel „Anerkennung“ vom Publikum für ihre Schriften zu erhalten, wohl aber von Angesehenen aus dem Milieu der Kolonisatoren. (fembio)

Haushalte, also ungefähr 44 Deutsche auf Zanzibar, davon neun kaufmännische Firmen und drei Gast- und Schankwirtschaften in deutschen und österreich-ungarischen Händen. 1894 wurden die Gastwirtschaften aufgegeben, 32 Deutsche befanden sich noch auf der Insel. 1898 schrumpfte die Gemeinde auf 30 Personen. Insgesamt waren 1898 ungefähr 200 Europäer auf der Insel. (Schneppen 2003:489) 1914 war schließlich kein Deutscher mehr auf Zanzibar. Der letzte Konsul war Richard Kuenzer, der 1945 wegen Verdacht auf Beteiligung am Attentat gegen Hitler in Berlin ermordet wurde. (Schneppen 2003:511) Rudolf Helm von Hansing & Co besuchte die Insel 1923 und wurde von seinen ehemaligen Mitarbeitern freundlich begrüßt, während er sich insgesamt als Fremder fühlte und von den Briten abgewiesen wurde. (Schneppen 2003:507)

Von wenigen auf Zanzibar lebenden Deutschsprachigen sind private Aufzeichnungen bekannt. Es gibt drei überlieferte Niederschriften von Rudolf Helm (Hansing & Co und späterer Honorarkonsul der K. und K. Monarchie), Paul Devers (Betreiber der „Ostafrikanischen Apotheke und Drogenhandlung“ (Schneppen 2003:489) und Paul Huebner (Kassier einer indischen Bank). *„In Sansibar lebten sie das privilegierte Leben eines Weißen in den Tropen, in einer sozialen Stellung, die ihn in Deutschland verschlossen geblieben wäre. Ihren Landsleuten daheim waren sie an Welterfahrung weit überlegen.“* (Schneppen 2003:489) Je nach Stellung, Aufgabe und Biografie hatten sie unterschiedliche Rollen. Nicht alle waren, wie Rudolf Helm, an der gesellschaftlichen Spitze der Insel. Am Beispiel Devers zeigt sich die Schwierigkeit eines Neustarts zur damaligen Zeit und wirft eindeutige Parallelen zur Situation der MigrantInnEn heute auf. Er kämpfte mit Kapitalschwierigkeiten und sehnte sich nach einer (deutschen!) Frau. Nur die Berichte des Paul Huebner lassen Hinweise auf Sprachkenntnisse erahnen. Bei den anderen ist es ungewiss inwieweit sie Kiswahili sprechen konnten.

Schneppen resümiert über die Geschichte der Deutschen auf Zanzibar:

„Die Begegnung mit den Deutschen wurde für Sansibar der Anfang vom Ende. Früher beherrschte die Insel das Festland, heute das Festland die Insel. So wurde es jedenfalls von vielen Sansibari gesehen. Und dieser Wechsel der Rollen ist vielleicht ein Grund für die Spannungen, die noch immer das Verhältnis Sansibars zu „Tansania“ bestimmen.“ (Schneppen 2003:531)

Bis heute sind von den historisch architektonischen Zeugen der Deutschen aus kolonialer Zeit noch das Haus der Firma O'Swald, welches nie renoviert wurde, das Usagara-Haus der

Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, das Gebäude des kaiserlichen Konsulats und der Deutsche Friedhof in Kilimani erhalten. (Schnepfen 2003:538)

Mit den Kontakten der DDR zu Zanzibar kamen erneut Deutsche auf die Insel. 1969/70 waren mehr als 100 DDR-Fachkräfte dort, darunter 60 Lehrende. (Engel 2009:29) Mit zunehmender Zusammenarbeit zwischen der DDR und Zanzibar, stieg auch die Zahl der Deutschen auf Zanzibar wieder. Zentrale Anlaufstelle für die Experten¹² aus der DDR war das „Nyumba ya Urafiki“ (Das Haus der Freundschaft). Außerdem wurde eine deutsche Schule für die Kinder der DDR-ArbeiterInnen erforderlich. Viele holten ihre Familien nach Zanzibar nach. (Sebald 2009:252) Das „Nyumba ya Urafiki“ hatte den Sinn, eine Plattform und Drehscheibe für alle DDR-BürgerInnen, sowie für alle DDR-Interessierten Zanzibars zu sein. Es bot Treffen und Veranstaltungen, Filmvorführungen, Vorträge und Diskussionen an und war gut besucht. (Sebald 2009:254) Es ging meist um DDR-nahe Themen und das Vermitteln von Eindrücken über das Leben in der DDR. Die Erfahrungsberichte lesen sich sehr unterschiedlich und weisen somit eindeutige Parallelen zu den Lebensgeschichten der MigrantInnen dieser Arbeit auf. In wie weit sich die DDR-Experten in das gesellschaftliche Alltagsleben Zanzibars einfügten, hing von den Personen ab. Ewald Weiser erwähnt die beidseitige Bereitschaft auf Kontakt zwischen Zanzibaris und Deutschen, von vielen Gelegenheiten der Annäherung und Kommunikation. (Weiser 2009:228) Während Eckard Schulz nur über einzelne zanzibarische Kontakte im Kollegenkreis der Lehrer- und Nachbarschaft schreibt. (vgl. Schulz 2009)

2.4.2. Fokus Zanzibar – Deutsche Interessen im Spiegel der Zeit

Deutschland und Zanzibar – Annäherungen, Verstrickungen, Distanz. Wie die Geschichte die Gegenwart schuf

Um die gegenwärtige Situation der deutschsprachigen Menschen auf Zanzibar besser verstehen zu können und vor allem, um sie in einem Kontext als Teil von Geschichte, Gesellschaft und Entwicklung zu betrachten, hilft der Blick in die Vergangenheit.

Von Krapf bis zum Verlust der Kolonien

Johann Ludwig Krapf von der Basler Mission betrat als erster Deutscher 1844 Zanzibar. Er schwärmte vom herzlichen Empfang des Sultans, der interessiert seinen Plänen einer christlichen Mission am Festland Tanganyikas lauschte und ihm mit Tipps, Ratschlägen zur besseren Durchführbarkeit und Empfehlungsschreiben unter die Arme griff. Mit der positiven

¹² Es war von vornherein ein Dienstverhältnis auf begrenzte Zeit mit dem Ziel der Rückkehr in die DDR.

Gesinnung des Sultans als Rückenwind, half ihm der muslimische Richter von Mombasa später bei den ersten Versuchen einer Übersetzung der Bibel ins Kiswahili. (Eber 2006:85-90) Der deutsche Händler William O'Swald begann bereits in den 1850-er Jahren einen regen Handel mit Zanzibar aufzubauen und eröffnete sogar eine Niederlassung auf der Insel mit dem Ziel zu expandieren. (Schneppen 2003:21ff). Gehandelt wurde mit Gewürznelken, Häuten, Elfenbein, Sesamsaat, Kokosöl, Kopal und Kaurimuscheln.¹³ Es folgten weitere deutsche Handelshäuser, doch durchsetzen konnten sich schließlich O'Swald und Hansing & Co. Zanzibar galt nicht nur als Rohstofflieferant, sondern vor allem auch als Zwischenhandelsplatz für Waren vom Festland kommend. Neben Deutschland standen auch noch England, Frankreich, die USA, der Oman und Portugal in Handelsbeziehungen zu Zanzibar. England sollte bald die zweitstärkste Handelsmacht auf Zanzibar werden. Der englische Konsul genoss außerdem die Sympathien und das Vertrauen von Sultan Barghash, dessen persönlicher Berater er bald wurde. Zanzibar galt als strategischer Ausgangspunkt für Forschungs- und Entdeckungsreisen, Verhandlungen und andere Unternehmungen. Da sich die Handelsbeziehungen vertieften, entsandte man 1859 den ersten deutschen Konsul nach Zanzibar. Die K. und K. Monarchie Österreich-Ungarn entsandte 1876 Carl Fisch als Honorarkonsul ebenfalls aus Handelszwecken nach Zanzibar. Jedoch erst 1887 wurde ein bilateraler Handelsvertrag mit dem Sultan geschlossen. (Sauer 2007:57) „...*Die Österreicher und Ungarn werden in den Staaten des Sultans die Behandlung auf dem Fuße der meistbegünstigten Nation hinsichtlich des Handels und der Schifffahrt, sowie hinsichtlich aller anderen Beziehungen genießen...*“ (Handbuch Konsularwesen 1904:508) Ein Berufskonsulat wurde jedoch erst mit dem politischen Interesse Deutschlands an Zanzibar im Zuge des „Scramble for Africa“ interessant. (Schneppen 2003:62) 1885 vertrat Gerhard Rohlfs die deutschen politischen Interessen auf Zanzibar und bemühte sich zum Sultan eine freundschaftlich diplomatische Beziehung aufzubauen. War doch der Schlüssel zum Festland der Sultan von Zanzibar, der vorerst noch die Herrschaft über Küstengebiete inne hatte. Erst kurz vor der Ankunft von Johann Krapf 1844 verlegte der Sultan seinen Sitz aus dem Oman auf die Insel. Die Herrschaftsform des Sultans am Festland war aus deutscher Sicht sehr unklar. Die dort eingesetzten Sultane bekundeten zwar die Loyalität zum Sultan von Zanzibar, verstanden sich aber als eigenständige und unabhängige Herrscher ihrer Gebiete, während sie für den Sultan als Untertanen galten. Da das Deutsche Reich mittlerweile mehr und mehr an Besitzungen am Festland interessiert war, waren Kollisionen mit dem Sultan von Zanzibar vorprogrammiert. Inzwischen war Carl Peters eingetroffen, der seinerseits begann, hinter dem

¹³ Kaurimuscheln wurden in Westafrika als Zahlungsmittel verwendet und konnten durch den billigen Erwerb in Ostafrika dann im Westen als Tauschware verwendet werden, was den Gewinn enorm steigerte.

Rücken des Sultans Verträge mit Herrschern am Festland abzuschließen, die dem Deutschen Reich Verpachtungen sicherten. Wahrscheinlich nicht immer in vollkommener beiderseitiger Klarheit kam er so in den Besitz einiger Verträge, die Ausdruck seiner persönlichen Idee einer vollkommenen Landnahme waren und mit den diplomatischen Vorstellungen des Reichskanzlers Bismarck ganz und gar nicht übereinstimmten. (Schneppen 2003:82-85)

„dieser Vertrag [Küstenvertrag]¹⁴ nicht die letzte Konsequenz der ersten Usagaraerwerbung ist, sondern dass wir nun naturgemäß darauf hinarbeiten müssen, in irgendwelcher Form uns auch die Inseln Sansibar und Pemba einzuverleiben. Erst dann beherrschen wir Ostafrika politisch und wirtschaftlich so, wie dies für eine Macht wie Deutschland geziemt und wie es für die besitzende Gesellschaft mit der Zeit eine sichere Rente in Aussicht stellt.“ (Peters nach Schneppen 2003:188)

Der Sultan wurde so mit jenen Verträgen überrumpelt und sah sich nicht nur von Peters Hinterrücksmanöver, sondern auch von seinen Untertanen am Festland in seiner Autorität untergraben. So erlitt die freundschaftliche Beziehung zwischen dem Sultan und dem Deutschen Reich im Kampf um koloniale Besitztümer einen gehörigen Dämpfer. Bismarck selbst war nun ebenfalls dem kolonialen Drang nach Afrika verfallen und erreichte eine Einschüchterung des Sultans durch seine hohe militärische Präsenz vor Zanzibar. (Schneppen 2003:172-185) So kam es, dass der Sultan auf die Deutschen immer weniger gut zu sprechen war. Auch die Handelshäuser hatten durch die politische Wende enorm an Ansehen und Profit verloren. (Schneppen 2003:133-140)

Unter dessen war der Streit zwischen Deutschland und England um Zanzibar entbrannt, erkannten doch beide die mittlerweile wirtschaftliche, strategische und politische Wichtigkeit der Insel. Unter der Regentschaft von Sultan Khalif litten die Handelshäuser stark an dem am Festland begonnenen Aufstand von Arabern, die sich gegen alle „Weißen“, vor allem aber gegen Deutsche, sowie gegen das Arabertum auf Zanzibar richtete. 1889 übergang Deutschland den Sultan und erklärte die Küste zum Gebiet eines Landkrieges, um die Aufstände niederzuschlagen und die Interessensphären in Ostafrika zu sichern. (Schneppen 2003:277-281) In diesem Aufstand spielte auch Österreich-Ungarn eine Rolle, denn die Waffenlieferung für die arabische Seite kam von einer Ferlacher Gewehrfabrik, europäische

¹⁴ Im „Küstenvertrag“ mündeten lange Verhandlungen um die Zollregelungen an der Küste mit Sultan Barghash, die jedoch von ihm selbst nicht mehr zu Ende geführt werden konnten, da er vorher verstarb. Unter seinem Nachfolger Sultan Khalifa wurde dann dieser Vertrag zu Gunsten des Deutschen Reiches unterzeichnet, womit sich die Einflussphäre des Sultanates Zanzibar weiter verringerte und ihm erheblich an Kontrolle und Macht entzog. (Schneppen 2003:188) Danach wurde die Küste, bis auf das Privateigentum des Sultans, an die Deutschen verpachtet und forthin auch von ihnen verwaltet. (Schneppen 2003:211)

Waffen für den Kampf gegen Europäer. (Sauer 2009:75) Um den Militärschlag zu legitimieren, hatte sich Deutschland mit Frankreich, Portugal, England und Italien verbündet, um offiziell gegen den Sklavenhandel vorzugehen.

Die Meinungen und die Einstellung gegenüber den Deutschen war sowohl auf Zanzibar als auch am Festland nicht einheitlich und hing ganz davon ab, ob sich der Kontakt mit den Deutschen als nach- oder vorteilig erwies.¹⁵ Der Einfluss des Sultans nahm mehr und mehr ab. Sein anfängliches positives Gesinnen den Europäern gegenüber hatte sich nun im Laufe der Zeit zu großen Nachteilen entwickelt. Die Macht entglitt ihm zusehends, er wurde auf diplomatischem Wege ausgetrickst, hinter- und übergangen. Seine Bemühungen, Herr der Länder und Lage zu bleiben, waren schlussendlich erfolglos. Mehrmals protestierte er und beschwerte sich über das Vorgehen direkt beim Reichskanzler, ohne Erfolg. Die Deutschen und Briten waren auf der Insel sowie am Festland im Vormarsch. Politisch teilten sie sich untereinander die Ländereien an der Küste. Gesellschaftlich konkurrierten sie auf der Insel. Engländer und der Sultan empörten sich über respektloses Verhalten Deutscher auf Zanzibar und auch am Festland¹⁶, während sich die Deutschen über den auffällig hohen Einfluss der Briten auf den Sultan beschwerten. (Schnepfen 2003:277) In Deutschland wurde Zanzibar bis 1890 als Schlüssel zum Festland gehandelt. Doch mit dem Abdanken Bismarcks und der Richtungsänderung seines Nachfolgers Leo von Caprivi in kolonialen Belangen, rückte der Konflikt zwischen England und Deutschland mehr und mehr in den Vordergrund, Zanzibar trat zurück. So unterzeichnete man 1890 den Helgoland-Zanzibar-Vertrag, in dem Deutschland Zanzibar an die Briten abtrat und als Gegenzug die Insel Helgoland erhielt. Der Vertrag regelte gleichzeitig die Grenzziehung zu den englischen Gebieten Kenias und die Vorherrschaft an der Küste vor Zanzibar. Der Sultan war in die Verhandlungen nicht eingebunden und wurde vor vollendete Tatsachen gestellt, denen er wegen der Übermacht der Europäer nichts mehr entgegenzusetzen hatte. Er erhielt eine Entschädigungszahlung und erklärte sich einverstanden, dass Zanzibar 1890 zum britischen Protektorat wurde. (Schnepfen 2003:353-370) Die Küste war somit restlos in deutscher Hand, der Einfluss des Sultans hatte damit ein Ende.

Paul Kollman dachte über den Verlust Zanzibars so:

¹⁵ Vgl. Carl Veltens erste Aufzeichnungen zu Oral History 1890 zum Aufstand und die Meinung der Bevölkerung an der Küste über die Deutschen

¹⁶ Hier seien vor allem die Überlieferungen erwähnt, in denen Hunde in die Moschee gebracht, öffentlich geraucht, zanzibarische Muslime bedrängt und viel Alkohol konsumiert wurde. Alles Aktivitäten, die im Islam nicht empfohlen werden.

„Welch` ein Unterschied zwischen Daressalam und Sansibar! Es ist wie Tag und Nacht! Wenn auch unter dem Schutz einer europäischen Macht, merkt man herzlich wenig von ihrem Wirken und ihrem Einfluß auf die Reinlichkeit etc. In der Inselstadt, wie wir einen Begriff davon haben. Allerorten verfallene Häuser, die nach arabischem Gebrauche nicht wieder aufgebaut, höchstens als Ruine noch weiter bewohnt werden, allenthalben der Schmutz auf den Straßen, sowie das zum größten Teil freche Benehmen der Neger, ihr ganzes Leben und Treiben steht dem, was wir auf deutschem Grund und Boden erblicken, schroff gegenüber. Hier vermag man sich wohl zu fühlen, hier herrscht bis ins kleinste die peinliche Sauberkeit; die breiten, mit Bäumen bepflanzten Straßen, all' die Gebäude mit ihrem schmucken Äußeren, soliden und wohnlichen Einrichtungen, das bescheidene anständige Benehmen der Eingeborenen, Araber und Inder läßt uns den Eindruck, den wir von Afrika in Sansibar gewonnen, schnell zugunsten Daressalams vergessen.“ (Kollman nach Schneppen 2003:493)

Ebenfalls 1890 wurde der Handel mit Sklaven auf Zanzibar verboten, was auch den Zusammenbruch des Nelkenhandels zur Folge hatte, da es an landwirtschaftlichen Arbeitskräften durch die Abwesenheit von Sklaven fehlte. Der Schwerpunkt des deutschen Handels verlagerte sich an die Küstenstädte, der Einfluss Deutschlands auf Zanzibar begann nachzulassen. Die beiden Handelshäuser erlitten durch das politische Eingreifen der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft erheblichen Schaden. (Schneppen 2003:424)

In den folgenden Jahren bestimmte England als Protektoratsland maßgeblich die Ereignisse auf der Insel. Sie nahmen auch großen Einfluss auf die Nachfolge der Sultansreihe und versuchten möglichst jene Kandidaten ins Amt zu bringen, der ihnen am nützlichsten und besten gesonnt schienen. Im Zuge eines Kampfes um die Nachfolge suchte Sultan Khalid während eines Schusswechsels mit England Unterschlupf und Hilfe beim deutschen Konsulat auf Zanzibar an, die ihm dann auch zur Flucht aufs Festland verhalfen. Die Beziehungen zwischen Deutschland und England verschärfen sich dadurch noch mehr. (Schneppen 446-451) Deutschland erhoffte sich durch diese Aktion zwar Sympathien von der Arabischen Elite, die am Festland sowie auf Zanzibar hinter Khalid stand, doch die Tatsache, dass die Bedeutung des Sultans immer mehr abnahm, brachte ihnen dann auch nicht viele Vorteile.

England investierte auf Zanzibar vor allem in Hygiene, Landwirtschaft und das Schulsystem. Eingespart wurde bei allen Belangen die den Sultan betrafen, wodurch er selbst seinen Glanz verlor. (Schneppen 2003:464) 1907 gab Deutschland im Tausch gegen Inseln einer Inselgruppe im Pazifik sein Recht auf Exterritorialität (Konsulargerichtsbarkeit) auf Zanzibar auf. Und nachdem Zanzibar 1913 vom Protektorat zur „Kolonie“ Englands¹⁷ wurde und 1914

¹⁷ In diesem Punkt widersprechen sich die Autoren: Ayani erwähnt ein britisches Protektorat in Zanzibar 1890 nicht. Sondern legt das Datum von 1913 als „Protektorats-Werdung“ aus. Dieses wiederum ist für Schneppen der Schritt zur „Kolonie-Werdung“ Zanzibars. Schicho schließt sich in seinem „Handbuch Afrika“ Ayani an.

der Erste Weltkrieg ausbrach, wurde das deutsche Konsulat auf Zanzibar geschlossen. Die Zuständigkeit für den Schutz deutscher Besitzungen kam zuerst dem amerikanischen, dann dem niederländischen Konsulat in Mombasa zu. Von 1914 an, gab es offiziell auf Zanzibar für sehr lange Zeit keine Deutschen mehr. Und mit dem Vertrag von Versailles 1918 verlor Deutschland alle Kolonien und Schutzgebiete.

Zwei deutsche Staaten ringen um Zanzibar und Tanzania

Ein eigenes Kapitel in der Geschichte der Deutschsprachigen auf Zanzibar begann 1964. Deutschland teilte sich nach dem Zweiten Weltkrieg in die „Bundesrepublik Deutschland“ (Westdeutschland) und in die „Deutsche Demokratische Republik“ (Ostdeutschland). Nach der Hallsteindoktrin verfolgte die DDR eine Anerkennungspolitik. Auf Zanzibar fand 1964 eine Revolution statt. Im selben Jahr im April fand dann die Vereinigung von Zanzibar und dem Festland Tanganyika zum Staat Tanzania statt, jedoch gilt Zanzibar bis heute als teilautonom. Julius Nyerere, Präsident Tanzanias machte Abeid Amani Karume, Zanzibars erster Präsident, zum ersten Vizepräsidenten Tanzanias. Karume meldete kurz nach der Revolution der DDR, dass sich Zanzibar *„...von den Ketten der letzten Überreste des Kolonialismus befreit und eine revolutionär republikanische Regierung gebildet hätte.“* (Schneppen 2004:516) Die DDR erkannte Zanzibar als Staat an, die Bundesrepublik wartete zu. Im Gegenzug erkannte Zanzibar die DDR an, als erster nicht kommunistischer und einziger afrikanischer Staat. (Engel 2009:10, vgl. auch Wimmelbücker 2009 oder Spacek 2009) Der Grund dafür dürfte die politische antiimperialistische und sozialistische Neuausrichtung Zanzibars gewesen sein. (Matthes 2009:61). Nyerere war hingegen nicht auf Karumes Kurs und hielt Kontakte zur Bundesrepublik, die das Verhalten Zanzibars missbilligte. Nyerere selbst fürchtete, der sowjetische Kommunismus würde auf Zanzibar Fuß fassen. Er anerkannte die DDR vorerst nicht. 1965 schloß Karume einen Freundschaftsvertrag mit der DDR, woraufhin die DDR eine Botschaft auf Zanzibar einrichtete. (Schneppen 2003:523) Nyerere befürwortete das Vorgehen zwar nicht, stimmte jedoch zu, dass das Konsulat auf Zanzibar erhalten bleiben kann. Dies wiederum veranlasste Westdeutschland die Streichung von Entwicklungshilfegeldern für Tanzania, da sich Nyerere mit dieser Zustimmung in den Augen der Bundesrepublik zu loyal gegenüber der DDR verhielt und ihre eigene Stellung gefährdet sah. Vor allem der Geldhahn der Ausrüstungshilfe wurde zugedreht. (Schneppen 2003:524ff) Und doch entschied sich die Bundesrepublik wenig später weitere Projekte zu starten und bestehende fortzusetzen. Somit begann eine Co-Existenz von DDR und Bundesrepublik in Tanzania. Eine völlige Abwendung Nyereres von Karume und

umgekehrt hätte die bereits bestehenden Spannungen innerhalb der Union noch verstärkt. Unterdessen begann die DDR Zanzibar, wenn schon nicht offiziell so aber doch, die Ideale und Entwicklung Zanzibars zu unterstützen. War Zanzibar doch ihre Stütze in Tanzania. (Schneppen 2003:529) Die DDR griff neben China und Russland Zanzibar in vielen Bereichen unter die Arme. Sie förderten den Ausbau des Militärs, des Bildungssektors, des Gesundheitswesens und den Wohnungsbau. (Engel 2009:29) Die DDR erteilte Zanzibar einen Kredit für Bauprojekte, lieferte Fischereifahrzeuge, Kleinanlagen der fischverarbeitenden Industrie, Schulmaterial, stellte Laboratorien für den Physik- und Chemieunterricht bereit. Großen Einfluss hatte der Ausbau der Nachrichten- und Überwachungsdienste, der an Effizienz und Umfang den der DDR zu übertreffen schien. (Engel 2009:29) Es wurden außerdem Experten der verschiedensten Fachrichtungen entsandt und das Geld für zehn Stipendien für Studienplätze bereitgestellt. (Matthes 2009:62) Zu jener Zeit begannen auch Lehrende und Forschende aus der DDR auf Zanzibar und dem Festland vermehrt präsent zu sein. (Matthes 2009:61) Auch Jugendliche kamen nach Zanzibar. Beispielsweise um am Bau des Dorfes „Bambi“ mitzuhelfen. (Spacek 2009:172) Die Plattenbausiedlung Kikwadjuni, das das Vorbild für die Michenzani Wohnblöcke lieferte, zeugt bis heute von der Präsenz der DDR. (dw-world) Bereits 1970 gelangten die bilateralen Beziehungen zwischen Zanzibar und der DDR zu einem Tiefpunkt. Die Gründe dafür werden unterschiedlich bewertet. (Wimmelbücker 2009:211) Da die DDR mittlerweile neben Zanzibar bereits von mehreren Staaten anerkannt wurde und der UNO beitrug, verlor Zanzibar für die DDR immer mehr an Bedeutung. (Weiser 2009:248) 1972 anerkannte auch Tanzania die DDR und mit dem Mauerfall in Deutschland, wurde das Konsulat auf Zanzibar, dessen Zuständigkeitsbereich ganz Tanzania war, 1990 geschlossen.

2.4.3. Vom Sklavenmarkt zum Wunderland – Zanzibar in den Augen seiner (deutschsprachigen) BesucherInnen

Zanzibar und der deutsche Sprachraum, insbesondere Deutschland als Kolonialmacht, haben eine lange geschichtliche Verknüpfung. Durch die Aufenthalte von Missionaren, Zanzibar als Ausgangspunkt der Reisen von Forschern, durch Berichte von Kaufleuten und Konsulen wurde das Bild Zanzibars in Deutschland, Österreich, der Schweiz geprägt. (Schneppen 2003:2) Und auch umgekehrt prägten diese Beziehungen das Bild, das auf Zanzibar über Deutschsprachige existiert. Die vielen Schriften über Zanzibar, unter ihnen die Memoiren der Prinzessin Salme von Zanzibar, die in Deutschland 1886 erschienen, trugen zur Bildung von

Mythen und paradiesisch märchenhaften Vorstellungen über die Insel in den europäischen Köpfen bei. Auch wenn viele Menschen in Europa gar nicht wussten, beziehungsweise wissen, wo die Insel geographisch liegt, so verband sich doch der Klang ihres Namens mit den Bildern von Sindbad dem Seefahrer. Selbst Susanne bestätigte mir noch ein ähnliches Bild Zanzibars im Kopf gehabt zu haben.

Ich habe nach Hinweisen gesucht, was die Gerüchte über die Insel im Indischen Ozean in die Welt setzte und welche Geschichten Zanzibar langsam zu einer Märcheninsel werden ließ. Sie wird als Naturschönheit genau so gesehen wie als Stück Welt- und Kulturgeschichte. In den vielen Berichten ihrer Besucher wird sie mit vielen Sinnen wahrgenommen und löst die unterschiedlichsten Gefühle aus. Historisch gesehen begannen sich die Berichte über die Insel ab der 80-er Jahre des 19. Jh. zu mehren. Auch wenn die niedrigen Auflagen der Bücher über Zanzibar eigentlich die breite Öffentlichkeit nicht erreichen konnte und Berichte aus den Kreisen der Kolonialbeamten nur für ausgewähltes Publikum bestimmt waren, fanden Illustrierte wie „Daheim“, „Westermanns Monatshefte“ oder auch die „Deutsche Kolonialzeitung“, einen wirkungsvollen Weg durch Wort und Bild in viele deutsche Haushalte. Ihren Stoff liefern ihnen vor allem Afrikareisende, wie zum Beispiel Paul Reichard. (Schnepfen 2003:335) In Österreich fanden sich unter anderem immer wieder Briefe des Wiener Kartographen und Afrikaforschers im Dienste der Deutschen-Ostafrikanischen Gesellschaft in der Wiener „Neuen Freien Presse“. Seine Forschungsergebnisse und Sammlungen sind bis heute in den Museen ausgestellt. (Köfler 2007:221) Die Schriften von MissionarInnen, Reisenden, ForscherInnen, Kolonialbeamten und Diplomaten, die auf der Durchreise oder Kurzbesuch in Tanganyika und Zanzibar waren, unterscheiden sich ersten sehr von einander. Und sie unterscheiden sich von Berichten derer, die für längere Zeit dort lebten. Die Berichte über Kurzbesuche schildern vor allem kurzweilige Eindrücke, die AutorInnEn beschreiben, was sie sehen und was ihnen auffällt über Land und Leute, denken Themen in verschiedene Richtungen an, die sich dann aber verlaufen und verebben. So schrieb Hans Anstein, Reiseprediger der Basler Mission, über Stone Town, das zu jener Zeit noch als „Sansibar“ (Stadt) bezeichnet wurde, vor allem von der anglikanischen Kirche, die symbolisch genau an der Stelle steht, an der einst Sklaven verkauft wurden. Er unterstreicht gleichzeitig das, seiner Meinung nach, herausragende Mitwirken der Kirche zur Abschaffung des Sklavenhandels. (vgl. Anstein 1933) Stone Town wird je nach Autor einmal als heruntergekommen und stinkig beschrieben, während der Nächste sie als nach Nelken duftende Hochburg beeindruckender Architektur sieht. (vgl. Anstein 1933; Angerhausen 1957) Die Stadt bietet ein Geruchserlebnis, das auch damals

schon sehr eindringlich gewesen sein muss, da in vielen Berichten gerade die Düfte der Stadt einen fixen Platz in den Beschreibungen haben.

Über die Bevölkerung

Den Eindruck, den die Menschen Zanzibars auf die Missionare hinterließen, ist ebenfalls sehr konträr. Für Angerhausen ist die Ruhe, die die Menschen ausstrahlen, etwas besonders positives. Auch bewundert er die vielen verschiedenen kulturellen Fassetten der Bevölkerung und ihr Zusammenleben, obschon er ein Ungleichgewicht und hierarchische Strukturen zwischen den Bevölkerungsgruppen, mit Menschen afrikanischer Herkunft zu unterst feststellt. Die Art, wie die Menschen gehen, sieht er als ein Schreiten an. (Angerhausen 1957:49-52) Eine eurozentristische Sichtweise und Beurteilung der Menschen zieht sich durchwegs durch die Schriften der Reisenden. Das Denken in „Rassen-Schemen“ und die Zuschreibung bestimmter stereotyper Eigenschaften für die indische, arabische und afrikanische Bevölkerung, ist kennzeichnend für das Denken der Autoren jener Zeit. Die Menschen afrikanischer Herkunft stehen dabei in Charaktereigenschaften und Hierarchie immer zu unterst. Allerdings wurde zwischen Afrikanern aus dem Landesinneren und jenen Afrikanern Zanzibars klar unterschieden. Sie galten als „kulturell weiter fortgeschritten“ und daher für Deutschland nützlicher. (Schneppen 2003:338) In einem „Culturbild“ von Zanzibar erläutert Carl Wilhelm Schmidt 1888 genau, was man sich unter einem „*Sanisbarneger*“ vorzustellen habe, mit all den negativen Eigenschaften und Exotizismen. Seine Publikationen beeinflussten, laut Schneppen, maßgeblich weitere in diesem Bereich. Frieda von Bülow resümierte: „*Die Schwarzen arbeiten eben nicht, so lange sie es nicht nötig haben, und das ist einfach gesunder Menschenverstand.*“ (Frieda von Bülow nach Schneppen 2003:339) In all den Theorien über die Unterlegenheit der Afrikaner auf Zanzibar und am gesamten afrikanischen Kontinent, findet sich für die Kolonisatoren die Rechtfertigung für ihr Handeln. Während weitere voreingenommene Schriften, wie die des Afrikaforschers Henry Morton Stanleys, Afrika als dunklen abscheulichen Ort beschreiben, den er eigentlich hasst, finden sich in Beschreibungen von Johann Menge über Togo Bewunderungen über die Menschen aus Peki. (Ustorf 1984:32) Ganz besonders abfällig schreibt Stanley über Zanzibar, denn... „*Eine der furchtbarsten Inseln des indischen Ozeans ist Sansibar.*“ (Stanley 1979:19) Bewohner indischer Herkunft wurden von Sturtz und Wangemann, Kurt Weiß und Kurt Toeppen der Händlerschicht zugeordnet, die heimtückisch, hinterhältig und listig ihre Geschäfte machten um an möglichst viel Gewinn zu gelangen. Sie mögen sich von den deutschen Kolonien fernhalten. (Schneppen 2003:337)

Der Sultan und die Frauen

David Livingstone, Missionar und Afrikaforscher, der 1866 von Zanzibar aus weiter durch Ost- und Zentralafrika reiste, erzählte wiederum hauptsächlich über den Sultan, der ihn herzlich empfing und seine Reisen mit Gütern und Besatzung unterstützte. Über Land und Leute verliert er kaum Worte, in seinem Fokus stehen Beobachtungen zum Sklavenhandel. (Livingstone 1875:17-25) Rohlfs meint über den Sultan und damit über alle Araber, dass sie das Doppelspiel lieben und von „*Heuchelei und Lug*“ durchdrungen seien. Trotzdem ist der Sultan ein lebenswürdiger Mensch, der den Europäern stets behilflich ist. (Rohlfs nach Schnepfen 2003:346) Ganz anders hingegen, sehr viel kritischer, beäugten den Sultan der Arzt Gustav Adolf Fischer und der Reisende Hermann Wissmann. Der Sultan nahm allerdings im Vergleich zu anderen afrikanischen Herrschern eine ganz andere Rolle ein. Er galt als akzeptiertes Oberhaupt eines Staates, die den europäischen Vorstellungen des Begriffs noch am ehesten verständlich war. Auf seinen Spuren schreibt auch der Reisende Baron Carl Claus von der Decken über das Leben in Stone Town. Immer wieder entstehen in den Beschreibungen ähnliche Bilder über die Bewohner der Stadt. In seinen Beschreibungen finde ich auch erstmals den Ausdruck von regem sexuellen Interesse der Europäern an den Frauen Zanzibars. Araberinnen sowie Afrikanerinnen ziehen seine Aufmerksamkeit auf sich.

„Die anmutige Haltung, die einfache und doch so kleidsame Tracht, das anspruchslose und doch freie, ein gewisses Selbstbewusstsein verratende Wesen dieser Wasserträgerinnen ist geeignet, die Aufmerksamkeit selbst des Kaukasiers zu erregen und Gedanken hervorzurufen, welche der Neuling kurz vorher für unmöglich gehalten haben würde.

(...) ; die arabischen Frauen, welche die Sitte des Landes übertags im Inneren des Hauses zurückhielt, kommen hervor, um in der Kühle des Abends zu lustwandeln, (...) Grüße, von dem übermütigen msungu den halbentschleierten Schönen gesendet, werden freundlich aufgenommen und freundlich erwidert, anfänglich nur, um etwas Abwechslung in die öde Gleichmäßigkeit des Tageslaufes zu bringen, später – nun, auch hier sucht und findet die Liebe ihre heimlichen Wege.“ (Von der Decken, I, S.116. nach Schnepfen 2003:50)

Auch Schmidt fallen die Frauen Zanzibars auf. Er vergleicht ihre Interessen für Mode und Kosmetik mit den europäischen Frauen und sieht sie gleichermaßen „*bis zu einer gewissen Grenze*“ als schön an. (Schnepfen 2003:340) Worin nicht nur der Sexismus jener Zeit gegenüber den Frauen Zanzibars, sondern auch gegen europäische Frauen, oder die Frau im Allgemeinen zum Ausdruck kommt. Und der österreichische Afrikareisende Oscar Baumann schwärmt von den „*wohlgebauten Suaheliweibern*“ und dass die „*Sansibarmädchen ihren*

guten Ruf verdienen.“ Wobei mit dem Ruf eher Äußerlichkeiten gemeint waren, denn *„die Moralität dieser Damen ist eine nach unseren Begriffen unerhört schlechte.“* (Baumann nach Schneppen 2003:341) Ergänzt werden Baumanns Berichte durch jene von Reichard und Bülow, die es sich erlauben, die arabischen Haremsdamen in eine eigene Schublade zu stecken. Diese, so Reichard, widmen sich vorwiegend dem *„Putz, Toiletten, Bäder, Handarbeiten, Gebete, Bereitung von Naschwerk und Wahrsagerei“*, was ihren Tag ausfülle. Bülow fügt dem noch hinzu, dass ihre Augen aussähen als würden sie geistig schlafen. (Reichard und Bülow nach Schneppen 2003:341)

Zanzibar im öffentlichen Diskurs Deutschlands

1890 sorgte Zanzibar abermals für Schlagzeilen in der deutschen Öffentlichkeit. Die Sinnhaftigkeit des Helgoland-Zanzibar-Vertrages wurde dabei zu einem öffentlichen Diskurs und rückte die Insel ins Licht. Der Vertrag wurde von den meisten deutschen Zeitungen kritisch betrachtet und schließlich eher als nachteilig bewertet. (Schneppen 2003:371-384)

Nach dem Verlust der Insel an die Engländer und dem völligen Verlust der deutschen Kolonien im Ersten Weltkrieg, kehrte Zanzibar schon im Zweiten Weltkrieg ins Rampenlicht zurück. Die Nationalsozialisten griffen das Thema Kolonien auf, forderten diese zurück und verherrlichten Carl Peters in Wort, Schrift und Film. Der Parteiverlag der NSDAP veröffentlichte außerdem einen „Roman aus unseren Tagen“ und „Freund Sansibar“ von der deutschen Schriftstellerin Kuni Tremel-Eggert. Im Roman wird Zanzibar wieder zur Märcheninsel und zum Wunderland. (Schneppen 2003:509) Durch die Präsenz von DDR-Bürgern auf Zanzibar gelangten auch Sendungen des Rundfunks von Zanzibar in die DDR. Peter Spacek war einer der MitarbeiterInnen, die den Rundfunk auf der Insel ausbauten und regelmäßig Neuigkeiten von der Insel nach Ostdeutschland sendete. Auch er erwähnt die „Stadt Sansibar“ als *„der reizvollste und romantischste Flecken Erde“* den er je gesehen habe. Auch in seinen Beschreibungen geht es um die Architektur der Stadt und den *„orientalischen Flair“*, der immer noch an die Sklavenzeit erinnere. (Spacek 2009:170) Selbst bei den fünf ausgewählten Lehrenden, die nach Zanzibar entsandt wurden, kamen vor der Abreise neben *„viel Herzklopfen und Unsicherheit“* auch noch *„freudige Erwartung auf die neue Aufgabe, auf Afrika, auf Sansibar, das in den Vorstellungen mit Sonne, Palmen, Tropen und – wenn auch vollkommen diffus – im weitesten Sinne mit der ehemaligen deutschen Kolonie Deutsch-Ostafrika zu tun hatte“* auf. (Weiser 2009:223)

Medien und erhöhte Mobilität der Menschen

Im deutschsprachigen Raum wurde der Auslandstourismus Ende der 1950-er und Anfang der 1960-er Jahre zu einem bedeutenden Wirtschaftsfaktor. (Cole 2000:288) Die Liberalisierung des Tourismus Mitte der 1980-er Jahre, bei der die Regierung Zanzibars Gesetze verabschiedete, die den Tourismusmarkt von einem staatlich kontrollierten zu einem freien Markt machte, bewirkte einen raschen Anstieg an ausländischen InteressentInnEn und InvestorInnEn. Der Markt ist seit 1985 für ausländische InvestorInnEn offen. (Siegl 2004:41) Und etwa zeitgleich begann man für Zanzibar und Tanzania als Urlaubsland vermehrt zu werben. Davor waren TouristInnEn nur in kleiner Zahl gekommen, was auch mit dem schlechten Zustand der Hotels und kaum Angeboten für TouristInnEn zusammenhing. Die Weltbank unterstützte seit 1994 die Entwicklung mit Zahlungen für den Straßenausbau, die Wasserversorgung, den Flughafen und Trainings für Personal. (Siegl 2004:41) Die BesucherInnenzahlen, sowie die Anzahl der Hotels stiegen seit 1990 konstant. 53,4% der Projekte waren einheimische, der Rest ausländische. *„Allein 1993 wurden 43 Tourismusprojekte ausländischer Firmen [auf Zanzibar] eingereicht.“* (fairunterwegs) Ungefähr zeitgleich begannen die deutschsprachigen Tourismusmärkte auf das veränderte Kaufinteresse der KonsumentInnEn zu reagieren und boten nun nicht nur noch Gruppen- und Pauschalreisen zu günstigen Preisen an, sondern vermehrt auch günstigere Preise für Individualreisende in bisher weniger gefragte Gebiete. (Aderhold 2000:247) Eigene Forschungen wurden in die Wege geleitet, um die Gründe für den Überdruß an Mittelmeerreisen und das Interesse an Zielen in Afrika und Asien zu eruieren. Und um auf die Veränderungen mit entsprechenden Angeboten reagieren zu können. Da auch die Weltbank und die Europäische Gemeinschaft mitfinanzierten ist denkbar, dass nicht nur der Ausbau und die Forcierung des Tourismus in Tanzania und auf Zanzibar gefördert wurden, sondern auch die Reisemöglichkeiten und Werbebemühungen in Europa, also beim Zielpublikum selbst, vorangetrieben wurden. Zanzibar sollte 1997 die größte Tourismusenklave Ostafrikas im Norden der Insel, in Nungwi, erhalten: ein Megaprojekt der Luxusklasse über 57km² groß. Verpachtet von der Regierung Zanzibars um 1 symbolischen Dollar pro Jahr, sollte um jährlich 4 Milliarden Dollar investiert werden. Die Dörfer waren auf den Bauplänen nicht mehr zu sehen. Das Projekt hatte international Aufsehen erregt und wurde nach 2-jährigem Kampf der Bevölkerung, Menschenrechtsorganisationen und UmweltschützerInnen gestoppt. (vgl. fairunterwegs) Zanzibar hat sich in Richtung eines „Soft Tourism“¹⁸ entwickelt, obwohl

¹⁸ Eine Art von Tourismus, der sich nach einer ökologisch und sozial verantwortungsvollen Reisephilosophie richtet und zum Ziel hat, sich im „Einklang“ mit der Natur und der gesellschaftlichen Lebensweise am Urlaubsort zu entwickeln. (Siegl 2004:22)

vor allem in den letzten Jahren wieder vermehrt auch Großprojekte in Angriff genommen wurden. Nach Unruhen 2001 und der steigenden Anzahl von Terroranschlägen weltweit, brachen die BesucherInnenzahlen für wenige Jahre ein.

Auch das Reisen an sich hat sich in seiner Qualität und Häufigkeit sehr verändert. Ebenso die Umstände ins Land zu kommen, beziehungsweise sich nieder zu lassen. Die fünf Lehrenden aus der DDR beispielsweise hatten im Vergleich zu MigrantInnEn in den letzten Jahren eine weit beschwerlichere Anreise und Einreise auf Grund der politischen Situation und Stellung der DDR durch die Hallsteindoktrin. (Weiser 2009:224) Interessant ist, dass in Berichten von Menschen, die wieder in die Heimat zurückkehrten, auch die An- und Abreise in allen Details sehr wichtig zu sein scheint und ausführlich beschrieben wird. Während die von mir Befragten sich dazu kaum äußerten. Entweder nimmt die Priorität darüber zu sprechen mit zunehmender zeitlicher Distanz ab, oder die Erfahrung einer Rückreise wurde noch nicht gemacht.

Der Ruf der Gewürzinsel jedoch blieb bestehen, auch wenn Jachthäfen und Co ausblieben. Reiseanbieter und Fluggesellschaften begannen Zanzibar direkt anzusteuern und Reisegruppen vom Flughafen in die Hotels zu bringen. Seit 2005 vermehrten sich die BesucherInnenzahlen sehr stark und erste negative Auswirkungen des exzessiven Tourismus machten sich aus verschiedenen Blickwinkeln bemerkbar. Helmut erwähnte, dass sich Stone Town in den letzten Jahren massiv verändert habe und die einstige Ruhe und Faszination vom Lärm der Touristengruppen übertönt wird. Während die einen noch einen Hauch von Zauber in der Luft auszumachen vermögen, finden jene, die ihn in anderer Intensität gewohnt waren, gar nicht mehr. Für ihn ist das sogar der Grund, sich zu überlegen, ob er Zanzibar nicht wieder verlässt.

„Alte“ und „neue“ Medien

Es ist in den letzten Jahren und Jahrzehnten vor allem ein Bild von Zanzibar transportiert worden: eine Mischung von verschiedenen Exotizismen aus Orient, Asien und Afrika die sich auf einer Insel vereinen. Zanzibar ist in vielen europäischen Köpfen durch Filme, Romane und andere Literatur und Lieder zu *der* Märchenwelt schlechthin geworden; eine Fiktion mitten auf der Erde, etwas unter dem Äquator. In den 1980-er Jahren erschienen Werke wie „Insel im Sturm“ und „Tod in Sansibar“ von Mary Kaye, eine Autorin, die sich auf orientalische Gebiete und Inseln spezialisiert zu haben scheint. 1998 erschien das Buch „Die Weiße Massai“ von Corinne Hofmann, das 2005 verfilmt wurde. Es folgten Filme wie „Nirgendwo in Afrika“, „Der König der Löwen“ und weitere. Eine nicht zu unterschätzende

Rolle spielen auch Reiseberichte in Zeitschriften, Tageszeitungen, als Bücher und Reiseführer und vermehrt in den letzten Jahren die online-Berichte und Bewertungen sowie einige Blogs von Privatpersonen. Immer wieder ist von einem Zauber die Rede, der einen umfängt sobald man die Insel von der Fähre aus sieht, von türkisblauem Wasser und endlosen, einsamen Sandstränden. Von labyrinthartigen Gassenverbänden in der historischen Altstadt Stone Town, von Gewürzreichtum, Sklavenhandel und dem UNESCO Weltkulturerbe. Was aber macht diesen Zauber aus? Auf der Homepage welt.de sowie auf vielen weiteren historisch anmutenden Onlineberichten über Zanzibar, wird der Schwerpunkt auf die kulturelle Vielfalt gelegt; das anscheinend gut funktionierende Zusammenleben von Menschen verschiedener Herkunft und Religionen auf so engen Raum. Entzaubert wird man erst auf den zweiten oder dritten Blick. Denn wie auch Susanne schon feststellte, bekommen TouristInnEn auch genau dieses „Zauber-Zanzibar“ präsentiert. Von Feindlichkeiten unter der Bevölkerung ist keine Spur. Von jüngst geschehenen Anschlägen von extremen Muslimen auf christliche Kirchen in Stone Town sowie das Niederbrennen von Verkaufsgeschäften deren Besitzer Festland-Tanzanier sind, ist in den Urlauberblogs nirgendwo etwas zu finden. Ebenso wenig, wie von kritischen Berichten, in denen die am Strand trainierenden Akrobaten und die winkenden Kinder nicht als Teil eines Mysteriums, sondern als Wirklichkeit mit Hintergründen gesehen werden.

Internationaler Austausch und Mobilität von jüngeren Menschen

Auch die erhöhte Mobilität unter Studierenden¹⁹ und SchülerInneN trägt meiner Meinung nach stark zur Zuwanderer-Situation auf Zanzibar bei. Durch Austauschprogramme und individuelle Reiseplanungen, um dem Teil der Erde näher zu kommen, mit dem die Studierenden in ihrem Studium konfrontiert sind, werden immer häufiger Reisen in viele Teile Afrikas unternommen. Die Kontakte die dadurch entstehen, mögen bei einer beträchtlichen Zahl von Studierenden zu einschneidenden privaten Ereignissen, bis hin zur Migration, geführt haben. In wie weit diese Medien gemeinsam mit Faktoren aus dem Tourismussektor und Nachbeben der Kolonialzeit auf die Bilder über Ostafrika und im Besonderen Zanzibar hat, ist hier nicht messbar. Doch die Erzählungen der GesprächspartnerInnen können zeigen, welches Bild sie selbst von der Insel hatten, wodurch es sich gebildet und schließlich auch verändert hat.

¹⁹ Als nur ein Beispiel sei die Reiselust der Studierenden des Institutes für Afrikawissenschaften an der Universität Wien erwähnt.

3. Feldforschungssetting und Methode

3.1. Zielgruppe

Ich habe den Fokus meiner Arbeit auf MigrantInnEn aus den deutschsprachigen Regionen Europas konzentriert, die jeweils ihren Lebensmittelpunkt für einige Zeit ihres Lebens, oder für die „restliche“ Zeit ihres Lebens, von Europa nach Zanzibar verlegt haben. Später auf Zanzibar stellte sich heraus, dass 8 von 11 GesprächspartnerInneN, die ihren Lebensmittelpunkt dauerhaft verlegt hatten, Frauen sind. Die einzige Einschränkung des Forschungsfeldes machte ich, indem ich das Kriterium der deutschen Erstsprache aller MigrantInnEn einführte und dass sie keine Investoren von Tourismusprojekten auf Zanzibar sein sollten, sondern ihre Migrationsgründe eher privater Natur sind. Meine Arbeit hat das Leben deutschsprachiger Menschen mit Nicht-Business-Motiven zum Thema. Alter, Beruf, Einkommen oder andere Faktoren beeinflussten die Auswahl der GesprächspartnerInnen nicht. Das wäre bei einem so kleinen Forschungsfeld zu hinderlich und ließe viele interessante Aspekte untergehen. Obwohl ich mit 16 deutschsprachigen MigrantInnEn auf Zanzibar Interviews geführt habe, wählte ich für die hier vorgelegte Analyse nur 6 aus. Die Auswahl fiel auf Grund der Fülle an Material auf diese Personen. Ich führte mit diesen 6 Personen jeweils mehrmals, auch lebensgeschichtliche, Interviews. Da ich den Schwerpunkt auf einer lebensgeschichtlichen Betrachtungsweise lege, habe ich schließlich diese sechs Personen ausgewählt. Alle weiteren Interviews dienen mir als Ergänzungen und erweitern mein Hintergrundwissen und Verständnis. Unter den 6 Lebensgeschichten sind 4 Frauen und zwei Männer. Die Gründe für dieses Ungleichgewicht ergeben sich aus den örtlichen Gegebenheiten. Das Kriterium der „privaten“ Migrationsgründe ergab eine solche Aufteilung. Viele deutschsprachige Männer, die in dieser Studie nicht vertreten sind, sind Investoren von Tourismusprojekten oder Expats.

In Österreich waren mir keine deutschsprachigen Männer bekannt, die dort leben. Dies zog mein Interesse auf sich. Nach genauerem Hinsehen stellte ich fest, dass alle diese Frauen entweder mit einem Zanzibari verheiratet sind, und / oder Kinder mit einem Zanzibari haben. Allerdings fand ich keinen deutschsprachigen Mann, der mit einer Zanzibari verheiratet wäre. Auch bei der Suche nach deutschsprachigen männlichen Migranten direkt am Forschungsort bestätigte sich, dass mehr Frauen nach Unguja siedeln als Männer.

Da nur einer der drei Männer in einer Beziehung zu einer christlichen Zanzibari lebt, könnte man leicht dazu verleitet werden von einem Zusammenhang zwischen Partnerschaft und Migration auszugehen. Dass es so einfach aber nicht ist, werden die Lebensgeschichten noch

zeigen. Allerdings ist das Kennenlernen von Partnern bei allen MigrantInnEn bis auf einen auch einer der Gründe zur Migration. Dahinter liegt eine komplexe Vielfalt an gesellschaftlichen Gründen. Daher ist die ungleiche Anzahl an Männern und Frauen in meiner Forschungsarbeit als interessantes Faktum, das einige Fragen aufwirft, aber auch einige Fragen beantwortet. Die Aussagen jedes einzelnen Teilnehmenden sind von Bedeutung und ich habe daher beschlossen, gerade deshalb keine ausschließliche Studie über Frauen oder eine ausschließliche Studie über Männer zu machen, sondern beide in Beziehung zueinander zu betrachten und zu verstehen. In der wissenschaftlichen Betrachtung von Migrationstheorien ist mittlerweile auch die Rede von einer „Feminisierung der internationalen Migration“. (Hödl/Husa/Parnreiter/Stacher 2000:13) Seit der Genderaspekt auch in den Migrationstheorien immer mehr berücksichtigt wird und Frauen als eigenständig agierende Wesen wahrgenommen werden, wird immer deutlicher, dass ihre Entscheidungen und Wege oft nicht damit übereinstimmen was vorher automatisch angenommen wurde. Neben dem Modell, dass Frauen wegen Familiennachzug migrieren, wird nun immer häufiger bewusst, dass Frauen aus eigener Intention aufbrechen, um sich in einem anderen Land niederzulassen. Weiters gibt es auch die Möglichkeit, dass sie von ihrem Umfeld, beispielsweise der Familie oder anderen Personen dazu gedrängt werden, oder sie durch leere Versprechen auf ein besseres Leben in eine Zwangsabhängigkeit kommen. Wie es bei vielen Frauen der Fall ist, die dann ungewollt in der Zwangsprostitution landen. Bis heute werden Frauen von ihren Familien sogar verkauft, um den Fortbestand für eine weitere Zeit zu sichern. Oder sie werden weggeschickt, um zu einem späteren Zeitpunkt von deren Rückflüssen aus erlangter Bildung oder Verdienst zu profitieren. Ihnen gegenüber stehen Frauen, die aus eigenen Stücken und aus keiner wirtschaftlichen Erfordernis, sondern auf Grund von persönlichen Wünschen, migrieren. Ihnen allen gemeinsam ist oft eine mehrfache Diskriminierung innerhalb der Aufnahmegesellschaft. Parnreiter führt vier Sets sozialer Beziehungen von Frauen und Machtverhältnissen an, die zu ihrer Diskriminierung als Migrantinnen beitragen:

1. Ihre Weiblichkeit an sich
2. Die Tatsache, dass sie migriert sind
3. Ihre „Ethnie“ (diesen Begriff unterstütze ich persönlich nicht)
4. Klasse

(Parnreiter 2000:42)

Für Frauen die nach Zanzibar migrieren heißt das, dass sie sich in mehreren Punkten von der übrigen Gesellschaft Zanzibars unterscheiden, welche ausschlaggebende Punkte für

Diskriminierungen und „Andersbehandlung“ sein können. Vor allem Parnreiter's dritter Punkt („Ethnie“) ist für mich aber zu oberflächlich und könnte unter anderem durch religiöse Orientierung, Herkunft, Sprache und Hautfarbe ersetzt werden. Wie in vielen anderen Punkten auch, lassen sich allgemeine aktuelle Migrationstheorien auch hier zu einem großen Teil nicht auf meine Untersuchung anwenden, da die Umstände und Voraussetzungen der MigrantInnEn, die von deutschsprachigen Ländern Europas nach Zanzibar migrieren, sich von jenen der meisten Untersuchungen über Süd – Nord Migrierende grundlegend unterscheiden. Die meisten der theoretischen Modelle müsste negiert und falsifiziert werden. Denn dass mehr Frauen wandern, weil die Nachfrage nach billigen, flexiblen Arbeitskräften steigt und Frauen diese Anforderungen erfüllen (müssen) (Parnreiter 200:43), lässt sich auf die deutschsprachigen Frauen auf Zanzibar nicht umlegen.

3.2. Kontakte herstellen, InterviewpartnerInnen finden

Einige Kontakte bekam ich schon in Wien durch Lehrende oder StudienkollegInnEn. Entweder in Form von Emailadressen, oder Tipps in welchen Orten auf Zanzibar ich nach welchen Menschen fragen könnte. Ich erhielt zwei Email Adressen von Frauen aus Österreich, die jetzt auf Zanzibar leben und kontaktierte beide per email: eine ehemalige Studierende der Afrikawissenschaften und eine Studierende der Internationalen Entwicklung. Ich versuchte weitere Kontakte schon in Österreich ausfindig zu machen und bemerkte bald, dass ich noch keinen Kontakt zu Männern bekommen hatte, die auf Zanzibar leben. Ohne vorschnell ein Urteil darüber zu fällen, ob verhältnismäßig mehr Männer oder mehr Frauen nach Zanzibar migriert sind, fand ich es trotzdem spannend danach zu fragen, welche Gründe sie hatten, ihre Heimat zu wechseln. Durch meinen ersten Aufenthalt dort, hatte ich bereits eine Ahnung davon, worauf ich mich noch vorbereiten musste. Ich hatte schon 2007 sehr viele Kontakte geknüpft, die mir bei meiner Forschung sehr hilfreich waren und mir sehr viel Mühe und Zeit erspart haben. Auch die Eingewöhnungsphase erwies sich als recht kurz, da ich mich gleich zu Anfang gut orientieren konnte. Nach einer Woche der Wohnungssuche und des wieder Zurechtfindens konnte ich bereits meine Arbeit aufnehmen und aktiv beginnen. Freunde und Bekannte halfen mir mit Ratschlägen und Tipps für das tägliche Leben. Ebenfalls schon bei meinem ersten Besuch hatte ich Kontakt zu Menschen, die genau der Zielgruppe meiner Forschung entsprachen. Dies erleichterte es mir sehr weitere Personen meiner Zielgruppe rasch zu finden und zu treffen. Von meinem letzten Aufenthalt in Stone Town wusste ich noch, dass eine Mitarbeiterin der Musikschule in Stone Town ursprünglich aus Deutschland war. Um an weitere Kontakte zu kommen, suchte ich zuerst nach ihr und bat sie, mir beim Finden von Kontakten zu helfen. Sie informierte mich darüber, dass es auf Zanzibar eine Gruppe von zugewanderten Frauen gibt, die sich vernetzen. Online existieren eine Homepage und eine Liste von Mitgliedern. Die „Wanawake-List“. Die Liste war mir eine sehr große Hilfe und erleichterte mir die Suche. Innerhalb weniger Tage hatte ich genügend GesprächspartnerInnen gefunden. Danach versuchte ich die deutschsprachigen Frauen zu finden und nahm so, entweder durch einen Anruf oder eine Sms, gleich Kontakt mit ihnen auf. Meist war das sehr problemlos und einfach und ich konnte die Kontakte sehr schnell herstellen. Einen gemeinsamen Termin und einen Ort für ein Treffen zu finden, war allerdings eine andere Geschichte und schon um einiges schwieriger. Mir fiel bald auf, dass einige der Frauen sehr beschäftigt waren. Da ich hinsichtlich des Ortes nur den Fokus Zanzibar, also die gesamte Insel, gewählt hatte, war es notwendig für manche Gespräche aufs Land zu fahren.

Die meisten hatten zu Hause zu viel Arbeit, um den weiten, langen und beschwerlichen Weg nach Stone Town zu unternehmen. Oder waren bei ihren Besuchen in Stone Town mit zu vielen anderen Erledigungen beschäftigt, um Zeit für ein Interview zu finden. Zu InterviewpartnerInneN, die nicht auf dieser Liste beziehungsweise in diesem Netzwerk sind, fand ich durch „Mund zu Mund Propaganda“, also durch Gespräche mit Menschen, denen ich von meinem Diplomarbeitsthema erzählt habe und die sich an eventuell passende GesprächspartnerInnen erinnerten. So kam ich dann auch zu den zwei Männern meiner Studie, die natürlich nicht auf einer Liste für ein Frauennetzwerk stehen.

3.3. Methode und Herangehensweise

3.3.1. Quellenlage

Über Deutschsprachige auf Zanzibar gibt es Literatur in verschiedenen Formen über die Zeit der Reise-, Handels- und später der Kolonialinteressen im 19. Jahrhundert bis Anfang des 20. Jahrhunderts. Sie bestehen aus Reiseliteratur, Briefen, Berichten, Zeitungsartikeln bis hin zu Chroniken und Kolonialaufzeichnungen, Handelsbücher und Konsularaufzeichnungen, sowie Sekundärliteratur zu dieser Zeit. Weiter geht es mit neueren Aspekten aus der DDR- und BRD-Zeit, bis zu entwicklungspolitischen Interessen und Projekten in den letzten Jahrzehnten. Keine Auseinandersetzung mit Deutschsprachigen auf Zanzibar, ihre Motivationen, Gründe und Geschichten hingegen, gibt es über die letzten Jahre und die Gegenwart und aus der Perspektive, die ich in meiner Forschung einnehme. Da zu meiner Fragestellung ganz spezifisch für Zanzibar noch keine schriftlichen Quellen existieren, die sich mit der derzeitigen Situation von MigrantInnEn aus dem deutschsprachigen Raum beschäftigen, war es unumgänglich, zuerst Quellen zu produzieren. Ich habe mich dazu entschieden, qualitative Interviews zu führen. In diesem wechselwirkenden Prozess, zwischen mir als Forschende und den GesprächspartnerInneN als ExpertInnEn ging es darum, *gemeinsam* eine Quelle zu schaffen. (Vorländer 1990:20) Das sind die aufgenommenen Gespräche.

3.3.2. Biografie- und Migrationsforschung Hand in Hand

Den großen Gewinn, der aus Biografieforschung in Kombination mit der Methode der narrativen Gesprächsführung für die Geschichtswissenschaft entsteht, sehe ich in der besonderen Qualität der „erlebten Zeit“ (der GesprächspartnerInnen). Da sich unser Gedächtnis auf erlebter Geschichte stützt und sie so anschaulicher macht. (Holl 1990:69) Dies ist für mich die Grundvoraussetzung für ein wirkliches Geschichtsverständnis, da der/die Lernende emotional in eine Geschichte involviert wird, was Geschichte erfahrbar macht. Selbst wenn es die Geschichte eines anderen Menschen ist.²⁰ Die Tatsache, dass Erzähltes eine Rekonstruktion des Erlebten ist und Deutungen und Wertungen einfließen, was eine Abänderung zum eigentlichen Geschehen zur Folge hat, sehe ich als natürliche Situation an. (Holl 1990:76) Diese ist unumgänglich, wenn eine Person über eine andere Person schreibt und könnte, wenn schon nicht durch eine Autobiografie (da diese ebenfalls eine

²⁰ Ein gutes Beispiel hierfür sind auch Filme oder Literatur und ihre Wirkung auf den Menschen.

Rekonstruktion ist), nur durch ein Tagebuch umgangen werden. Selbst dann ist es „nur“ eine Wahrheit, eine Perspektive dessen, was geschehen ist.

Die Momentaufnahmen der derzeitigen Lebenssituationen auf Zanzibar sowie der Prozess der Migration an sich kann jedoch viel umfassender verstanden werden, wenn die Lebensgeschichten dazu in Beziehung gesetzt werden können. Erst die Erlebnisse und Prägungen, die vor der Migration entstanden sind, führen jede Person zu unvergleichlichen Kompetenzen, die dann im Migrationsprozess beispielsweise als Ressourcen zur Bewältigung der Anforderung der Migration herangezogen werden können. (Philipper 1997:30) Der qualitative Zugang soll die Zusammenhänge zwischen Biografie und Migration beleuchten. Ich gehe davon aus, dass Migration im Leben eines Menschen sehr große Auswirkungen auf dessen Persönlichkeit und Identität hat, was zu biografischen Veränderungen führt. Grinberg geht in seiner Psychoanalyse der Migration sogar soweit zu sagen, Migration sei eine potentiell traumatische Erfahrung, die die „Integrität des Subjekts bedrohe“. (Grinberg/Grinberg 1990:13ff) Migration ist eine tiefgreifende Umwälzung für die wandernden Individuen, die mit einem heftigen Angriff auf die kulturelle Identität verbunden ist. (Grinberg nach Philipper 1997:22) Hier gilt es zu überprüfen, ob dies für alle Migrationstypen, „erzwungene“ wie „freiwillige“ gleichsam, zutreffen kann. Aus persönlicher Erfahrung einer Binnenmigration vertrete ich die Hypothese, dass sich selbst eine sogenannte „freiwillige“ Migration traumatisch auf den/die BetroffeneN auswirken kann. Genau hier hakt nun die Biografieforschung ein. Ich gehe davon aus, dass selbst ähnliche Lebensumstände im Zielland der Migrierenden von den Individuen unterschiedlich verarbeitet werden. Und zwar auf Grund ihrer bisherigen Erfahrungen und Lebensgeschichten. (Philipper 1997:30)

Inspiziert durch meine eigenen Erlebnisse als Reisende und BinnenmigrantIn, möchte ich überprüfen, in wie weit Fremdheitserfahrungen durch Migration in Beziehung zur Biografie stehen. *„Die biographische Relevanz der Migrationserfahrung [wird] wesentlich von der Einbettung, Ausprägung und Handhabung der damit verbundenen Fremdheitserfahrungen bestimmt.“* (Breckner 2009:416) In meiner Analyse konzentriere ich mich auf veränderte Umstände, auf die die MigrantInnEn in ihrer neuen Umgebung stoßen. Außerdem ist es von zentraler Bedeutung welche Art der Aufmerksamkeit den MigrantInnEn auf Zanzibar zu Teil wird. Ob sie die Reaktionen als positiv, negativ, aufnehmend, zurückweisend oder ignorierend empfinden und in wie fern ein „Wir-“, „Ich-“, beziehungsweise „Sie-Bewusstsein“ in der Sprache der MigrantInnEn in den Gesprächen vorhanden ist. Aus den Biografien kann hervorgehen, inwieweit Fremdheitserfahrungen bis zur Migration nach Zanzibar von Bedeutung waren. (Bruckner 2009:418)

Es bietet sich außerdem an, sich auf die Ebene der Mikrogeschichte zu begeben, da sich die Zahl der deutschsprachigen MigrantInnEn, beschränkt auf das Inselgebiet Zanzibar, in Grenzen hält. Ich sehe daher meine Forschung als Sammlung von Oral History, oder mündlich erfragter (Lebens)Geschichte, die eine geschichtliche Einbettung findet. Die Analyse der Lebensgeschichten und die geschichtliche Einbettung ermöglichten dann das Herausarbeiten einer These.

3.3.3. „Erzähl doch mal...“ - Das narrative Gespräch

Mit der Methode des narrativen Gesprächs zu arbeiten hatte zum Ziel, einerseits die Komponente der „erlebten und erzählten Geschichte“ durch den Erzählfluss der InterviewpartnerInnen zu unterstreichen, andererseits mit den GesprächspartnerInnen mehrere Male zu sprechen, um tiefer greifende Themen besprechen zu können. Ich habe versucht meine GesprächspartnerInnen zu ermuntern ihre Lebensgeschichte zu erzählen mit besonderem Schwerpunkt auf den Lebensabschnitt auf Zanzibar. Das freie, narrative Gespräch wurde von mir an manchen Stellen durch Fragen ergänzt, die näher darauf eingingen, was sie selbst als Person, als Subjekt und Objekt, innerhalb der Gesellschaft Zanzibars ausmacht. Und wie sie selbst ihre Lebenswelten auf der Insel, mit den für sie darin enthaltenen wichtigen Teilaspekten des täglichen Lebens, sehen, beschreiben und beurteilen. Dabei war es wichtig, mit sehr viel Einfühlungsvermögen auf das Befinden, den Lebensrhythmus, Pläne und Tätigkeiten meiner GesprächspartnerInnen einzugehen und jeweils im Moment zu entscheiden womit das aktuelle Gespräch begonnen werden konnte. Oder was das Hauptthema des Gesprächs an jenem Tag sein könnte. Dies richtete sich sehr stark nach dem Tagesempfinden, der Stimmung untereinander, privaten Einflüssen und vielem mehr.

3.3.4 Theorie und Praxis einer Forschung

Die Gespräche wurden mit einem Aufnahmegerät aufgenommen. Manchmal gab es jedoch Probleme mit dem Aufnahmegerät wegen der Witterung oder schlechter Stromversorgung vor Ort zum Aufladen des Akkus. Deshalb gibt es von einigen wenigen Gesprächen handschriftliche Aufzeichnungen, oder ich habe Teile des Gesprächs noch mit dem Handy aufnehmen können.

Meine Einstiegsfrage beim ersten Gespräch war fast immer: „Was hat dich hier her nach Zanzibar verschlagen, warum bist du hier?“ Ich wollte damit den Anstoß zu einem Erzählfluss

liefern, was mir meistens gelungen ist. Weitere Themen und Fragen ergaben sich dann direkt im Gespräch. Ich ließ den weiteren Verlauf offen, um meinem Gegenüber die Möglichkeit zu geben, selbst Themen aufzubringen. Damit ergab sich genügend Freiheit für den/die ErzählendeN selbst zu wählen, worüber er/sie sprechen wollte. Die Wichtigkeit und Individualität einzelner Punkte wurde dadurch deutlich. Ich stellte jedoch auch bald fest, dass wirklich wichtige Dinge, heiklere Themen oder Probleme erst ab dem zweiten Gespräch aufzukommen begannen. Hier wird die Problematik sichtbar, dass eine Spannung zwischen Forscherin und BefragteM entsteht, da ich mich als Forscherin für Themen interessierte, die in kritische Bereiche der/des Gegenübers eindringt. (Vorländer 1990:17) Außerdem bieten häufigere Treffen die Möglichkeit, Vertrauen aufzubauen, was maßgeblich für die Qualität der Informationen ist. Ich bin und war mir ebenfalls dessen bewusst, dass die Gespräche gewissermaßen „unnatürlich“ und „inszeniert“ waren. Das hatte zur Folge, dass Inhalte und reproduzierte erlebte Geschichte bis zu einem gewissen Grad vorkonstruiert sind und an „Formtraditionen“ und „Orientierungshilfen“ gebunden sind. (Vorländer 1990:15) Es liegt in der Natur von Interviews, dass ihre Konzentration auf dem Interviewten liegt. Trotzdem habe ich versucht, die Aufnahmen erst dann zu machen, wenn sich aus einem natürlichen Gespräch eine Relevanz für meine Forschung ergeben hat. Daher sind diese Aufnahmen meist in verhältnismäßig unbefangenen Situationen entstanden, auch wenn das Einschalten des Aufnahmegerätes oft zu einem kurzen Bruch im Gesprächsfluss und der privaten Atmosphäre führte. Nach dem ersten Gespräch und vor einem weiteren Gespräch mit einer Person hörte ich mir die vorangegangene Aufnahme nochmals an. So konnte ich eventuell offene Fragen im nächsten Gespräch stellen, oder noch einmal auf ein Thema zurückkommen, um es genauer zu besprechen oder auszuweiten. Zwischen den Treffen lagen meist mindestens eine Woche oder mehr.

Die MigrantInnEn wohnen verstreut über die Insel, weshalb ich mich auch oft auf Reisen begeben habe, um Gespräche bei ihnen zu Hause führen zu können. Ich habe mich außerdem bemüht, auch mit den Lebensgefährten der MigrantInnEn zu sprechen, um ein umfassenderes Bild der Situation zu erhalten. Die Aufenthalte am Land beanspruchten meist mehr als einen Tag, da ich mich auf die Lebensrhythmen der InterviewpartnerInnen einstellen musste. Das bedeutete für mich, dass sich die Gespräche manchmal arbeitsbedingt zeitlich verschieben konnten und eine hohe Flexibilität von meiner Seite erforderlich war.

3.3.5. „Teilnehmende Beobachtung“

Zusätzlich zu den Gesprächen wurde die Methode der teilnehmenden Beobachtung herangezogen. Das heißt, die Aussagen der GesprächspartnerInnen sollen durch Beobachtungen ihres Alltagslebens/handelns und ihrer Umwelt nach Möglichkeit ergänzt werden. Es gelang mir sehr gut mit vielen verschiedenen Menschen zu sprechen um so ein sehr umfassendes Spektrum an Wissen und Betrachtungen zu sammeln, was mir half die einzelnen Erzählungen der MigrantInnEn besser zu verstehen und sie in einen Kontext stellen zu können. Durch die Aktualität meines Forschungsthemas und das Interesse der Bevölkerung haben sich aber aus fast allen Gesprächen, auch „privat“, viele Informationen gewinnen lassen, die ich in einem Forschungstagebuch als Teilnehmende Beobachtung aufgeschrieben habe.

3.3.6. Forschungssetting

Ich konnte mit 16 deutschsprachigen MigrantInnEn aus Deutschland, Österreich, der Schweiz und Holland, ein bis fünf Mal sprechen. Weiters habe ich Gespräche mit 6 einheimischen Partnern der MigrantInnEn aufgenommen. Insgesamt wurden 52 Gespräche von unterschiedlicher Länge gespeichert. Das kürzeste Gespräch dauerte ca. 30 Minuten. Das längste über drei Stunden. Ich habe mich bei der Länge der Gespräche nicht auf die Theorie versteift, sondern mich den Gegebenheiten angepasst. Manchmal war die Stimmung so, dass es ein kurzes Gespräch gab. Bei anderen Gesprächen war der Austausch aber so rege, dass es unnatürlich gewesen wäre, nach einer Stunde abubrechen. Meine Besuche am Land gingen zu den Dörfern Bwejuu und Jambiani an der Ostküste der Insel; sowie an kleinere Orte nahe der Hauptstadt wie Bububu, Chakwe oder Samaki. Diese waren eine besondere Herausforderung. Denn nur weil ich beschlossen hatte dort hin zu fahren, hieß das noch nicht, dass die Zeit, die Stimmung und die Situation passten, um aufzunehmen. Ursprünglich hatte ich auch angedacht eine Gruppendiskussion zu organisieren, in der mehrere MigrantInnEn gemeinsam über zentrale Fragen und interessante Aspekte des Lebens auf Zanzibar reflektieren würden. Dies war aber auf Grund der weit über die Insel verstreuten Wohnsitze und des sehr ausgefüllten Alltags der MigrantInnEn nicht möglich. Außerdem war es nicht möglich einen gemeinsamen Termin festzulegen. Zwei „Gruppendiskussionen“ haben sich eher zufällig mit zwei Migrantinnen in meiner Wohnung und einmal in Jambiani unter deutschsprachigen Nachbarinnen ergeben, die ich auch aufnehmen konnte und die mir als Quelle zur Verfügung standen.

3.3.7. Verarbeitung, Auswertung und Analyse der Daten

Die Auswertung und Analyse des gesammelten Materials unterziehe ich wie alle weiteren Quellen einer Quellenkritik. Nicht alle Interviews wurden auf Grund der Masse an Material transkribiert. Von den meisten wurden „zusammenfassende Inhaltsanalysen“ angefertigt um das Material so zu reduzieren, „*dass die wesentlichen Inhalte erhalten bleiben, aber ein überschaubarer Kurztext entsteht.*“ (Mayring 2003:472) Die Interviews bilden das Fundament der Arbeit. Aus den Inhalten der Gespräche wurden zentrale, für die Ausgangsfrage relevante Punkte herausgearbeitet. Das bedeutet, dass die InterviewpartnerInnen durch ihre Ausführungen das Gerüst der Arbeit und die Grundlage für die gebildeten Theorien und Thesen bilden. Diese Arbeitsweise lehnt sich an den Stil der *Grounded Theory*. (vgl. Böhm 2003; Strauss 1994) Dadurch war es erforderlich in der Gestaltung der Arbeit flexibel zu sein, da sich während des Forschungsprozesses herausstellte, dass es andere oder auch weitere Phänomene, die vom ursprünglichen Gegenstandsbereich eventuell abweichen, wichtig sind. Die theoretische, kontextuelle und geschichtliche Einbettung der Analyse gestaltete sich demnach erst nach der Auswertung der Interviews.

2.4. Meine Rolle als Forscherin

Ich habe drei Monate auf Zanzibar geforscht. Gewohnt habe ich in einer kleinen Wohnung, zwei Monate alleine und ein Monat mit einer Studienkollegin aus Wien und ihrem Mann. Die Forschung habe ich selbstständig und ohne Assistenten durchgeführt. Die Wohnung lag mitten in Stone Town in der Nähe des Darajani Marktes, wo auch die Daladalas²¹ in alle Richtungen der Insel wegfahren und ankommen. Wenn ich in Gesprächen mit der Bevölkerung das Thema meiner Forschung erwähnte, wurde ich mit Fragen über meine bisherigen Eindrücke und Ergebnisse überhäuft. Und sehr oft kam es vor, dass sich längere Diskussionen ergaben, deren Inhalte ich meist in meinem Forschungstagebuch festhielt und die mir sehr viele zusätzliche Informationen und Eindrücke rund um mein Thema lieferten. Viele Menschen waren gerne bereit mir ihre Sicht der Dinge zu erläutern. Die Frage, ob ich das Gespräch aufnehmen dürfte, wurde bis auf einmal aber immer verneint. Dass ich die Informationen in mein Forschungstagebuch schrieb, wollten manche ebenfalls ausdrücklich nicht. Dies sind aber trotzdem keine leeren Informationen, da sie in meinem Gedächtnis zumindest eine Spur hinterlassen haben und meine Sicht prägten. Bei der Auswertung der Erkenntnisse und in der Rückschau auf meinen Forschungsaufenthalt musste ich jedoch einräumen, dass viele Informationen, die mir in der teilnehmenden Beobachtung und im Gespräch mit Menschen außerhalb meiner engeren Zielgruppe zugetragen, ja manchmal sogar aufgedrängt wurden, sehr vorsichtig und klug zu behandeln sind. Einige Gespräche und Meinungen wurden mir, nach reiflichem Abwägen und Prüfen, nur zuteil, um meine Aufmerksamkeit zu erlangen und in mir ein Bild meines jeweiligen Gegenübers zu zeichnen. Diese Bilder stellten sich im Nachhinein sehr oft als Lüge heraus. Meinungen und Informationen sind zu hinterfragen und können nicht immer für „wahr“ angenommen werden, was die Forschung und deren Auswertung sehr erschwert. Ich habe verstanden, dass Menschen mit Gesagtem Ziele verfolgen und Strategien anwenden um diese Ziele zu erreichen. Durch meine vertraute Freundschaft zu einem tanzanischen Staatsbürger in Wien und mein Kontakt zur tanzanischen Gemeinde hier über mehrere Jahre, ist es mir jedoch gelungen, sogenannte „falsche Informationen“ zu filtern und dementsprechend zu interpretieren.

Aus zwei mehrmonatigen Aufenthalten in Tanzania war mein Verständnis für die gesellschaftlichen und zwischenmenschlichen Gepflogenheiten nicht annähernd so ausgeprägt wie es jetzt zum Zeitpunkt des Verfassens der Diplomarbeit ist. Der Prozess des Schreibens

²¹ Tanzanische Kleinbusse

erstreckt sich nun bereits über 2 Jahre, in denen ich mich durch viele Kontakte in Wien immer tiefer in die tanzanische Lebensweise und Gepflogenheiten einfühlen konnte. Dies hat mir maßgeblich dabei geholfen die nötige kritische Haltung und das nötige Hintergrundwissen zu erwerben um die Inhalte des Gesagten und Gesehenem auf Zanzibar wie folgt interpretieren zu können. Abhängig davon mit wem ich mich zum Gespräch getroffen habe, wurden vor allem beim ersten Treffen die Rollen von Forscherin und InterviewteR, mehr oder weniger freiwillig oder unfreiwillig eingenommen. Zu unterscheiden sind hier die Gespräche mit Menschen, die nicht zur Zielgruppe gehören und daher unter die teilnehmende Beobachtung fallen, und Gesprächen mit Menschen aus der Zielgruppe. Die Situationen, bezogen auf die Zielgruppe haben einige interessante Punkte aufgeworfen. Ich habe mit den InformandInnEn einiges gemeinsam, wie zum Beispiel die Sprache, die Hautfarbe und ähnliche kulturelle Prägungen durch die Nähe unserer Herkunftsländer. Es bringt mich ihnen in gewisser Weise näher. Auch dadurch, dass ich in ähnliche Situationen geriet, die sie selbst schon erlebt haben mögen. Trotzdem aber lebe ich nicht dort. Das macht die Befragten zu ExpertInnEn und es war meine Aufgabe sie als solche anzuerkennen und die Rolle der „Studierenden“ einzunehmen. Wie jedoch auch Susanne Gerner feststellte, ist man als ForscherIn im Einnehmen der Rolle nicht nur aktiv. Die Rolle wird immer wieder neu zugewiesen und kann von InterviewpartnerIn zu InterviewpartnerIn ganz verschieden sein. Je nach dem als wen sich er oder sie selbst sich sieht und positionieren möchte. (Gerner 2007:18) Einige Male ist es während meiner Forschung auch vorgekommen, dass ich zuerst nur auf „Besuch“ war und in einem Gespräch interessante Themen aufkamen, die sich für meine Forschung eigneten. Erst dann bat ich um Erlaubnis das Diktiergerät einschalten zu dürfen. Ich befand mich also sehr oft in einer Art wachsamen Bereitschaft. So stellte ich sicher, dass die Gesprächsatmosphäre möglichst entspannt war. Der Austausch fand daher auch meist auf einer vertrauten und freundschaftlichen Ebene statt. Es war in vielen Fällen auch nicht mein Ziel die Menschen „nur“ aufzusuchen um an Informationen zu gelangen. Vielmehr wollte ich auf einer tieferen Ebene verstehen und mich einfühlen.

Ich war also nicht immer nur Forscherin, sondern übernahm viele verschiedene Rollen. Qualitativ zu forschen ist ein gegenseitiger Akt, in dem sich ForscherIn und ErforschteR um ihre Rollen auch kämpfen können. Nicht von vorne herein ist sichergestellt, das Vertrauen der InterviewpartnerInnEn zu genießen, manchmal baut es sich gar nicht auf. Auch kann die interviewte Person durchaus berechtigte Ängste haben nicht so wahrgenommen zu werden, wie sie es sich vielleicht wünscht. Immerhin geht es in meinem Thema um sehr persönliche Dinge, und die Offenlegung solcher Intimitäten macht Menschen verletzbar (Gerner 2007:19)

Es kann ein Gerangel um Anerkennung entstehen. Entweder auf Seiten der Forscherin/des Forschers, um als solcheR akzeptiert zu werden. Oder auf Seiten der Beforschten/des Beforschten ihrerseits/seinerseits als Experte anerkannt zu werden. Ich konnte aber auch die gegenteilige Erfahrung machen. Von mir als Forscherin wurde auch erwartet zu wissen, was ich denn nun wissen möchte und Erstaunen und Unverständnis auslöste über meine offene Gesprächsführung, basierend auf der Methode des narrativen Gesprächs. Nicht bei jedem Menschen ist zu erwarten, dass die ursprüngliche Methode zu Ergebnissen führt, wenn dieser etwas ganz anderes von einer Forscherin erwartet.

Auch hier möchte ich nochmals auf die mir sehr bekannte Erfahrung von Gerner zurückkommen: *„Der nächste Schritt wäre hier vielmehr, seine Verschränktheit mit den biografischen Erfahrungen, das heißt im Kontext der individuellen Lebens- und Migrationsgeschichte der Interviewpartnerinnen, zu beleuchten. Denn diese Verschränktheit von gesellschaftlichen und individuell-biografischen Prozessen ist es schließlich, welche der Dynamik von Selbst- und Fremdbestimmung im Einzelfall ihre spezifische Komplexität und Einmaligkeit verleiht.“* (Gerner 2007:20) Und es geht nicht nur um die Biografie der Beforschten, sondern auch um die Biografie der Forscherin.

Mein Forschungsthema stieß innerhalb der Gesellschaft Zanzibars sehr oft auf reges Interesse. Deshalb war ich, egal wo und mit wem ich war und ob ich dort aus privaten oder forschungstechnischen Gründen war, permanent am Sprechen, Zuhören und Forschen. Was sich schon bald als sehr anstrengend herausstellte. Ich habe dann unterschiedliche Strategien angewandt, um mir mehr private Räume und Forschungsauszeiten zu geben. Entweder ich erwähnte mein Thema nur mit dem Titel und fügte hinzu, dass ich jetzt nicht über meine Arbeit sprechen kann, da ich gerade privat unterwegs bin. Oder ich sagte gar nichts über das Thema, um ein Gespräch oder Diskussion darüber von vorne herein zu vermeiden. Letzteres häufte sich, je länger der Aufenthalt dauerte, da sich die Informationen und Aussagen der Gespräche aus den teilnehmenden Beobachtungen bald zu wiederholen begannen. Es stellte sich also ein Sättigungsgefühl betreffend der Informationsaufnahme ein. *„Mich ermüdet die Forschungsarbeit sehr, da fast jedes Gespräch wichtig für meine Forschung ist. Ich komme mit dem Aufschreiben schon nicht mehr nach. Es belastet mich auch oft so viel und ständige Aufmerksamkeit aufzubringen. Auch scheinbar private Gespräche sind fast nie privat. Das liegt am Thema, das sehr privat ist.“* (FTb 29.06.09)

Das große Interesse am Thema ist ein Zeichen dafür, dass Fremde für Zanzibaris in vielen Bereichen ihres täglichen Lebens präsent sind. Ich fühlte mich während meines Aufenthaltes als Forscherin gut akzeptiert. Der Status der „Researcherin“ unterscheidet sich eindeutig von

dem der Studierenden, der MigrantInnEn, der Expats, der Volunteers oder der TouristInnEn. In einer gemeinsamen Reflexion, warum das so ist, meinte Susanne: „*Du tust denen nix, sie tun dir nix.*“ (Susanne) Mein begrenzter Aufenthalt ist unauffällig und scheint für die Bevölkerung unproblematisch zu sein. Das Thema an sich spielt hier noch einmal eine große Rolle, da es sich für viele auf den ersten Blick um nichts Brisantes, oder politisch Gefährliches handelt, für das sich kaum eine wirklich einflussreiche Person interessiert. Außerdem ist nicht die Bevölkerung im Fokus der Untersuchung.

Insgesamt sehe ich meine Forschung nicht nur aus dem Blickwinkel der Forscherin, sondern auch der Erforschten. Nicht nur, dass die Gespräche mit GesprächspartnerInnen und der Gesellschaft, im Falle der teilnehmenden Beobachtung, ein gegenseitiges Geben und Nehmen, eine Befruchtung und ein Austausch ist. Sondern vor allem auch, weil ich durch das Betrachten anderer Menschen auf mich selbst rückschließen und reflektieren konnte. Denn ich kann mich selbst auch an die Stelle einer Migrantin stellen, ihre Erfahrungen nachfühlen, Meinungen und Erlebnisse teilen. Auch wenn ich eine außenstehende Person bin und mich in gewisser Weise nicht direkt in der Gesellschaft für einen längeren Zeitraum aufhielt. Das rückt mich näher an die Zielgruppe meiner Forschung. Womit die angestrebte Objektivität besonders kritisch hinterfragt, und beim Schreiben und Lesen der Diplomarbeit, mitbedacht werden muss.

4. Biografien

Die InterviewpartnerInnen wurden durch Änderung ihrer eigenen Namen, die Namen ihrer Angehörigen und die Namen der Orte in der sie leben anonymisiert.

4.1. Melanie

Melanie wurde in der schweizer Stadt Bern geboren. Sie ist eines von vier Kindern der Familie, die in einem kleinen ländlichen Dorf in der Nähe von Bern lebte. Melanie hat zwei Schwestern und einen Bruder und wurde als zweite geboren. Ihr Vater erbte einen Hof, den er zum Teil verpachtete und zum anderen Teil selbst bewirtschaftete. Außerdem war er auch berufstätig. Die Bewirtschaftung beinhaltete keine Nutztierhaltung und war nur für den Eigenverbrauch vorgesehen. Trotzdem bedeutete das, dass die ganze Familie mithelfen musste. Melanie und ihre Geschwister verbrachten die meiste Zeit nach der Schule in ihrer Freizeit mit Arbeiten am Hof und zu Hause. Während andere Kinder ins Schwimmbad gingen, war für sie immer noch etwas zu tun: die Pferde versorgen, das Heu einholen, Obst pflücken oder verarbeiten und in der Küche helfen. Die Eltern machten an den Wochenenden mit den Kindern viele Wanderausflüge, die Melanie und ihren Geschwistern aber eher lästig waren. Melanie ging vier Jahre lang zur Primarschule, dann mit 11 in die Sekundarschule zu der sie täglich 7 km mit dem Rad ins nächste Dorf fuhr. Danach absolvierte sie ein landwirtschaftliches Haushaltslehrjahr auf einem Bauernhof einer Familie mit vier Kindern und schloss dieses mit Bravour ab.²² Nach dem Haushaltsjahr ging sie zum Berufsberater, der ihr den Berufswunsch Tierärztin ausredete, da dies in seinen Augen eine Männerdomäne sei. Da Melanie aber für nichts anderes wirklich lernen wollte, beschloss sie nicht zu studieren sondern eine Ausbildung zur Krankenschwester zu machen. Die Zeit bis zum Start der Ausbildung verbrachte sie mit einem Jahr in der Handelsschule und einem halben Jahr als „Au-pair-Mädchen“ in der französischen Schweiz. Danach hatte ihr Vater ihr einen Praktikumsplatz in einem klösterlichen Krankenhaus in Tessin verschafft, wo sie aber nach zwei Monaten nach beidseitigem Einverständnis wieder aufhörte. Sie fühlte sich neben den anderen, weit jüngeren, Praktikantinnen zu selbstständig und „andersartig“, sodass sie sich im Klosterkrankenhaus nicht wohl fühlte. Für die verbleibende Zeit bis zum Ausbildungsbeginn,

²² Das „landwirtschaftliche Haushaltslehrjahr“ war in der Schweiz bis 1980 ein Pflichtjahr für alle Mädchen, das nach der Sekundarschule zu besuchen war. Alternativ konnte auch ein Intensivkurs besucht werden. Für Melanie war es nicht mehr Pflicht, doch weil ihre Mutter Haushaltslehrerin war, machte sie es trotzdem. Gelehrt wurden Dinge, die im ländlichen Leben nützlich sein könnten wie: Kochen, Handarbeiten, Krankheiten der Tiere am Bauernhof usw.

beschloss sie zu reisen. Mit 18 flog Melanie alleine nach Israel, um eine Freundin zu besuchen und ist dann 6 Monate per Autostopp unterwegs zurück in die Schweiz. Nach ihrer Rückkehr begann sie die Krankenschwesternausbildung und Rotkreuzschule. Nach zwei Jahren brach sie die Ausbildung allerdings ab und ließ sich erneut in die Ferne ziehen. Sie verbringt drei Jahre in den USA. Nach diesen drei Jahren stieg sie nach einigen Prüfungen wieder in die Ausbildung ein und schloß zwei Jahre später ab. Melanie arbeitete danach als Krankenschwester in einer Alzheimerstiftung, beim Blutspendedienst, bei einem Sterbeprojekt, machte Ersatzdienste und Vertretungen in Spitälern und arbeitete bei einem Drogenprojekt mit. Die Beschäftigung mit dem Gesundheitssystem, der Situation in den Krankenhäusern und deren Organisation, sowie die Arbeitsweise von Kollegen und Kolleginnen, ermüdete Melanie jedoch sehr, worauf hin sie sich für drei Jahre in den Dienst der Nachtwache²³ zurückzog. Da Melanie einen sehr sparsamen Lebensstil hatte und sich aus den Nachtdiensten sehr viel Freizeit ergab, ging Melanie weiterhin gerne ihrer Leidenschaft zu reisen nach.

1996 reiste sie mit einer Freundin in den Oman, wo sie von einem Hotelbesitzer erstmals auf Zanzibar aufmerksam gemacht wurde. Zwei Jahre später 1998/99 nahm sie ein Last-Minute-Angebot nach Zanzibar war und verbrachte dort eine Woche Hotelurlaub, reiste danach nach Lanzarote weiter, um sich mit einer Freundin zu treffen. In jener Urlaubswoche auf Zanzibar hatte sie das Gefühl, von der Insel, seiner Bewohner und dem Leben dort nichts gesehen oder verstanden zu haben, was ihr Interesse aufrecht hielt. Zurück in der Schweiz wurde ihr Wunsch, eine Ausbildung für Supervision und Organisationsentwicklung zu machen, abgelehnt, was mit zur Entscheidung beitrug, sich eine berufliche Auszeit zu nehmen. Melanie war müde und wollte neue Eindrücke sammeln. Im Krankenhaus ließ sie sich karenzieren und beschloß für 8 Monate nach Zanzibar zu gehen. Dafür flogt sie vorab noch einmal hin, um sich eine Wohnung zu suchen und alles zu organisieren. Bei diesem Kurzaufenthalt lernte sie ihren Mann kennen. Sie kam zurück in die Schweiz um ihre Sachen zu packen und blieb dann für 8 Monate auf Zanzibar. Auch wenn es einfacher gewesen wäre für 6 Monate ein Visum zu erhalten, war da doch die fixe Idee von 8 Monaten. In diesen 8 Monaten heirateten Melanie und Hamad. Melanie beschloß ihr Leben künftig auf Zanzibar zu verbringen. Noch einmal reiste Melanie zurück, um ihre Wohnung auszuräumen und die Arbeit endgültig zu kündigen. Dann migrierte sie nach Zanzibar. 2007 hat Melanie die tanzanische Staatsbürgerschaft angenommen. In der Schweiz ist sie damit tanzanisch-schweizer Doppelstaatsbürgerin, in Tanzania ist sie Tanzanierin, da Tanzania die

²³ Eine Schwester ist für eine ganze Station zuständig und trägt alleinige Verantwortung.

Doppelstaatsbürgerschaft nicht anerkennt. In den 9 Jahren, in denen sie nun auf Zanzibar lebt hat Melanie gemeinsam mit ihrem Mann Hamad das „Tree Place“ in Bwejuu, an der Ostküste Zanzibars, langsam und aus eigener Kraft aufgebaut. Eine kleine, stromlose Bungalow-Anlage für Gäste direkt am Strand. Die Idee ist, das Grundstück in seiner Natürlichkeit zu erhalten und zu pflegen. Melanie und Hamad bewirtschaften außerdem ein Stück Land gleich in der Nähe von „Tree Place“.

Melanie besucht ihre Familie in der Schweiz ungefähr einmal im Jahr. Manchmal kommt Hamad mit. Oder die beiden bekommen Besuch von Freunden und Verwandten aus der Schweiz.

Das Aufwachsen in einer ländlichen schweizer Idylle und die kleinbürgerlichen Strukturen langweilten Melanie als Kind und Jugendliche sehr. Sie hegte immer den Wunsch „in die große weite Welt“ zu reisen, dem Leben zu begegnen, das es zu Hause, ihrer damaligen Auffassung nach, nicht gab. Die Probleme und Politik der Bauern in ihrer schweizer Heimat interessierten sie nicht. Jetzt lebt sie in einem kleinen Dorf auf einer Insel vor Ostafrika, ebenso ländlich und kleinbürgerlich wie ihr Herkunftsort, nur ohne Berge, mit allen Vor und Nachteilen eines Lebens in einem Dorf am Lande. Nur dass das Klima jetzt ein anderes ist. Heute weiß sie ihre Kindheit zu schätzen und auch die Bemühungen ihrer Eltern, ihr die Natur und den Umgang damit nahe zu bringen. „*Was du nicht willst, das musst du haben*,“ hat Melanies Mutter oft zu ihr gesagt. Für Melanie stellte sich heraus, dass die große weite Welt überall ist und sie sich von der eigenen gar nicht so sehr unterscheidet. Nur manchmal glaubt man vielleicht, dass sie eben nicht da ist, wo man sich selbst gerade befindet.

4.2. Susanne

Susanne wurde 1960 in Düsseldorf geboren, von wo die Familie aber bereits ein Jahr nach Susannes Geburt weggezogen ist, da der Vater eine Arbeit in der Nähe der holländischen Grenze hatte. Das Elternhaus war eher konservativ und katholisch. Den katholischen Glauben nahm Susanne für sich selbst jedoch nie an, im Gegensatz zu ihrer jüngeren Schwester, die sich in vielen Punkten sehr von Susanne unterscheidet. Der Vater arbeitete in der Buchhaltung eines „Nicht-Sesshaften-Projekts“ eines Franziskaner Klosters. Das Projekt kümmerte sich um Männer, die das ganze Jahr über auf bestimmten Routen durch das Land zogen und an immer neuen Arbeitsplätzen für kurze Zeit arbeiteten, vergleichbar mit Tagelöhnern oder Wanderarbeitern. Im Kloster konnten sie für maximal zwei Nächte bleiben um sich auszuruhen und zu waschen, dann mussten sie weiter ziehen. Oder sie entschieden sich im

Kloster zu bleiben, dort mitzuarbeiten und im Zuge dessen eine Ausbildung zu machen. Dem angehängt war ein Altersheim für jene, die nicht mehr weiter arbeiten konnten und für Männer außerhalb der Klostersgemeinschaft. In den ersten Jahren zog die Familie mehrmals um. Zuerst, um näher beim Dienstort des Vaters zu wohnen, dann in die Nähe von Susannes Oma mütterlicherseits, da Susannes Mutter sie pflegte. Als jedoch das Diensthaus des Vaters fertig gestellt war, in der die Familie künftig leben sollte, zogen sie erneut um. Die Tante pflegte Susannes Oma weiter. Das Diensthaus lag 7 km im nächst größeren Dorf. Das Kloster war in einem Dorf, das keine Straßennamen hatte, sondern nur noch nummerierte Häuser, da es so klein war. Die Schule besuchte Susanne im nächsten Ort und machte dort auch das Abitur mit 18. Sie wollte nach dem Abitur Psychologie studieren, was aber wegen ihres unzureichenden Notendurchschnittes nicht möglich war. Direkt nach dem Abitur zog Susanne aus dem elterlichen Haus aus. Zuerst nach Köln, da sie gerne in einer größeren Stadt leben, sich aber noch nicht allzu weit von zu Hause entfernen wollte. Sie zog dann zum Jobben nach Düsseldorf und später wegen des Studiums wieder nach Köln. Das frühe und sehr bewusste Abnabeln Susannes von den Eltern, war für sie selbst sehr wichtig. Sie hatte das Gefühl, ihr Leben selbst in die Hand nehmen zu müssen, um nach ihren eigenen Regeln leben zu können. Ihre Eltern hatte sie im ersten Jahr nach ihrem Auszug nur ein paar Mal gesehen. Auch wenn Susanne sie nie danach gefragt hatte so wusste sie doch, dass für ihre Eltern dieser Bruch sehr schwierig zu verkraften war und es ihnen weh getan hat. Vor allem der Vater hatte ihre Entscheidung nicht so leicht wegstecken oder verstehen können, obschon die Eltern sie nie an etwas zu hindern versuchten. Der Bruch war für Susanne jedoch sehr wichtig und definierte die Eltern-Kind-Beziehung ganz neu. „*Danach war ich erwachsen.*“ (Susanne) Und war ihre finanzielle Situation auch noch so schwierig, so bat sie doch ihre Eltern nie um Hilfe und schlug sich stattdessen teilweise mit Flaschenpfand durchs Leben. Spannungen zu den Eltern ergaben sich auch dadurch, dass Susanne den katholischen Glauben ihrer Eltern ablehnte. Aus heutiger Sicht hält Susanne ihr damaliges Verhalten für eine „Nachwirkung“ der 68-er Bewegung. Der Generationsbruch wurde noch ausgelebt, obwohl er ihrer Meinung nach gar nicht mehr nötig gewesen wäre. Währenddessen hatten die Eltern Angst um die Zukunft ihrer Kinder, dass sie falsche Ideale hätten, oder zu Rebellion neigen würden. Susanne selbst durchlebte eine Phase der Verneinung und Totalverweigerung von allem, was bisher war, auch von Ehe und Kindern. Susanne schätzt ihre Generation so ein, dass sie noch Spaß an Reibungspunkten hatten. Es machte Spaß, Leute schon allein damit zu verärgern oder vor den Kopf zu stoßen, dass sie in gemischten Wohngemeinschaften lebten.²⁴ Gleichzeitig standen

²⁴ Anm. von Susanne - im Vergleich zu heute. Da müsste man schon mehr als eine Wohngemeinschaft bieten,

ihnen alle Möglichkeiten offen. Die Volljährigkeit wurde zu dieser Zeit gerade von 21 auf 18 Jahre gesenkt. Zu dieser Zeit wurde es möglich, mit dem Freund zusammen zu wohnen, ohne heiraten zu müssen.

1984 zog Susanne zurück nach Köln, um ihr Studium zu beginnen. Dass sie studieren würde, wurde von ihrer Familie vorausgesetzt. Auch für Susanne war das klar, weil sie sich dachte, dass man auf der Universität die Möglichkeit hat, interessante Menschen zu treffen. Auch diese Vorstellung hält sie mittlerweile als einen noch spürbaren Einfluss der 68-er Bewegung. Mit Susannes Studienwahl waren ihre Eltern zufrieden, solange Susanne ihr Studium interessiert. Sie machten sich um Susanne dann keine Sorgen mehr, weil sie mittlerweile durch den vorangegangenen Bruch wussten, dass sich Susanne immer zurechtfinden würde. Ursprünglich hatte sie geplant zuerst mit Geschichte im Hauptfach und Philosophie im Nebenfach zu beginnen und später in Psychologie, ihrem eigentlichen Wunschstudium, quereinzusteigen. Auf Grund von Komplikationen mit Anrechnungen und Studienplänen, wechselte sie vorerst gezwungener Maßen ihr Studium und wählte dazu die Afrikanistik.

Wir haben uns eingehend darüber unterhalten, was dazu geführt hatte dass sie Afrikanistik wählte. Später sollte dies ihr Hauptstudium werden. Sie setzte mit ihren Überlegungen dazu in ihrer Kindheit an und stellte fest, dass sie wahrscheinlich auf Grund von bestimmten Worten und den damit verbundenen stereotypen Bildern, sowie den Klang der Worte, ein „Interesse“ für Afrika aufbaute. Sie hat dieses Interesse bis heute nicht für andere Teile der Welt, am ehesten noch zu Südamerika, jedoch nicht zum asiatischen Raum. Neben Worten wie Timbuktu, Zanzibar oder „Hottentotten“, blieben ihr auch Tarzanfilme und eine ganz besondere Szene ihrer Kindheit in Erinnerung. Sie sah einmal einen Mönch mit dunklerer Hautfarbe beim Sonnenbaden und erkannte, dass sein gesamter Körper diese dunkle Haut hatte und nicht nur, wie sie sich das bis dahin vorstellte, an den Stellen, die der Sonne ausgesetzt waren. Denn bisher war sie der Meinung, dass auch Menschen dunklerer Hautfarbe nur dort so braun werden, wo die Sonne hinkommt. Die dunklere Färbung ergäbe sich aus der Nähe zur Sonne, da diese Menschen meist näher am Äquator leben. Also beispielsweise das Gesicht oder die Hände. Damals lief sie schreiend zu ihren Eltern und erzählte erstaunt von dem Mann mit dem braunen Bauch. Schließlich war ihr Studienstart mit Geschichte auch nicht so, wie sie sich ein Studium vorgestellt hatte. Die Studierendenzahlen bei Geschichte waren hoch, die Chance einen Studienkollegen je wieder zu treffen sehr gering. Afrikanistik schien ihr da als exotisch genug, um auf einem eher kleinen Institut ihr zu Hause zu finden. Letztlich war ihre Entscheidung zum Studium jedoch irrational. Neben ihrem Studium hat sie

immer gearbeitet, hauptsächlich als Taxifahrerin, wozu sie auch die Taxiprüfung ablegte. Ihre Diplomarbeit für die Afrikanistik stellte sie nie fertig. Denn zu jenem Zeitpunkt lebte sie schon auf Zanzibar und erkannte die Sinnhaftigkeit ihrer Übersetzungsarbeit eines Kriminalromans auf Kiswahili nicht mehr. Auch war sie der Meinung, dass ihr ein Abschluss in Afrikanistik auf Zanzibar nicht wirklich weiter helfen würde. Erst später erkannte sie, dass ihr der Abschluss eine höhere Gehaltsstufe, auch auf Zanzibar, ermöglicht hätte. Die Exmatrikulation stellte für sie eine Erleichterung dar. Ihren Mann Ramadhani lernte sie während ihrer Studienzeit kennen. Nach einigen Besuchen bei Ramadhanis Eltern auf Zanzibar zogen sie 1994 zuerst nach Moshi und dann 1995 nach Zanzibar, wo sie heirateten. Dort arbeitete Susanne auf der Zanzibar State University (Taasisi) und unterrichtete Deutsch. Anschließend bewarb sie sich bei der Zanzibar Music Academy für den Bereich Public Relations, was weiterhin ihre Tätigkeit ist. Von Zanzibar aus schloss Susanne 2007 ihr Diplomstudium Erziehungswissenschaften an der Fernuniversität Hagen ab und begann gleich danach mit ihrem Studium der Psychologie an der gleichen Universität. Alle Prüfungen können an der Deutschen Botschaft absolviert werden. Für die Magisterprüfung ist eine persönliche Anwesenheit in Hagen aber nötig. Susanne hat eine Tochter im Alter von 12 Jahren. Sie lebt mit ihrer Familie in der Nähe von Stone Town.

4.3. Sabine

Sabine wurde 1959 in der Nähe von Bremen geboren. Bis zu ihrem 4. Lebensjahr lebte sie mit ihrer zwei Jahre älteren Schwester bei ihren Großeltern. Ihre Eltern hatten die Kinder zu den Großeltern gegeben, da sie auf dem Hof, auf dem sie arbeiteten, mit mehreren anderen Arbeitern ein Zimmer teilen mussten und für die Kinder kaum Platz gewesen wäre. Mit dem Schulantritt der Schwester gingen sie zu den Eltern zurück. Bis dahin bestand kein Kontakt zu den Eltern, was eine sehr große Distanz entstehen ließ. Mit siebzehn Jahren zog Sabine aus dem elterlichen Haus aus. Sie ging nach Bremen um dort weiter zur Schule zu gehen und das Abitur zu machen. Seit ihrem fünfzehnten Lebensjahr arbeitete sie neben der Schule. In den drei Jahren Oberstufe konnte sie sich durch Jobs einen beträchtlichen Geldbetrag ansparen, um damit nach dem Schulabschluss auf eine 5-jährige Weltreise zu gehen. Auf Tonga, einer Insel im Südpazifik blieb sie einige Jahre und hatte auch lange nicht das Bedürfnis nach Deutschland zurückzukehren. Anfangs war sie damit beschäftigt die Sprache zu erlernen und sich im Lebensalltag zurecht zu finden, hatte später aber das Gefühl, dass sie dort nicht bleiben konnte. Ihr Kapital reichte nicht aus, um ein eigenes Business zu eröffnen und auch

hatte sie das Gefühl, noch weitere Ausbildung zu brauchen. Eine Nachricht von Freunden aus Deutschland, dass das Studienanfängeralter und der Anspruch auf Förderungen und Stipendien auf 25 herabgesetzt wurden, gab ihr schließlich den letzten entscheidenden Impuls zurück nach Deutschland zu gehen, um zu studieren. Ursprünglich hätte sie lieber in Neuseeland studiert, konnte sich die hohen Studiengebühren für ausländische Studierende aber nicht leisten. Nach einer schwierigen Wiedereingewöhnungsphase in den Lebensrhythmus und Alltag Deutschlands begann sie ihr Psychologiestudium. Die Wahl des Studiums ergab sich aus einem Traum, Tierverhaltensforscherin zu werden. Da sie sich jedoch nicht zutraute im Biologiestudium ein Tier zu sezieren, hoffte sie über das Fach Psychologie dort später Anschluss zu finden. Davon brachte sie die Erkenntnis ab, dass ihre Sensibilität in diesem Gebiet zu hoch war. Drei Monaten Studium und Arbeit folgten drei Monate Auslandsaufenthalte, entweder zu Reise- oder zu Praktikumszwecken. Um die Kosten in Grenzen zu halten, vermietete sie ihre Wohnung oder ihr Zimmer in der Zeit, in der sie reiste, oft unter. Diesen Lebensstil behielt sie bis zu ihrem Studienabschluss bei. Einer ihrer prägendsten Auslandsaufenthalte war für sie ein Praktikum in einem Flüchtlingslager im Sudan, wo sie wochenlang ohne fester Nahrung festsaß und an ihre körperlichen, sowie psychischen Grenzen stieß. Zudem machte sie dort die eindrückliche Erfahrung auf Grund ihrer Hautfarbe in Gefahr zu sein. Denn ihre Entführung hätte ein erhebliches Lösegeld bringen können. Konfrontiert mit dem Leid der Verletzten und der Verzweiflung der Menschen, musste sie schließlich bei ihrer Evakuierung Kinder in der Ungewissheit des Krieges zurücklassen, um die sie sich lange gekümmert hatte und zu denen bereits eine tiefe Zuneigung herangewachsen war. Ihre Abschlussarbeit schrieb sie über „ethnische Gruppen auf den Philippinen“. Nach dem Studium war sie vorerst arbeitslos und beschloss deshalb die Zeit für eine weitere achtmonatige Reise zu nutzen. Anschließend arbeitete sie vier Jahre lang als Psychologin in einem Hort und jobbte daneben, da es schwierig war als Psychologin eine fixe Anstellung in diesem Bereich zu bekommen. In den Schulferien bot sich die einzige Gelegenheit zu reisen. So verbrachte sie in dieser Zeit 3 Monate des Jahres im Ausland in verschiedenen Teilen der Welt. Ihr Hauptinteresse galt aber küstennahen Gebieten und Inseln. Durch die Arbeitsbeschaffungsmaßnahme wurde Sabine dann als Psychologin für ein Flüchtlingsprojekt angestellt, dessen Leitung sie übernahm. Zwei Jahre später nahm sie das Angebot an, die Leitung des Kinderschutzzentrums zu übernehmen. In dieser Tätigkeit blieb sie elf Jahre lang. Neben ihrer Arbeit als Psychologin war sie außerdem Dozentin an der Universität und Raumpflegerin.

Während dieser elf Jahre reiste sie zwei Monate pro Jahr. Neben Zanzibar war sie auch in Gambia und im Sudan. Die Besuche auf Zanzibar häuften sich jedoch und dort lernte sie ihren Ehemann Ahmad kennen. Ungefähr zehn Jahre nach ihrem ersten Treffen mit Ahmad heirateten sie auf Zanzibar. Während dieser Zeit und bis zum Jahr 2009 pendelte Sabine jedoch weiterhin zwischen Deutschland und Zanzibar. Bevor sie den Entschluss fasste, endgültig nach Zanzibar umzusiedeln, verbrachte sie ein „Sabbatjahr“ dort, um für sich herauszufinden, ob sie sich soweit wohl fühlen könnte, um dauerhaft dort leben zu können. Den endgültigen Schritt in ihre neue Heimat wagte sie wenige Wochen vor meiner Ankunft. Während der Jahre des Pendelns errichtete sie an der Ostküste der Insel ein Guesthouse, bestehend aus einem umgebauten Haus mit Stock und einen Neubau mit Terrasse, das im oberen Stock als Cafe genutzt werden soll. Hier lebt sie seit dem Sommer 2009 mit ihrem Mann.

4.4. Helmut

Helmut wurde 1938 in Hildesheim, Deutschland geboren. Der Zweite Weltkrieg verschonte auch ihr Haus nicht, es wurde von Bomben zerstört, weshalb er nach Kriegsende mit seiner Mutter aufs Land in das Wochenendhäuschen seiner Tante zog. Im Haus am Waldrand verlebte er eine, trotz der Nachwirkungen des Krieges, sehr schöne Kindheit und Jugend. Erst 1948 kehrte sein Vater nach Hause zurück, der in Afrika in englische Kriegsgefangenschaft kam. Er wurde zuerst nach England gebracht, wo er in seiner Gefangenschaft von einer englischen Dame besucht wurde. Helmut besuchte diese Dame, Mrs. Wood, dann in seiner Schulzeit und war von dem Treffen in England sehr beeindruckt. Diese erste Fahrt nach England sollte der Anfang eines Lebens vieler Reisen werden. Helmut besuchte nach der Grundschule, die er sehr oft wegen überfüllter Klassen oder Kriegseinflüssen wechseln musste, das Gymnasium. Die Auswirkungen des Nationalsozialismus hat er als Junge nur am Rande mitbekommen. Nach dem Schulabschluss ging er mit 20 noch einmal ein Jahr nach England, wo er bei Bekannten seines Vaters wohnte. Sein Gastgeber verhalf ihm zu einem Praktikum bei „Catbury“, wo auch er selbst arbeitete. Er nahm Helmut auf seinen Geschäftsreisen quer durch England mit, wodurch er viele bleibende Eindrücke sammeln konnte. Obwohl er sich in England auch verliebte, war er für eine Heirat noch nicht bereit. Er wollte noch mehr von der Welt sehen, anstatt sich zu binden. Die Zeit bei der Bundeswehr empfand er als besondere sportliche Herausforderung, die er gerne annahm. Danach machte er eher widerwillig, doch seinem Urgroßvater und seinem Großvater folgend, in Hamburg eine

Lehre zum Getreidekaufmann. Später machte er noch eine Ausbildung zum Dolmetscher (Englisch). Nachdem ihm seine Firma, bei der er für den Import und Export zuständig war, nach dem Lehrabschluss eine Gehaltserhöhung verweigerte, beschloss er zu kündigen und nach Südafrika auszuwandern. Über Südafrika hatte er bereits viel gelesen. Unter anderem, dass Südafrika sehr an Einwanderern interessiert wäre.²⁵ Seine Eltern waren von der Idee auszuwandern zwar nicht begeistert, doch ließen sie Helmut ihre Unsicherheit so wenig wie möglich spüren. Noch vor seiner Abreise verliebte er sich. Das Paar beschloss später in Südafrika zu heiraten. Seine Frau war mit seinem Entschluss auszuwandern einverstanden und wollte ihrerseits noch, bevor sie nach Südafrika nachreiste, ihre Brüder in Chile besuchen. Die Auswanderung ist Helmut noch sehr klar in Erinnerung.²⁶ Sehr eindrücklich war für ihn die Trennung von „schwarzer“ und „weißer“ Bevölkerung, was ihn sehr störte. Zwei Jahre blieb er in Südafrika. Er arbeitete zuerst für Siemens als kaufmännischer Leiter in Johannesburg und Kapstadt, danach für Bosch Blaupunkt Südafrika. In dieser Zeit wurde auch sein Sohn geboren. Aus privaten Gründen entschloss sich das Paar zurück nach Deutschland zu ziehen, wo seine Tochter zur Welt kam. In Deutschland arbeitete er für ein Unternehmen der Reißverschlussbranche als sehr erfolgreicher und motivierter Geschäftsführer. Nach der Kündigung seitens von Helmut wegen dem Verkauf des Unternehmens, arbeitete er noch drei Jahre bei der Vertretung der Haus- und Grundstücksbesitzer. Mit 62 Jahren ging er in Rente. Obwohl er schon vor seiner Rente mit seinem Sohn nach Kenia reiste, begann er nun noch mehr zu reisen aufzugehen. Seine Wege führten ihn nach China, zur Seidenstraße, Burma, Vietnam, Äthiopien, Namibia, Botswana, Zimbabwe und Zambia. Bis heute unerfüllt bleibt sein Wunsch nach Indien zu reisen. Schließlich entschloß sich Helmut dazu, nochmals seinen Lebensmittelpunkt von Deutschland nach Afrika zu verlegen. Sehr gerne wäre er wieder nach Südafrika gegangen. Nach einem Jahr dort beschloss er wegen der hohen Kriminalität und der damit verbundenen ständigen inneren Unruhe, nach Tanzania und schließlich nach Zanzibar weiter zu ziehen. Helmut war auf der Suche nach einem sehr ursprünglichen, nicht zu „verwestlichten“, nicht zu ländlichen, aber trotzdem ruhigen Gebiet. Die Wahl fiel auf Afrika und nicht auf Asien, da er sich mit den vielen Rentnern, die sich in Thailand zur Ruhe gesetzt haben und mittlerweile immer häufiger mit „Sextourismus“ in Verbindung gebracht werden, nicht in einer Schublade sehen wollte.

²⁵ Helmut führt das auf die „Buren“ zurück, die in der Apartheid versuchten die „weiße“ Bevölkerungszahl zu heben, um daraus einen politischen Vorteil ziehen zu können.

²⁶ Sein Sitznachbar im Flugzeug, der Maurer von Beruf war, hatte direkt nach der Ankunft am Flughafen Arbeit gefunden, während Helmut sich zuerst in einem „Einwanderungshotel“ einquartieren musste und von dort aus auf Arbeits-, Wohnungs-, und Autosuche ging.

Sicher auch sehr viel zu seiner Wahl des Kontinentes Afrika für seine Auswanderung hat sein erster Aufenthalt in Südafrika beigetragen.

„Wenn du einmal den Staub von Afrika in deinen Schuhen hattest, kommst du immer wieder zurück.“ (Helmut) Helmut lebt seit 2002 in Stone Town.

4.5. Christof

Christof wurde als einziger Sohn seines deutschen Vaters und seiner französischen Mutter 1938 in Mönchengladbach, Deutschland, geboren. Da die Familie am Stadtrand lebte und Mönchengladbach im Zweiten Weltkrieg vorwiegend im Zentrum bombardiert wurde, blieb ihr Heim von der Zerstörung verschont. So war es vielleicht die französische Herkunft der Mutter, die den Vater dazu veranlasste mit seiner Familie für ca. drei Jahre nach Amerika zu flüchten. Aus dieser Zeit hat Christof kaum Erinnerungen. Ging er zuerst in eine öffentliche Schule, hatte er fortan meist Privatlehrer oder ging in eine Privatschule. Sein Vater, der im Öltransport und in der Schwerindustrie tätig war, baute sein Unternehmen nach der Rückkehr aus Amerika wieder auf. Dort sollte Christof später seine Lehre zum Speditionskaufmann machen. Obwohl ihn sein Vater durch sein großzügiges und durchdachtes Handeln in Kriegszeiten sehr beeindruckte, vermisste Christof in seiner Kindheit mehr Freiheit und Kontakt zu anderen Kindern. Die ständige Angst um sein Wohlergehen veranlasste die Eltern dazu, Christof von Problemen weitestgehend abzuschirmen. So kam es, dass er auch den Grund für den frühen Tod seiner Mutter nicht weiß. Nach seiner Lehre im elterlichen Betrieb und dem Entschluss die Firma des Vaters nicht zu übernehmen, beschloss er seinen eigenen beruflichen Weg einzuschlagen und ging nach seinem Dienst bei der Bundeswehr als Fallschirmjäger in die Stahlindustrie. Dort arbeitete er sich mit Begeisterung vom Monteur, Obermonteur, Bauführer bis zum Montageinspektor hinauf und reiste dadurch beruflich in viele Länder wie Russland, Schweden, Dänemark, Norwegen, Japan, China uvm. Zeit für Besichtigungen blieb durch die viele Arbeit jedoch nicht. Der Reisen müde kündigte er und lernte durch seine neue Arbeitsstelle seine Frau Ilse kennen, mit der er später nach Zanzibar ging. Christof und Ilse haben einen Sohn und nahmen dann ein weiteres Kind in ihre Familie auf. Seine beiden Kinder waren ihn bisher noch nicht auf Zanzibar besuchen.

Christof lebt seit 2006 in Jambiani.

4.6. Ilse

Ilse wurde in Ostfriesland geboren. Mit ihren Eltern zog sie nach Heidelberg um, wo sie bis zu ihrem Abitur 1977/78 lebte. Mit sechzehn verließ sie das Elternhaus, weil bei einem Umzug ihr Hund nicht mitkommen durfte. Diese Tatsache, die sie so nicht akzeptieren wollte, gepaart mit einem ausgebildeten Freiheitsdrang und dem Wunsch selbstständig zu sein, ließ sie schließlich ein eigenes Zimmer mieten. Um dies neben dem Schulbesuch finanzieren zu können, arbeitete sie am Wochenende. Nach dem Abitur konnte sie nicht mit dem Medizinstudium, das sie sich sehr wünschte. Stattdessen begann sie mit Tieren zu arbeiten. Ihre Arbeitsorte verteilten sich in Deutschland und Österreich. Vier Jahre lang arbeitete sie mit Schafen, bis sie schließlich Christof heiratete und ihr Sohn zur Welt kam. Später nahm sie noch einen Pflegesohn auf. Mit Christof führte sie einen Reiterhof mit vielen verschiedenen Tieren und machte außerdem eine Ausbildung zur Tierheilpraktikerin.

Da Ilse aber gerne immer wieder Neues (kennen)lernt und ausprobiert, wagte sie sechs Jahre vor ihrer Abreise nach Tanzania den Umstieg in einen Bürojob. Obwohl Ilse immer schon aus Deutschland weg wollte, reiste sie bis dahin aus finanziellen Gründen nicht. Der Flug nach Zanzibar mit Christof sollte ihre erste Fernreise werden. Für Ilse sind Leistungsdruck, Stress und ein Leben, das geführt wird um möglichst viel Geld zu verdienen, nicht erstrebenswert. Wichtig sind ihr jedoch Freude am Leben zu haben, genießen zu können und zufrieden zu sein. Sie unterscheidet sich damit ganz stark von ihrer Schwester.

Ilse lebt seit 2006 in Jambiani.

5. Analyse der Migrationsprozesse

5.1. Erster Kontakt mit Zanzibar

Die Menschen, mit denen ich gesprochen habe, sind sehr unterschiedlich. Und trotzdem haben sie alle zumindest eine Gemeinsamkeit: sie leben auf der selben Insel. JedeR Einzelne kam zu einem anderen Zeitpunkt auf die Insel. Auch wenn die meisten meiner InterviewpartnerInnen bereits seit einiger Zeit dort leben oder mit der Insel schon vor vielen Jahren in Kontakt gekommen sind, gibt es auch immer wieder Menschen aus dem deutschsprachigen Europa, die aktuell auf die Insel zuwandern. Von Wichtigkeit ist, wodurch die Menschen in Europa auf die Insel aufmerksam wurden und in welchem größeren Zusammenhang die einzelnen Geschichten zu setzen sind. Wie die Wahl genau auf Zanzibar fiel, war bei jedem anders. Aus Studienzwecken, durch die Erwähnung eines Fremden oder das Angebot eines Freundes sein Haus vor Ort zu nutzen. Ich habe versucht die einzelnen Erzählungen der MigrantInnEn in einen größeren Kontext zu stellen und die Verbindungen zu internationalen Entwicklungen herzustellen. Die MigrantInnEn agieren innerhalb dieses Kontextes, sind Teil dessen, zeigen jedoch durch ihre Individualität deutlich, wie sich so ein internationaler Trend im Einzelfall Zanzibar begründet und auf welche verschiedenen Arten er sich im Leben der jeweiligen Personen manifestieren kann.

In den weiteren Betrachtungen wird noch deutlicher werden, auf welche Weise sie in diesen Prozess involviert sind oder nicht, je nach Hintergrund und Leben. Ich möchte hier nun eine Übersicht geben, wer in welchem Jahr zum ersten Mal nach Zanzibar gekommen ist und seit welchem Jahr die Personen ihren fixen Wohnsitz dort haben.

	Erste Ankunft	Fixer Wohnsitz seit
Susanne	1982 / 83	1995
Melanie	1999	1999 (?)
Helmut	1986	2002
Ilse	2005	2006
Christof	2005	2006
Sabine	1997 / 98	2009

5.1.1. Zanzibar als Ziel in den 1980-er Jahren

Die Erste aus der Reihe meiner GesprächspartnerInnen, die mit Zanzibar in Kontakt kam war Susanne, die auf Grund ihres Afrikanistikstudiums in Köln 1982/83 als Afrikanistin gemeinsam mit StudienkollegInnEn nach Tanzania und Zanzibar reiste. Sie wollte die Menschen kennen lernen, deren Sprache sie auf der Universität erlernte. Die wirtschaftliche Situation in dieser Zeit beschreibt Susanne als „schwach“. Und es war im Nachhinein betrachtet ein Irrglaube, einfach so nach Tanzania fahren und eine Safari-Tour per Jeep problemlos machen zu können. Benzin war damals sehr rar und wenn, dann sehr teuer. Gut spürbar wurde das bei einem Kinobesuch, bei dem eine Welle der Empörung durch das Publikum ging, als im Film ein Mensch mit Benzin übergossen und angezündet wurde. Die empörte Reaktion der ZuschauerInnen verdeutlicht die Lage: *„Man hätte ihn doch auch einfach erschlagen können! Der teure Benzin!“* (Susanne) Befremdet durch den großen Unterschied zu Deutschland hinsichtlich der Infrastruktur, der Ressourcen und Lebensumstände der Menschen, die knappen Essensrationen, der Kampf um einen Platz in einem der raren Busse, raue Umgangsformen und sich als „Weiße“ von allen anderen äußerlich abzuheben und deshalb angestarrt zu werden, prägten Susannes erste Erlebnisse.

Um Zanzibar abseits von Stone Town zu besichtigen brauchte sie ein eigenes Visum, um die Stadt verlassen zu können. Durch die Reise konnte Susanne ihre Swahilikenntnisse um einiges verbessern. Susanne hatte durch diese Reise bereits erste tiefgreifende und wichtige Eindrücke von ihrem zukünftigen Zuhause bekommen. Aus Susannes Erfahrungen in den Jahren 1982/83 wird sehr schnell klar, dass Tanzania und Zanzibar für den Tourismus noch nicht erschlossen worden war. In jenen Jahren wurde der Tourismusmarkt in Tanzania erst liberalisiert und erst 1985 für ausländische Investoren geöffnet. Die Zahl der europäischen Besucher hielt sich damals noch sehr in Grenzen und mit Susanne als jemand, die ihr Afrikanistikstudium als Anlass für diese Reise hatte, wird deutlich, dass in den 80-er Jahren ganz andere Gründe als touristische dazu führten, Tanzania zu bereisen. Die eingeschränkte Mobilität, das mittlerweile weitestgehend wieder erloschene (politische) Interesse der beiden deutschen Bundesstaaten am Gebiet und Susannes persönliche Motivation liefern den Hintergrund zu dieser Perspektive. Ein öffentliches Publikmachen der Region ist im Deutschland der 1980-er Jahre noch nicht zu beobachten. Der breiten Masse wird Zanzibar noch nicht wieder ins Bewusstsein gerufen und mögliche vergessene Erinnerungen über Romane, Geschichten und Erzählungen zum Klang des Namens schlummern noch einige Jahre verborgen vor sich hin.

Helmut, der seine erste Kenia-Reise 1986 mit seinem Sohn machte, wurde zwar in jenem Jahr von einem Zanzibar-Besuch abgehalten, doch holte er dies ein paar Jahre später nach.

Trotzdem hegte er schon vor 1986 längere Zeit den Wunsch, nach Zanzibar zu reisen. Die Gründe dafür führte Helmut in unseren Gesprächen nicht aus. Helmut wurde 1938 geboren. Im Wesen seiner Erzählungen schwingen immer wieder Abenteuerlust mit. Er begibt sich gerne auf „Schatzsuche“ und seit sein Wohnsitz auf Zanzibar ist, nutzt er dies als Ausgangspunkt für viele Reisen ins Innere des Festlandes von Tanzania und Ostafrika. In seinen Erwartungen an sein Leben in Ostafrika und seinen Wohnort dort, spiegelt sich der Wunsch wieder, an einem Ort zu leben, der so unberührt und ursprünglich wie möglich ist. Zanzibar könnte in Helmut jene Erinnerungen an koloniale Berichte, Bilder und Mythen erweckt haben, die durch ein kollektives Gedächtnis im deutschen Sprachraum in der Zeit kurz vor seiner Geburt gewachsen sind. Und so kam es nicht zufällig, dass Helmut in einer Zeit zum ersten Mal nach Zanzibar reiste, in der vom Tourismus, wie er heute auf Zanzibar, sehr zum Bedauern von Helmut, erlebbar ist, noch nichts vorhanden war.

5.1.2. Erster Kontakt Ende der 1990-er Jahre

Wie die Beispiele von Sabine und Melanie zeigen, die beide Ende der 90-er Jahre zum ersten Mal mit Zanzibar in Kontakt kamen, trugen die Kampagnen um den Tanzania-Tourismus im Land selbst sowie in Deutschland und der Schweiz in jenen Jahren bereits Früchte. Vor allem nachdem die Weltbank ab 1994 im Aufbau des tanzanischen Tourismus mitwirkte veränderte sich diesbezüglich viel. Die Vorzeigegebiete am Festland Tanzanias und Zanzibar machten sich auch durch Werbung im deutschsprachigen Europa langsam einen Namen.

Melanie wurde bei einer Reise in den Oman 1996 auf Zanzibar aufmerksam. Sie war dort mit einer Freundin und wurde von einem Hotelbesitzer Zanzibars darauf angesprochen, ob sie Zanzibar kenne und ob sie nicht Lust hätte dorthin zu gehen. Denn dort gäbe es noch Arbeitsplätze in einigen Hotels. Anfänglich nur als Scherz abgetan, wollten die beiden Freundinnen aber dann doch wissen, was und wo Zanzibar ist und haben sich geschreckt, als sie im Atlas sahen, dass Zanzibar eine Insel vor der Küste Ostafrikas ist. Trotzdem aber bleibt Zanzibar irgendwie in Melanies Kopf. Allerdings vorerst eher im Hinterkopf, denn eine Reise war zu dieser Zeit für Melanie zu teuer. Ein Last-Minute-Angebot nach Zanzibar 1999 weckte ihr Interesse von neuem. Sie verbrachte 8 Tage auf der Insel in einem Hotel. Bei den wenigen Ausflügen, die sie machte, steigerte sich ihre Faszination. Besonders faszinierend findet Melanie bis heute die „uralten Kulturen“ von „Afrikanern, Arabern, Indern und mittlerweile auch Weißen“, die „unter der Vormachtstellung des Islam“ (Melanie) gemeinsam auf dieser Insel leben. Die Geschichte der Insel, die Menschen, die dort leben, und versuchen so viele unterschiedliche Lebensweisen unter einen Hut zu bekommen und nicht zuletzt die Existenz

eines latentem Rassismus innerhalb der Gesellschaft, weckten Melanies Begeisterung für Zanzibar. Auch Ewald Wieser, ein von der DDR in den 1960-er Jahren nach Zanzibar entsandter Lehrender, war, wie Melanie, davon angetan, wie Menschen unterschiedlicher Lebensauffassungen auf Zanzibar in respektvoller Weise zusammenleben. (Weiser 2009:214) Eine Touristin, die ihre Blicke aus dem begrenzten Rahmen des pauschal angebotenen Zanzibar-Bildes schweifen lässt und Dinge ausmacht, die es wert sind erforscht zu werden. Doch mit einem Erforschen war es für Melanie nicht getan, denn aus mehreren Zufällen ergab sich wenig später ihre neue Heimat.

Sabine wurde durch einen Freund 1997/98 auf Zanzibar aufmerksam. Der Schweizer hatte ein Haus an der Ostküste errichtet und bot Sabine an, dort Urlaub machen zu können. Ihre Vorliebe für Inselgebiete, ihre Reiselust und das Bedürfnis Deutschland zumindest zwei Mal pro Jahr für einen Monat den Rücken zu kehren, ließ sie dieses Angebot gerne annehmen. Sie kehrte bis zu ihrem Umzug von Deutschland nach Zanzibar 2009 jedes Jahr auf die Insel zurück.

Beide Frauen sind heute selbst Teil des touristischen Zanzibars, jedoch nicht als Besucherinnen, sondern auf der anderen Seite des Phänomens! Die Preise einer Zanzibar-Reise waren Ende der 1990-er Jahre für IndividualtouristInnEn noch höher als heute, auch wenn es bereits Reaktionen auf den sich verändernden Markt gab und die Preise zu sinken begannen. Melanie konnte nur auf Grund eines Last-Minute- Angebots reisen. Sabine kannte einen Hausbesitzer an der Ostküste.

5.1.3. Das 21. Jahrhundert

Ilse und Christof unternahmen 2005 ihren ersten Zanzibar-Urlaub. Ilse hatte bereits im Vorfeld das eine oder andere über die Insel gehört und gelesen. Einige Jahre zuvor hatte Ilse zufällig in der deutschen Zeitschrift „Schrot und Korn“ ein Immobilieninserat gesehen. Auf Zanzibar bot eine Deutsche um 30.000 DM ein Haus zum Verkauf an. Das Angebot fällt in die Zeit der Unruhen auf Zanzibar. Da dieser Preis dem Ehepaar zu hoch war, warteten sie noch zu, um dann einige Jahre später nochmals anzufragen. Doch dann war das Haus nicht mehr verkäuflich. Die Besitzerin vermietet das Haus bis heute unter. Christof und Ilse lernten sie bei ihrem ersten Zanzibar Aufenthalt kennen und sind bis heute mit ihr in Kontakt und sogar zu Nachbarn geworden. Trotzdem blieb der Wunsch bestehen, eines Tages nach Zanzibar zu reisen. Da Christof und Ilse individuell reisen wollten, hatten sie Schwierigkeiten einen Reiseveranstalter zu finden. Die meisten Anbieter boten nur Pauschalreisen in All-Inclusive-Hotels an. Hier sehe ich eine sehr enge Verbindung zu den Ausführungen von Cole

(2000) und Siegl (2004). Die Verbindung von „Soft Tourism“ und der Annahme, dass IndividualtouristInnEn andere Ziele verfolgen als Club- bzw. MassentouristInnEn lässt sich mit Christofs und Ilse's Erzählungen verifizieren. Ich halte den Ausbau des Tourismus als einen wichtigen und markanten Punkt hinsichtlich der derzeitigen Lage der Migrationsbewegungen nach Zanzibar. Da der Tourismussektor für viele Menschen mit Geld in Verbindung steht, zieht er nicht nur ausländische InvestorInnEn, MigrantInnEn oder Reisende an, sondern auch viele Menschen vom Festland, die sich auf Zanzibar eine bessere Zukunft durch eine Tätigkeit im Tourismussektor erhoffen. Auch einige von mir interviewten MigrantInnEn stehen in enger Verbindung zum Tourismus. In einigen Fällen ist er sogar die Lebensgrundlage. Zwei der Sechs sind zu 100% abhängig von den Einnahmen ihrer touristischen Betriebe, eine zumindest größtenteils. Mit dem Tourismus einher gehen die in den letzten Jahrzehnten vorangetriebenen technischen Entwicklungen in Punkto Mobilität. Sie bilden sogar die Grundvoraussetzung für den Wachstum im Tourismussektor. Die Preise für Fernreisen sinken stetig. Menschen sind nicht nur aus touristischen Gründen weltweit unterwegs, sondern reisen s aufgrund ihrer beruflichen Tätigkeiten immer häufiger.

5.2. Migrationsgründe, Auslöser und Ziele als individuelle Entscheidungen

Mal eben den Ort zu wechseln, an dem man lebt, ist eine schwerwiegende Entscheidung, die viele Konsequenzen mit sich zieht und das Leben sehr verändert. Wie sehr sich das Leben verändert und in welchem Sinne hängt nicht allein vom Ort und seinen Menschen, Gegebenheiten und den Klimabedingungen, sondern von vielen weiteren persönlichen und äußeren Faktoren ab. JedeR der MigrantInnEn hatte eine Wahl. In der Theorie sind die von mir betrachteten Lebensgeschichten das Gegenteil von „Zwangsmigrierenden“, nämlich „freiwillige Migrierende“. (Köhnert 2007:1) JedeR der von mir Interviewten entschloss sich bewusst und freiwillig zur Migration. Der Begriff der Freiwilligkeit ist jedoch problematisch. Auch wenn den Migrationen der Menschen aus Deutschland und der Schweiz keine Verfolgungen, Bedrohungen oder Kriege zu Grunde liegen, sehen sie sich dennoch in gewisser, wenn auch nicht gleicher Weise wie politisch Bedrohte, dazu gezwungen den Ort zu wechseln, um ein Leben nach ihren Vorstellungen führen zu können. In allen Fällen geht einer Migration nach Zanzibar zumindest ein Besuch auf Zanzibar voraus. Keiner der MigrantInnEn stürzte sich Hals über Kopf ins Ungewisse und strandete dann auf Zanzibar. Das bedeutet, dass es Dinge gab, die sie zum Bleiben bewegten und dann früher oder später einen bewussten Schritt nach sich zog.

Auf Richmonds Skala von fließenden Übergängen der Migrationsgründe von „reaktiv“ zu „proaktiv“ lägen die deutschsprachigen MigrantInnEn dieser Forschung je nach Einschätzungen irgendwo zwischen der Mitte und dem Ende der Skala in Richtung „proaktiv“. Reaktiv ist in seinen Theorien als „reagierend auf“ zu verstehen. Das bedeutet, dass alle der von mir hier als Beispiele angeführten MigrantInnEn die Entscheidung zu migrieren eher proaktiv getroffen haben. Also als „*nüchtern kalkulierendes Individuum, das sich die Bedingungen seiner Wanderung nicht diktieren lässt.*“ (Richmond 1988 in Köhnert 2007:5) Das mag zwar bis zu einem gewissen Grad auf sie eher zutreffen als auf viele MigrantInnEn aus dem „Süden“, die in die umgekehrte Richtung wandern, jedoch ist es so einfach nicht. Die MigrantInnEn treffen in Tanzania und auf Zanzibar auf einen vorherrschenden Rechtsapparat und Einwanderungsgesetze, der ihre Einreise- und Aufenthaltsbedingungen diktieren und nach denen sie sich zu richten haben.

Nach Petersens (1972) Einteilung migrierten sie jedoch eher „reaktiv“, also um „Neues“ zu erlangen, als „konservativ“, um den Status quo zu erhalten. Die Begriffe werden also je nach Theorie anders interpretiert und verwendet, was eine allgemein gültige Einteilung unmöglich macht. Aus diesem Grund halte ich es für wichtig die MigrantInnEn selbst als Maßstab zu

nehmen und die Theorien verschiedener Autoren nicht einfach auf die einzelnen Migrationen umzulegen. Da sich diese Art von Migration in kaum ein vorhandenes Modell einfügen lässt, ist vorerst eine Analyse des Status quo nötig. Erst dann können Vergleiche zu den bisher vorwiegend behandelten Migrationstypen gezogen und Thesen falsifiziert oder bestätigt werden.

Die persönliche Lage der Menschen mit denen ich auf Zanzibar gesprochen habe, zeigt, dass je nachdem wo diejenigen derzeit in ihrem Leben stehen und welche Perspektiven sich an welchen Orten für sie ergeben, die Migration eine Verbesserung ihrer derzeitigen Lebenssituation, oder aber auch eine Verschlechterung darstellen kann. Die Vor- und Nachteile sind dann abzuwiegen und gründlich zu überdenken.

5.2.1. Partnerschaft

Der häufigste und ausschlaggebendste Beweggrund der Personen dieser Studie ist ein Lebenspartner und Familie auf Zanzibar. Da mein primäres Forschungsinteresse deutschsprachigen Frauen auf Zanzibar galt, erklärt sich die hohe Quote an Frauen in Beziehung zu Zanzibaris primär dadurch. Für drei der sechs Interviewten ist der Hauptbeweggrund, im Zusammenhang mit ihren persönlichen Lebensumständen und Geschichten, ihr Lebenspartner. In einer binationalen Partnerschaft zu leben bedeutet, wie in jeder anderen Beziehung meist auch, dass sich das Paar entweder für einen gemeinsamen Lebensort entscheiden muss, eine Fernbeziehung führt, oder im Wechsel an verschiedenen Orten lebt. Wenn sich beide dazu entschließen zusammen am gleichen Ort leben zu wollen, ist die nächste Frage unweigerlich: Wo? Im Herkunftsland der Frau, im Herkunftsland des Mannes, abwechselnd in beiden oder überhaupt ganz wo anders? Die in Beziehungen zu einem Zanzibari lebenden Frauen dieser Forschung haben sich für das Leben in der Heimat ihrer Männer entschieden. Ich kenne aber auch einige Paare, die andere Lösungen gefunden haben, wie beispielsweise Kerstin und Abdullah, die in Deutschland leben. Auch einige Österreicherinnen leben mit zanzibarischen Partnern in Österreich. Von anderen Paaren habe ich aus den Erzählungen der MigrantInnEn gehört. Nun ist die Liebe zu einem Menschen die eine Seite, doch die Persönlichkeit der Migrantin oder des Migranten, die oder der sich mit dem Entschluss nach Zanzibar zu siedeln in eine vollkommen neue Umgebung einzufügen versucht, eine andere. Die Gründe dafür, sich für ein gemeinsames Leben auf Zanzibar zu entscheiden sind bei beiden Teilen des Paares und dem jeweiligen familiären, finanziellen und

nationalstaatlichen Kontext zu suchen. Interessant für diese Analyse sind wiederum die Lebensgeschichten. Es ist zu berücksichtigen, in welcher Lebensphase die Frauen standen.²⁷

Der Hauptgrund für Melanie dauerhaft auf Zanzibar zu leben ist ein Mann, den sie dort nach ihrem ersten Strandurlaub und während der Vorbereitungszeit für ihren 8 monatigen Aufenthalt auf Zanzibar kennenlernte.

Während Melanies zweitem Aufenthalt entwickelte sich eine Beziehung, die keiner der beiden so einfach abbrechen wollte. Auch eine Fernbeziehung kam nicht in Frage. Die Gründe, warum Melanie ihr Leben in der Schweiz aufgegeben hat und nicht Hamad, ihre Mann, seines in Tanzania, liegt auf beiden Seiten: Einerseits war Melanie mit ihrer beruflichen Situation in der Schweiz nicht mehr zufrieden. Es hatte sich ein Stillstand eingestellt, der sie langweilte und zudem haderte sie seit längerer Zeit mit dem Gesundheitssystem der Schweiz und seinen Strukturen, in die sie als Krankenschwester zwar eingebunden war, aber so nie zur Gänze befürworten mochte. Ein Leben in engem Kontakt mit der Natur, das sich vorwiegend im Freien abspielt, kommt Melanies Naturverbundenheit und ihrem Wunsch sich draußen aufzuhalten entgegen. Dies ist für sie auf Zanzibar möglich. Andererseits war Hamads Vorgeschichte ein Grund. Er lebte vier Jahre lang in Wien mit seiner ersten Ehefrau, die österreichische Staatsbürgerin ist. Die Ehe wurde jedoch geschieden und Hamad entschloss sich dazu in seiner Heimat Zanzibar einen Neustart zu wagen. Er kaufte sich ein Grundstück, das er zu bewirtschaften begann. Ein Leben in einem Europa, wie er es kennengelernt hatte kam für ihn nicht mehr in Frage. Er konnte sich in Wien während seines Aufenthaltes nicht zu Hause fühlen, da er auch diskriminierende Erfahrungen machen musste. Als Afrikaner mit Dreadlocks stand er, zumindest seinem Gefühl nach, oft im Verdacht, mit Drogen zu tun zu haben. Hamad bevorzugt außerdem ein Leben am Land und hält sich gerne draußen auf, was ihm im Winter in Österreich meist unangenehm war.

Warum sich auch Sabine und ihr Mann gegen eine gemeinsame Zukunft in Deutschland und für Zanzibar entschieden haben, unterscheidet sich maßgeblich von Melanies Gründen. Theoretisch sowie praktisch ist es für Menschen aus dem Süden schwieriger, manchmal sogar unmöglich geworden, in die Schweiz, nach Deutschland oder Österreich einzureisen und sich niederzulassen. Die schwierige rechtliche Lage und die politische Relevanz von Immigration, besonders aus den Ländern Afrikas und anderen ausgewählten Regionen, macht die deutschsprachigen Gebiete für viele vor allem durch die immer strenger werdenden Bestimmungen unattraktiv und indiskutabel.

²⁷ Warum es sich ausschließlich um deutschsprachige Frauen mit Hauptmigrationsgrund Lebenspartner handelt soll im Kapitel zu den Beziehungen und deren Hintergründe genauer betrachtet werden.

Für Sabine, ebenfalls in erster Linie wegen ihres Ehemannes nach Zanzibar gekommen, stellte Deutschland keine Option für eine gemeinsame Zukunft mit ihrem Mann dar. Nach zehn Jahren Fernbeziehung und nach langem hin und her, entschied sie sich der Beziehung eine Chance für die Zukunft zu geben, indem sie Ahmad nicht nur heiratete, sondern auch nach Zanzibar zog. Der Versuch Ahmad nach Deutschland vorerst als Touristen einzuladen scheiterte, trotz aller notwendigen Papiere, bei der Einreise an einem deutschen Flughafen. Abgeschreckt durch diese Komplikationen schon bei einem Besuch und die viel höheren Lebenserhaltungskosten in Deutschland, die sie alleine schwer bewältigen könnte, entschieden sie sich für Zanzibar als Wohnsitz. Sabine hatte zu große Bedenken, dass Ahmads Bildung für eine gut bezahlte Stelle in Deutschland nicht ausreichen würde. Sabine sieht in einer Zukunft auf Zanzibar die Chance es gemeinsam zu schaffen, da für sie in Deutschland bereits „*alles wieder bergab*“ (Sabine) geht, während sich Zanzibar im „*Aufbau*“ befände.

Neben den Gründen bezüglich ihrer Beziehung und gemeinsamen Chancen für die Zukunft, hat Sabine durch ihre reichen Reise- und Auslandserfahrungen schon sehr früh den Wunsch verspürt, Deutschland zu verlassen. Längere und kürzere Aufenthalte in anderen, meist klimatisch heißeren Erdgebieten, zeichneten ihr Leben bis zur Migration.

Susannes primärer Grund nach Zanzibar zu kommen ist ebenfalls die Liebe zu einem Mann. Anders jedoch als Melanie und Sabine lernte sie Ramadhani als Studentin 1987 in Köln kennen, wo Susanne studierte und Ramadhanis Eltern im diplomatischen Dienst tätig waren. Da Ramadhani in Kasachstan Medizin studierte, führten die beiden bis zum Ende der Studienzeit 1994 eine Fernbeziehung. Ramadhanis Eltern gingen 1990 zurück nach Zanzibar, wo Susanne und Ramadhani sie hin und wieder in den Ferien besuchten. Für Ramadhani stand es immer außer Frage, nach seinem Abschluss nach Zanzibar zurück zu kehren. Die Entscheidung, gemeinsam in seine Heimat zu gehen, fiel aber in beidseitigem Interesse. In Deutschland zu bleiben war für keinen der beiden in den Gesprächen ein Thema. Für Ramadhani war die Studienzeit und die damit verbundenen Reisen genug, um die Neugier auf andere Orte in der Welt zu stillen. Nach seinem Medizinstudium musste er noch ein Jahr in Moshi als Assistenzarzt absolvieren, was Susanne als Gelegenheit wahrnahm, um zu sehen ob sie sich auch auf längere Zeit gut miteinander verstehen und gerne zusammen leben würden. Susannes Motivation auf Zanzibar zu leben wirkt zwar auf den ersten Blick durch die klaren Vorstellungen Ramadhanis und seiner Zukunft passiver als die von Melanie und Sabine, doch macht sie am deutlichsten, was ihr Grund für die Wahl Zanzibars als neuen Lebensraum war - nämlich ihr Mann. Dies unterstreichen weitere Gespräche mit Susanne darüber, ob sie auch ohne ihren Mann auf Zanzibar geblieben wäre, was sie eher verneinte. Ihre Einstellung zur

deutschen Staatsbürgerschaft, die sie unter anderem aus Identitätsgründen auf jeden Fall behalten möchte, untermauern ihren Hauptmigrationsgrund nochmals. Ihr Hintergrund als Afrikanistin bringt ihr zwar grundsätzlich ein anderes Verständnis und Interesse für die neue Umgebung, sowie sehr viel Geschick für reflexives Denken auch was ihre eigene Rolle in dieser Gesellschaft betrifft. Doch sehe ich in ihrem Studium nicht den ausschlaggebenden Grund für ihre Migration. Ihr Studium hat ihr aber die Tür zu ihrem jetzigen Leben aufgestoßen. Ihre Offenheit bezüglich Afrika, ihr Wissen sowie ihre Sprachkenntnisse trugen vielleicht das ihre zum Kennenlernen von Ramadhani in einer Kölner Diskothek in den 80-er Jahren bei.

5.2.2. Klimatische und landschaftliche Aspekte

Ein weiterer sehr wichtiger Faktor ist das Klima und landschaftliche Aspekte. Etwas, das ich selbst gar nicht bedacht hatte und von dessen Wichtigkeit ich erst durch die Ausführungen der MigrantInnEn Kenntnis nahm. Ein geschichtlicher Rückblick zeigt dahingehend eine interessante Entwicklung. War das Klima dieser Breiten zu kolonialen Zeiten noch als unwirtlich, ungemütlich, ja dem „Europäer“ unzuträglich in Verruf, so wurde es im Laufe der Zeit für viele Menschen erstrebenswert in wärmere Gefilde zu wandern. Bereits in den 1950-er Jahren war unter den österreichischen Auswandernden in Südafrika die klimatischen Verhältnisse des Landes als sehr positiv beurteilt worden.²⁸ „*Ich hätte nicht mehr gewußt, was ich daheim machen soll – dieses Leben hier, diese Freiheit, dieser ewige Sommer!*“ sagt eine ausgewanderte Österreicherin in Südafrika. (Obrecht 1996: 644)

Eine lang gehegte Sehnsucht nach Meer war es auch bei Christof, dem Leben in Deutschland entfliehen und das Blau vor sich genießen. Christof hat immer gerne am Wasser gelebt. Auch vor der Zeit auf Zanzibar hatte er zwei Boote in Holland und war auch sonst oft auf See. Das Leben am Wasser gefällt ihm. Auf Zanzibar hat er nun ein Grundstück, das direkt am Meer liegt.

Auch für Sabine war das Klima Zanzibars und ihr Wunsch draußen zu leben und zwar das ganze Jahr über, sehr wichtig. Hinzu kommt ihre Vorliebe für flache Insellandschaften und ihre geringe Begeisterung für bergige Gegenden, denen sie lieber ausweicht. Das warme Klima hat auch einen großen psychologischen Effekt. Sonnenstunden sind für den Menschen nicht nur physischer, sondern auch von psychischer Bedeutung. Wir merken die geringere Sonneneinstrahlung während der Winterzeit, der Winter dauert gefühlsmäßig länger als der Sommer. Die Umwelt ist ein bedeutender Teil des Identitätsgefühls. (Grinberg/Grinberg

²⁸ Auch wenn Südafrika und Tanzania andere Klimabedingungen haben, scheint mir ein Vergleich sinnvoll.

1990:90) Meist wird die Umgebung, in der der Mensch aufgewachsen ist, mit der eigenen Identität verbunden. Die Landschaft ist der Aspekt der Herkunftsregion, der sich während der Abwesenheit am wenigsten verändert. Manchmal jedoch kann eine Sehnsucht nach völlig anderen Landschaften als gewohnt verspürt werden. Die Herkunftsregionen aller MigrantInnEn aus Deutschland sind im Flachland angesiedelt: Düsseldorf, Bremen, Hildesheim, Mönchengladbach und Ostfriesland. Ilse, Christof und Sabine zog es ganz besonders wegen der Insellandschaft und dem Meer nach Zanzibar. Eindeutige Parallelen also zu ihren ursprünglichen Umgebungen. Sogar noch eine Verstärkung ihres Wunsches nach Weitläufigkeit und Horizont. Melanie hingegen kommt aus einer eher gebirgigen Gegend aus der Schweiz und Zanzibar bietet dazu den völligen Kontrast. Sich in der Natur im Freien aufhalten zu können ist aber die Essenz dessen, was sie aus ihrer Heimat mitgenommen hat und ist in abstrahierter Form das, was sie aus der Schweiz gewohnt war und geliebt hat.

5.2.3. Gesellschaft und Moral – Veränderte Vorstellungen

Der Entschluss zur Migration wird auch oft genährt von Faktoren, die im Herkunftsland der MigrantInnEn liegen. In der Migrationsforschung wird von Push und Pull Faktoren gesprochen. Jene Faktoren, die am Herkunftsland abstoßend, und solche, die gleichzeitig am Zielland anziehend wirken. Sie stehen in wechselseitiger Beziehung und können sich auch im Ungleichgewicht befinden, da manche Dinge von größerer Bedeutung sein können als andere und sie aufwiegen. Mir scheint es jedoch unpassend zu sein nur von Push und Pull Faktoren zu sprechen. Nicht immer sind diese eindeutig identifizierbar und würden die Migrationen, die stark mit den Lebensgeschichten verbunden sind nur unzureichend erfassen können. Es ist jedoch möglich, einzelne äußere Gründe ausfindig zu machen, die den Wunsch einer Migration zusätzlich rechtfertigen können. Diese Kategorisierung nach Migrationsgründen ist also in sich sehr problematisch. Denn die Migration setzt eine prinzipielle Bereitschaft voraus sein Geburtsland zu verlassen. Anders als bei MigrantInnEn, die von Süden nach Norden wandern und sich oftmals durch politische oder wirtschaftliche Gründe gezwungen sehen anderswo nach besseren Lebensbedingungen zu suchen. So stellen die Herkunftsländer dieser MigrantInnEn aus dem Norden kommend vielleicht in materieller, politischer, wirtschaftlicher und bildungstechnischer Hinsicht mehr zur Verfügung, doch zeigen Beispiele, wie diese hier angeführten, dass das nicht zum persönlichen Glück ausreichen muss. Auch, oder vor allem, Menschen in Österreich, Deutschland oder der Schweiz können trotz, oder gerade wegen, der Fülle an Angeboten auf Defizite stoßen, die sie dazu bringen nach einem Ort zu suchen, der sie bereichert, und zwar auf ganz andere, immaterielle Weise. Die Fülle wird zum

bedrohlichen Überfluss, der erdrückend wirkt. Nun könnte behauptet werden, dass MigrantInnEn die aus Afrika nach Europa migrieren, auch nach glücklicheren Lebensbedingungen streben. Dieser Kern ist wohl für jeden Migrierenden gleich. Jedoch ist die Definition des Glücks und die Perspektive aus der es beleuchtet wird, ausschlaggebend. Glücklicher zu leben, in einem Umfeld, in dem man sich mehr Chancen auf Arbeit und einen höheren Verdienst erhofft, seine Grundbedürfnisse eher gestillt glaubt oder die Angst vor Verfolgung einen nicht jede Minute einholt, ist nicht gleich der Art von glücklicherem Leben, das die Migrierten aus dem deutschsprachigen Europa suchen. Für einige von ihnen scheint Glück genau das umgekehrte zu bedeuten, sich auf wesentliche Dinge zu besinnen, dem Überfluss zu entkommen und dem damit verbundenen Druck, dafür Leistung erbringen zu müssen. Die Erfahrung vom Überangebot umgeben zu sein, veranlasst sie dazu, dem nicht mehr ausgesetzt sein zu wollen. Für Köhnert wandern Menschen nicht nur auf Grund einer Bedrohung für die physische Existenz des Menschen oder weil die institutionelle Struktur des Herkunftslandes die materiellen oder wirtschaftlichen Wünsche und Erwartungen des Menschen nicht erfüllen können, sondern auch, wenn Menschen sich nur mangelhaft mit den Werten einer Gesellschaft identifizieren können. (Köhnert 2007:1)

Das einstige Kunstprojekt der deutschen Künstlerin Gudrun Widlok wurde Realität. Sie vermittelt Europäer als „Patenkinder“ an afrikanische Familien. *"Bei meinem Projekt 'adopted' geht es darum, dass jemand, der sich irgendwie nach einem Nest sehnt, in dieser Welt eine Familie hat."* (Widlok 2004) Das Interesse der BewerberInnEn ist groß. Nicht die materielle Hilfe von den europäischen Bewerber steht im Vordergrund, sondern *„ein bisschen Liebe und Geborgenheit“*. Was sehr provokant und verniedlichend klingt, jedoch einen traurigen und alarmierenden Hintergrund hat.

Für vier der MigrantInnEn waren gesellschaftliche Entwicklungen in Deutschland mit ein Grund, wo anders leben zu wollen oder sich zumindest leichter von Deutschland zu verabschieden. Sie klagen über Unzufriedenheit über die Arbeitssituation und allgemein über das Arbeitswesen, das ermüdende System des Funktionierens in der Arbeitswelt und im Leben überhaupt, bis zum Überdruß an Themen, mit denen wir in mitteleuropäischen Gesellschaften konfrontiert werden. Sabine, Ilse, Christof und Helmut geben zumindest teilweise an, von jenen Faktoren in ihrer Entscheidung zur Migration beeinflusst worden zu sein. Melanie ist nur bedingt im Arbeitssektor unzufrieden gewesen. Susanne hat dahingehend keine Äußerungen gemacht.

Da Sabine eine sichere Anstellung als Leiterin des Kinderschutzhauses hatte, überlegte sie sehr genau, ob sie diese Sicherheit tatsächlich aufgeben wollte. Doch trotz der Einwände und

Kritik der Kollegenschaft entschloss sie sich ihr Leben in Deutschland, samt all der Sicherheit im Beruf, aufzugeben. Sicherheit allein konnte sie nicht in Deutschland halten. Im Gegenteil. So war es gerade diese Sicherheit, die eine vollkommen andere Bedeutung bekam. Sicherheit stand für Sabine mehr und mehr für ein Pseudonym hinter dem sich eigentlich ein Gefühl von Gefangenschaft und Kontrolle verbarg. Das gesellschaftliche Gefüge, der Staatsapparat und das System innerhalb der Gesellschaft funktionieren zu müssen, oder bei Versagen einfach ausgetauscht zu werden, lässt alles in einem anderen, bedrohlichen Licht erscheinen. So zu existieren bedeutet für sie nicht leben sondern viel mehr funktionieren zu müssen, in einer Gesellschaft, in der es darum geht Leistung zu erbringen. Sabine aber möchte Leben nicht mit festgefahrenen und starren Formen in Verbindung bringen. Zu leben bedeutet für Sabine nicht Karriere zu machen oder sich in finanzieller Sicherheit zu wissen, sondern die Beschäftigung mit Werten, die das Leben in seiner elementarsten Form ausmacht. In Deutschland ist es ihr nicht möglich so ein Leben zu leben. Dafür bliebe ihr keine Möglichkeit, da man andere Aufgaben in der Gesellschaft zu übernehmen habe. Sich mit „Essentiellern“ zu beschäftigen bedeutet nicht, Unsinniges zu tun oder geistig zu versumpfen. In Deutschland fühlte sie sich von dieser Vorstellung weit entfernt. Wie etwas, das sich in einer Mühle befindet und als würde die Luft im Raum immer knapper. Sabines Metapher von der Mühle spiegelt sehr stark das Gefühl des Zermürbtwerdens wieder.

Mit diesem Empfinden ist Sabine nicht allein. Auch für Ilse und Christof ist ein Grund, dem Stress und der Hektik, die ihnen in Deutschland zu viel waren, zu entfliehen. Daher bleibt Christof bei seinen Deutschland-Besuchen auch nur noch einen Monat, statt bisher zwei. Denn, *„so gut gefällt's mir dort gar nicht mehr.“* (Christof) Sogar bei kurzen Urlaubsaufenthalten ist dieser Stress für ihn deutlich spürbar und er weiß sofort, dass er so nicht mehr leben will. Die Gesellschaft und all ihre Regeln hinter sich lassen inklusive dem, was man bisher für wichtig und richtig hielt, die eigenen Wertvorstellungen verschieben sich. Dinge die einst wichtig waren sind es nicht mehr und umgekehrt. Es ging Ilse und Christof darum, zur Ruhe zu kommen und sich nicht mehr mit Dingen zu beschäftigen, die ihnen überdrüssig wurden.

Ilse ging gemeinsam mit Christof nach Zanzibar. Anders als Christof ist sie, aufgrund ihres Alters, noch keine Rentnerin. Sie hörte auf zu arbeiten, um ihren Mann, der seine Rente am Meer verbringen wollte, zu begleiten. Und noch mehr: Ihr Wunsch Deutschland zu verlassen hatte mit Christof eigentlich nichts zu tun; lediglich die praktische Durchführung deckte sich mit Christofs, wodurch es zu einer gemeinsamen Entscheidung wurde. Die Idee „auszuwandern“ hatte Ilse schon sehr lange. Das bestätigt Grinberg/Grinbergs Theorie, dass

die Migration auch als verwirklichtest Projekt eines langersehnten Wunsches verstanden wird, oder aber als Gedanke, der schon länger im Kopf war und für den sich der Mensch zu einem bestimmten Zeitpunkt öffnet und ihn zulässt. (Grinberg/Grinberg 1990:65) Seit Ilse „*denken kann*“, seit sie ein kleines Mädchen war, fühlte sie sich in Deutschland nie so richtig wohl. Sie fühlte sich nie wirklich „deutsch“, konnte sich also mit Deutschland, der Gesellschaft, den Wertvorstellungen und Entwicklungen nicht identifizieren. Deutschland verbindet sie mit einer emotionalen Kälte, die von den Menschen aus geht und die sie in sich tragen. Teil ihrer Suche war auch eine Umgebung, in der sie „stressfreier“ leben konnte als in Deutschland. „*Es könnte nicht besser sein. (...) Es stimmt einfach alles. Wir haben hier ein stressfreies Leben.*“ (Ilse) Diese Aussage tätigte sie allerdings losgelöst von der Debatte um zukünftige Verdienst- und Arbeitsmöglichkeiten auf Zanzibar und den schwierigen Zugang zum Arbeitsmarkt für AusländerInnen.

Zanzibar, seine Landschaft mit langen weißen Sandstränden, Palmen und türkisfarbenem Meer in Kombination mit der Lebensweise der Bevölkerung Zanzibars, wirken auf einige der MigrantInnen beruhigend und entspannend. Ganz im Gegensatz steht das Leben auf der Insel zum tristen, stressigen, kalten und grauen Deutschland. Die Eigenschaften trist, stressig, kalt und grau stehen nicht (nur) für die Landschaft und das Klima, sondern auch für die Ausstrahlung der Menschen dort. Doch ein Gefühl von „easy living“, „easy going“ oder um eine auf Touristen zugeschnittene Strandfloskel auf Swahili zu gebrauchen, „hakuna matata“ (es hat keine Sorgen), setzt sich auf Dauer nicht bei allen durch. Die Realität, das Überleben klopft selbst auf einer Märcheninsel wie Zanzibar irgendwann an die Tür. Zwar kann das Lebensgefühl, gepaart mit den Farben der Natur wie ein Beruhigungsmittel oder Narkotikum wirken, jedoch tatsächliche finanzielle Probleme, Fremdenrechts- und Arbeitsbestimmungen, zwischenmenschliche Differenzen und weitere Schwierigkeiten nicht übertünchen. Und schließlich sind noch sehr starke unterschiedliche persönliche Einstellungen, Philosophien und Lebensstile mit verantwortlich, als wie leicht oder schwer das Leben auf Zanzibar empfunden wird. Wie das Leben auf Zanzibar tatsächlich werden würde, konnte aber wahrscheinlich basierend rein auf den ersten Eindruck niemand in vollem Ausmaß abschätzen.

5.2.4. Mehr als Ruhe und Stressfreiheit – Politik und Abenteuerlust

Politisch gesehen gab es auf Zanzibar in den letzten Jahrzehnten einige wenige Unruhen und Ausschreitungen. Doch die Lage beruhigte sich zwischendurch immer so weit, dass der Ruf

der Insel und der Zauber der von ihr ausgeht für EuropäerInnen interessanter und anziehender blieb als die Gefahren, die eventuell durch politische Ungereimtheiten ausgehen könnte.

Zwei Jahre hatte Helmut in Südafrika gelebt und ging auch nach seiner bewussten Entscheidung seine Rente „*irgendwo in Afrika*“ verbringen zu wollen, noch ein Jahr nach Südafrika, doch dort gefiel es ihm wegen der Kriminalität und Aggression gegenüber Weiße nicht. Daher fiel seine Wahl auf Tanzania und dann im Speziellen auf Zanzibar. Obwohl er mir auf das „Warum“ keine direkte Antwort gab, schließe ich aus seinen Ausführungen und Reaktionen zu meinen Inputs über Uganda und Kenia, dass er auf der Suche nach Abenteuer und so unverfälschter Natur und Gesellschaft wie möglich war. Tanzania liegt in der Entwicklung in seinen Augen weit hinter Kenia. Weiters zieht es ihn in Gegenden, wo noch möglichst wenige Weiße und wenig Tourismus zu finden sind. Die Suche nach einem „ruhigen Plätzchen“ führte ihn schließlich nach Zanzibar. Einer der Hauptgründe war auch für ihn, der Hektik und dem Überfluss des Alltags in Deutschland zu entgehen, in dem er bis zu seiner Rente immer gelebt und mitgearbeitet hatte. Heute jedoch erfüllt Zanzibar diese Kriterien nicht mehr, weshalb er überlegt die Insel zu verlassen. Denn mit den TouristInnEn und der vermehrten Präsenz von Weißen, beginnen sich nun auch die Wertvorstellungen auf Zanzibar nach und nach dem Westen zuzuwenden. In seinen Ausführungen wird ersichtlich, dass die Migration auch den Sinn hatte sich von Dingen und Zwängen zu befreien, die er als überflüssig und nicht essenziell im Leben ansieht, wie zum Beispiel viele Konsum- und Luxusgüter. Wenn er jünger wäre käme Ruanda in Frage, das er nach seinem letzten Besuch für geeignet hielt. Das Gebiet seiner Wahl für die nächste potentielle „Heimat“ beschränkt er auf Ostafrika, wichtig ist für ihn, dass es kein „Krisengebiet“ ist. Da er den Hauptunterschied in den verschiedenen kulturellen Hintergründen von Ruanda (als ehemalige französische Kolonie) und Zanzibar (ehemals englisch) ausmacht, gehe ich davon aus, dass er auch auf der Suche nach immer neuen kulturellen Reizen und Erlebnissen ist. Dies spiegelt sich auch in seiner Begeisterung für das Suchen von Schätzen wieder. Wie ein kleiner Junge, der sich in ein Abenteuer stürzt, sucht er in Tanzania immer wieder Herausforderungen dieser Art. Das geht aus seinen ausführlichen Erzählungen über seine Unternehmungen in unseren Gesprächen hervor. Auch Grinberg/Grinberg sehen in der Suche nach neuen Horizonten, Erfahrungen, Kulturformen, Lebensphilosophien, Streben nach Erkenntnis, Kennenlernen von Fremdem und Unbekanntem oder sogar der Reiz des Verbotenen als mögliche Gründe für eine Migration. (Grinberg/Grinberg 1990:65) Ein weiteres Kriterium ist für Helmut die politische Priorität des Landes für die eigene Bevölkerung. Legt die Regierung zu viel Aufmerksamkeit auf das Umwerben weißer TouristInnEn, BesucherInnen und InvestorInnEn,

schürt das Helmut's Skepsis. Auf Zanzibar hält er genau das für weniger gelungen, in Ruanda hingegen schon. Daher auch die Begeisterung für die fast schon europäisch anmutenden Verhältnisse in Ruanda, die sich nicht so sehr auf die Verwestlichung der Gesellschaft, sondern vielmehr auf das Nutzen von Ressourcen zum Vorteil der eigenen Bevölkerung bezieht. Helmut sucht einen Ort, an dem nicht alles auf Tourismus ausgelegt ist und die Machthaber nicht alles vereinnahmen, während die Bevölkerung leidet. Helmut's „Migrationsgründe“ sind auch nach sieben Jahren auf Zanzibar noch gültig. Daher folgt die Wahl seines Lebensmittelpunktes nach bestimmten Kriterien die er aufgestellt hat. Der Ort an dem er sich derzeit aufhält muss also nicht für immer der gleiche bleiben. Wenn Zanzibar nicht mehr seinen Vorstellungen entspricht, ist er durchaus auch gewillt weiter zu migrieren. So könnte es sein, dass sich Helmut immer wieder auf „Wanderschaft“ begibt, sich immer auf der Suche nach dem Ort seiner Träume befindet.

5.2.5. Vorreiter und Networking

Die Theorie, dass eine bereits vorhandene Diaspora im Zielland auf manche angehende MigrantInnEn anziehend wirkt, hat sich im Fall von Zanzibar nicht bestätigt. In keinem der Fälle war die deutschsprachige Gesellschaft auf Zanzibar ein Mitgrund zur Migration. Dass die jeweiligen „Neuankömmlinge“ sich schneller einleben können oder durch andere Menschen deutschsprachiger Herkunft aufgefangen oder aktiv unterstützt werden, konnte ich zwar beobachten, ist jedoch mit einem organisierten Netzwerk, wie es beispielsweise im Diskurs über türkischsprachige MigrantInnEn in Wien gehandelt wird, nicht vergleichbar. Es gleicht einem eher losen gesellschaftlichen Gebilde, in dem man auch Hilfestellungen und Auskünfte bei behördlichen Fragen oder anderen wichtigen formalen Dingen bekommen kann. Ich möchte es aber nicht als zentrale Stütze der MigrantInnEn hinsichtlich der Niederlassung bewerten. Ganz im Gegensatz dazu stehen die Strategien der ehemaligen DDR-Experten in den 1970-er Jahren, für die dieses Auffangnetz sehr wichtig war. (Schulz 2009:278)

5.3. Migrationsprozesse

5.3.1. Migration als vielschichtiger und umfangreicher Prozess

Besonders auffällig finde ich im Zusammenhang mit dem eigentlichen Ortswechsel, also den Vorbereitungen und der Reise, dass bis auf Sabine niemand genaueres über diesen Prozess berichtet hat. Ganz im Gegensatz zu den Beschreibungen von Eckard Schulz aus der DDR Zeit, der die Vorbereitungen sehr detailgetreu wiedergibt, und sogar in die Liste der Küchenutensilien einblicken lässt, die er schon mal voraus schickte. (Schulz 2009:270) Auch Berichte aus noch früherer Zeit, etwa kolonial oder vorkolonial, beschäftigen sich mehr mit den materiellen Vorbereitungen und der beschwerlichen Reise als dem Ortswechsel. Den Grund dafür sehe ich in der Veränderung des Reisens an sich: von beschwerlichen langen Prozessen über See und Land bis hin zu einem relativ unkomplizierten und komfortablen Flug. Da Sabine die Einzige war, die sich dazu im Gespräch äußerte und sie auch am kürzesten auf der Insel ist, könnte eine Parallele zur zeitlichen Dimension des Aufenthalts gegeben sein. Objekte, also Menschen und Dinge, die in Verbindung mit dem Herkunftsort stehen, sind bedeutend für das Identitätsgefühl und werden gerade in der Anfangsphase noch gebraucht, um sich während der Phase des Neuorientierens an seine Identität zu erinnern. Ein andauernder Verlust von Vertrauensobjekten kann zu einer Verminderung der kreativen Fähigkeiten führen. (Grinberg/Grinberg 1990:14) Freunde mussten zurückgelassen werden und Sabine fragte sich, wie all die Dinge, die sie schätzte und gerne machte mitgenommen werden könnten. Einige Dinge wanderten dann doch zu guten Freunden. Sich von ihren Büchern zu trennen fiel ihr besonders schwer. Immer wieder bringen ihr Freunde bei ihren Besuchen einen Teil ihrer Bücher mit. Eine große Fuhr nahm sie selbst mit dem Flugzeug mit. Es ist als hätte sie sich einen großen Polster an Sicherheit und Erinnerungen mitgenommen. Auch die entsandten Reisenden, Forschenden und ExpertInnEn waren sich dessen bewusst, dass ihr Aufenthalt von beschränkter Dauer sein würde, weshalb die Zeit auf Zanzibar ein in sich geschlossener Prozess wahrgenommen wird. Dauerhafte Migrationen oder Migrationen auf unbestimmte Zeit könnten die Vorbereitungszeit und Reise als eher nebensächlich im Vergleich zur Fülle der ansonsten anfallenden Herausforderungen sehen. Ich gehe aber auch hier sehr stark von einem individuellen Empfinden aus, welches Erlebnis, (in diesem Fall die Reise, der Ortswechsel) wie stark emotional empfunden wird. Und welche Gewichtung und Relevanz es im jeweiligen Leben bekommt. Es sei hier auch nochmals der eindeutige Unterschied zwischen der Migration der „Expatriates“, wie beispielsweise aus der ehemaligen DDR, und den MigrantInnEn dieser Studie, deren Gründe eher privater Natur sind,

hervorgehoben. Im Gegensatz zu „MigrantInnEn auf Zeit“ der ehemaligen DDR, die sich bewusst auf den Zanzibaraufenthalt durch das Studieren der lokalen Geschichte, Politik und Geografie vorbereiteten, hat bis auf Susanne als Afrikanistin, keineR der MigrantInnEn dies getan. Auch hat sich niemand im Voraus Kiswahili angeeignet, wiederum abgesehen von Susanne, die Kiswahili in ihrem Studium erlernte. Dies gilt in gleichem Maße für die „Expats“ aus der ehemaligen DDR, nicht jedoch für einige DiplomatinnEn, ForscherInnen und Geschäftsleute aus kolonialer Zeit, die sich vorab erste Kiswahilikenntnisse anzueignen versuchten. Und schließlich hat es auch damit zu tun, dass auch in Tanzania mittlerweile, im Vergleich zu früherer Zeit, annähernd ähnliche Produkte erhältlich sind wie in Europa. Es wurde also im Laufe der Zeit auch immer weniger wichtig, bestimmte Dinge von zu Hause mitzunehmen, da sie ohnehin vor Ort bereits erhältlich sind. Ausnahmen sind Dinge von persönlichem oder ideellem Wert. Der emotionale Aspekt bei bestimmten Dingen zeigt sich sehr deutlich in Bezug auf Nahrungsmittel. Essen und Essensgewohnheiten sind ebenfalls sehr eng mit dem eigenen Identitätsgefühl verknüpft. Es ist etwas, das der Mensch von seinen ersten Tagen an von seiner Mutter mit auf den Weg bekommt. Essen, die Mutter und das Land stehen also in direkter Verbindung. Ich habe sehr häufig beobachten können, dass MigrantInnEn immer wieder auf Gerichte zurückgreifen, die sie auch in ihrer Herkunftsregion gerne gegessen haben. (Grinberg/Grinberg 1990:88ff) Schwierig wird es, wenn die nötigen Rohstoffe dafür auf Zanzibar nicht erhältlich sind. Manche Waren werden von weit her importiert, wie zum Beispiel ortsunübliche Obst- und Gemüsesorten (Äpfel, Broccoli, Zucchini...), Käse oder Vollkornprodukte. In Wien lässt sich zum Beispiel beobachten, dass MigrantInnEn aus Kenia anstelle von österreichischer Milch, importiertes Milchpulver aus Nairobi kaufen. Auch das gemeinsame Essen mit Landsleuten ist sehr beliebt. Die weitere Verbindung zu Elementen aus der Heimat wie Essen, Musik und Sprache sind wichtig, um sich selbst auch in einer anderen, neuen Umgebung noch spüren zu können. (Grinberg/Grinberg 1990:147) Migration als Prozess umfasst also verschiedenste Ebenen der Beziehungen zwischen dem Individuum und seiner Umgebung. Innerhalb des Prozesses der Migration geht es um den Prozess der Selbsterhaltung oder Selbstfindung. Die Erfahrung des „Sich-Selbst-Begegnens“ und „Sich-Selbst-Spürens“ muss immer wieder in den unterschiedlichsten Kontexten wiederholt werden. (Grinberg/Grinberg 1990:147)

5.3.2. Die zeitliche Dimension

„Die Migration ist ein so weitreichender Prozeß, daß er wahrscheinlich niemals enden wird, genau wie man nie den Akzent der Heimatsprache verliert.“ (Grinberg/Grinberg 1990:83) In Hinblick auf die Migrationsgründe lässt sich auch beobachten, dass die MigrantInnEn entweder in einer Art „schrittweisen Migration“ oder in einem eher zügigen Prozess nach Zanzibar gekommen sind. Ich meine damit nicht die Vorbereitungen, die für eine Reise getroffen werden, sondern die Dauer und der Vollzug des Prozesses an sich, seinen Lebensmittelpunkt von einem Land in Europa in ein Land Afrikas zu versetzen. Der Vollzug einer Migration ist nicht nur geprägt von einem sichtbaren Abreisen an einem Ort und einem sichtbaren Anreisen an einem anderen Ort, sondern vollzieht sich bereits vor dem physischen Prozess im Inneren der Personen. Abgeschlossen ist die Migration auch nicht mit der physischen Ankunft in der neuen Heimat, sondern läuft ebenfalls wieder im Inneren der MigrantInnEn weiter. Wie kurzweilig oder langwierig und tiefgreifend sich die Migration also für jedeN EinzelneN wirklich gestaltet, hängt davon ab, wie gut und in welcher Zeit es der/dem Migrantin/Migranten gelingt, die traumatische Erfahrung der Migration und die Trauer um Verluste aufzuarbeiten. Mit jedem Objektverlust gehen Anteile des Selbst verloren. Daher ist oft ein Trauerprozess um zurückgelassene Objekte erforderlich. Dieser Trauerprozess um zurückgelassene Objekte geht auch einher mit einem Trauerprozess um das Selbst, oder den Teil des Selbst, den man zurücklassen musste. (Grinberg/Grinberg 1990:105). Die MigrantInnEn müssen sich aber zeitgleich auch stabilisieren und reorganisieren, um ihr Leben auf Zanzibar weiter führen zu können. Dafür ist es wiederum maßgeblich, in welcher Ausgangslage sich die Person befindet. Etwa ob es nötig ist, sehr bald für den Lebensunterhalt zu sorgen oder nicht. *„Verfügt er [der Migrant] über ausreichend Verarbeitungsmöglichkeiten, dann wird er nicht nur die Krise überwinden, sondern sie wird zusätzlich eine Art „Wiedergeburt“ darstellen, die mit der Weiterentwicklung seines kreativen Potentials einhergeht.“* (Grinberg/Grinberg 1990:15) Die Beispiele meiner InterviewpartnerInnen zeigen sehr deutlich wie unterschiedlich der Aspekt der Zeit auf die jeweiligen Migrations- und Verarbeitungsprozesse Einfluss genommen haben oder noch haben.

Für Melanie war es einerseits eine schwierige Entscheidung, jedoch nichts, dass ihr „passiert“ ist, sondern etwas, für das sie sich bewusst entschieden hat. Melanie wusste auch, dass sie sich auf eine sehr schwierige Situation einlässt. Sie hatte *„einen vollen Korb mit Erfahrungen“* mitgebracht, wusste durch ihre Reisen und vielen Auslandsaufenthalte wie es sich anfühlt, fremd und Teil einer Minderheit zu sein. Sie stand der Migration mit einem

lachenden und einem weinenden Auge gegenüber. Ihr Leben in der Schweiz empfand sie als ein gutes Leben. „*Du kannst Geld verdienen. Die Schweiz ist ein schönes Land. Alles ist organisiert weißt du...*“ (Melanie) Ein Beispiel für eine Migration, die nicht von langer Hand geplant, aber trotzdem erforderlich war. Melanie hatte nie wirklich daran gedacht, die Schweiz dauerhaft zu verlassen und in einem anderen Land zu leben. Aus einer „Auszeit“ für acht Monate auf Zanzibar, wurde schon wenige Monate später ein kompletter Ortswechsel und machte in späterer Folge eine tanzanische Staatsbürgerin aus Melanie. Zwar war Melanie immer gerne auf Reisen, suchte und entdeckte immer wieder Neues und liebte es sich in immer anderen Lebenssituationen zurecht zu finden, doch war da nie der Wunsch dauerhaft außerhalb der Schweiz zu leben. Der Prozess von Melanies Migration vollzog sich also sehr rasch. Innerhalb ihres acht-monatigen Aufenthalts heiratete sie und entschloss sich nach Tanzania zu ziehen. Ihr nochmaliger Rückflug hatte zum Zweck ihr Leben in der Schweiz „abzubauen“ um es auf Zanzibar wieder zu errichten. Innerhalb kürzester Zeit erledigte sie alle Formalitäten von Wohnungs- und Jobkündigung über logistische Herausforderungen wegen ihres Besitzes, bis zur „Verabschiedung“ von ihrer Familie. Der äußerliche unsichtbare Migrationsprozess vollzog sich bei Melanie also in sehr hoher Geschwindigkeit.

In ähnlicher Geschwindigkeit migrierten Ilse und Christof. Jedoch war zumindest in Ilse schon seit langer Zeit die Idee der Migration vorhanden. Nachdem Christof und Ilse zehn Tage Urlaub auf Zanzibar gemacht hatten, war ihre erste Idee eine Kapitalanlage auf Zanzibar zu haben. Ein Zanzibari kaufte für sie ein Grundstück in Jambiani, da Ausländer selbst kein Grundstück kaufen dürfen. Sie entschlossen sich dann aber doch ein Haus zu bauen, das Christof selbst in Deutschland entwarf. Ein Jahr nach dem Grundstückskauf und Urlaub auf Zanzibar, vollzogen sie den endgültigen Ortswechsel. Nur zwei Wochen vor dem Umzug, kündigte Christof seine Arbeitsstelle in Deutschland.²⁹ In diesem einen Jahr gaben sie in Deutschland alles auf und bereiteten sich auf den Hausbau auf Zanzibar vor. Während des Hausbaus mieteten sie sich einen Bungalow in der Nähe der Baustelle. Die Ankunft war im Ramadhan-Monat, weshalb sich der Baubeginn etwas verzögerte. Bis zum Einzug dauerte es jedoch nur vier Wochen. Christof war 68 als er nach Zanzibar migrierte. Er hatte grundsätzlich nie direkt vor irgendwann mal in Afrika zu leben. Es war also nicht von langer Hand her geplant. Ganz anders aber Ilse, die schon sehr lange mit dem Gedanken spielte Deutschland zu verlassen.

Für Susanne stellte sich die Frage zu migrieren nicht in dieser direkten Form, wie es bei Melanie, Ilse oder Christof der Fall war. Dadurch, dass Susanne bereits als Studentin in

²⁹ Christof arbeitet in seiner Rente weiter.

Tanzania war und später mit ihrem Freund auch öfter zu Besuch kam, hatte sie bereits eine Vorstellung vom Leben auf Zanzibar. Ihr Studium der Afrikanistik haben ihr wahrscheinlich zusätzlich geholfen die Menschen und ihre Lebensweisen schneller und besser zu verstehen. Auch außerhalb von Tanzania konnte sie durch die Beziehung zu Ramadhani weitere indirekte Erfahrungen sammeln und versuchen diese später praktisch umzusetzen. Da Ramadhani nach seinem Abschluss noch als Assistenzarzt in Moshi arbeiten sollte, war Susannes erste Entscheidung bereits an diesem Punkt zu treffen. Ihr erster halbjähriger Aufenthalt mit Ramadhani in Moshi, den sie in einem Wohnheim verbrachte, war zu Anfang nicht gleich als kompletter Wechsel ihres Lebensmittelpunktes nach Tanzania gedacht, sondern als eine Art „Testphase“, in wie weit dieses Leben, und auch Zusammenleben mit Ramadhani, für sie funktionieren könnte. Als Touristin bekam sie auch immer nur ein Visum für drei Monate. Also reiste sie nach den drei Monaten nach Kenia, um dort einen Freund für eine Woche zu besuchen um dann mit neuem Touristenvisum wieder nach Tanzania einzureisen. Recht bald aber schien festzustehen, dass Susanne im Land bleiben würde. Ein Leben in Tanzania und ein Zusammenleben mit Ramadhani wurde für Susanne vorstellbar. 1995 kam Susanne dann gemeinsam mit Ramadhani nach Zanzibar. Sie beschlossen zu heiraten, um den Aufenthalt für Susanne zu erleichtern, denn alle drei Monate auszureisen ist auf Dauer zu umständlich. Die „Testphase“ dehnte sich aus und langsam wurde erkennbar, dass es ein längerer Aufenthalt werden würde, oder eventuell ein immer währender. Die Migration von Susanne ist also eine schrittweise und ist gekennzeichnet von mehreren kleineren Entscheidungen die schließlich große Auswirkungen hatten.

Helmut's zeitlicher Aspekt der Migration unterscheidet sich stark von jenen der anderen MigrantInnEn, da er immer noch in Bewegung zu sein scheint. Der Entschluss zur Migration war klar und als Zeitpunkt war lange im Voraus, eventuell sogar noch vor seinem zweijährigen Aufenthalt in Südafrika, für die Rentenzeit bestimmt worden. Innerlich war für ihn dieser Ortswechsel also schon im Vorhinein klar.

Da er sich mit dem Leben und Entwicklungen auf Zanzibar immer weniger identifizieren kann, steht für ihn die Möglichkeit einer weiteren Migration zur Diskussion. Helmut scheint nicht so sehr darauf aus zu sein ein neues „zu Hause“ zu finden, sondern verfolgt eher das Ziel immer Neues kennenzulernen und seine Rente als Raum für Entdeckungen und Abenteuer zu nutzen. Sein Migrationsprozess ist daher bis auf unbestimmte Zeit immer noch im Gange. Und die Migration erscheint wie eine lange Reise. Deutschland lässt in seinem Fall immer als Ruhepol die Möglichkeit der Rückkehr offen. Ermöglicht wird ihm dies vor allem durch die sichere Rentenzahlung und die persönliche und familiäre Unabhängigkeit. Als

geschiedener Vater zweier erwachsener Kinder hat er diesbezüglich keine fixen Verpflichtungen, die ihn an einen Ort fesseln würden.

Da Sabine in einer fixen Anstellung in Deutschland tätig war, die für sie auch ein sehr großes persönliches Anliegen darstellte, kostete es einiges an Überwindung, viel Mut und reichliche Überlegung diese Sicherheit aufzugeben. Sie befand sich beruflich in genau der Position, die sie erfüllte. Doch nach zehn-jährigem Pendeln zu ihrem Lebenspartner nach Zanzibar und wieder zurück, war der Wunsch mit dem Menschen zusammen zu leben größer geworden, als in der beruflichen Sicherheit in Deutschland zu bleiben. Sabine war sich in einem Moment bewusst, dass sie sich irgendwann entscheiden müsste, was für sie am wichtigsten ist. Sie hatte sehr lange auf beiden Seiten gelebt und die Möglichkeit in Betracht gezogen schließlich und endlich tatsächlich den Ort zu wechseln, doch die eigentliche Entscheidung, der Entschluss es dann zu wagen, kam erst nach einigen Jahren. Der lange Prozess des Migrierens von zehn Jahren, ermöglichte ihr durch einen sehr hohen Aufwand an Arbeit und Kosten, ihr Leben auf Zanzibar vorzubereiten, da auch die Zukunft von den künftigen Einnahmen des Betriebes abhängt. Die vielen Jahre, in denen sie durch ihre harte Arbeit in Deutschland so viel angespart hatte um sich parallel ihre Existenz auf Zanzibar aufzubauen ist der große Unterschied zu ihrem ersten langen Inselaufenthalt in Tonga. Dort konnte sie auf längere Sicht nicht überleben, da ihr Kapital bald aufgebraucht war und es nicht ausreichte ihr eigenes „Business“ aufzubauen.

5.4. MigrantInnEn und Zurückgelassene(s)

„Fortgehen ist ein bisschen wie Sterben.“ (Grinberg/Grinberg 1990:75)

Mit der Entscheidung ein Leben an einem anderen Ort fortzuführen werden auch die Familien, Freunde, Bekannte und Kollegen der MigrantInnEn konfrontiert. Die MigrantInnEn werden aus allen sozialen Netzwerken gerissen. Die Migration zieht einen großen Reaktionskreis und berührt die Leben von geliebten Menschen, die meist im Ausgangsland zurückbleiben. Es ist ein Prozess, der kein isoliertes Ereignis darstellt, das allein den/die Migranten/Migrantin betrifft. (Grinberg/Grinberg 1990:79) Wie Familienangehörige, Freunde und Bekannte auf das Weggehen reagieren, wie sie damit umgehen und welche Auswirkungen es auf ihr eigenes Leben hat, kann hier nicht beantwortet werden. Wahrscheinlich ist, dass je nahestehender das Verhältnis zu dem Menschen ist, der weggeht, umso emotionaler kann es sich gestalten, abhängig auch vom Charakter des Zurückgelassenen. Die MigrantInnEn selbst haben oft einen Eindruck davon bekommen, wie es ihren Lieben dabei ergangen ist und vor allem wie es ihnen selbst dabei geht, sie zurück zu lassen. Wie die Familie reagiert kann in den meisten Fällen nur sehr bedingt aufgezeigt werden, da es auch vom Alter und der Größe, beziehungsweise Intensität sozialer Netzwerke der jeweiligen Gesprächspartner abhängt.

5.4.1. Fern der Kinder

Christofs Söhne sind beide im Erwachsenenalter und haben ihre Berufsausbildungen bereits abgeschlossen. Seine Eltern leben nicht mehr. Christof (68) besucht Deutschland ein bis zwei Mal pro Jahr. Seine Söhne haben ihn und Ilse auf Zanzibar bisher noch nicht besucht. Die Besuche in Deutschland und die Möglichkeit der Kinder auch ihn auf Zanzibar zu besuchen, lassen Christof dieses Thema gelassen sehen. Helmut hat einen Sohn, der in Deutschland lebt und eine Tochter in der Schweiz. Er ist auch mehrfacher Großvater. Eine sehr große Hilfe um mit den Liebsten in Verbindung zu bleiben ist die Möglichkeit von Besuchen. Diese möchte er eben wegen seiner Kinder und Enkelkinder auf keinen Fall auslassen und so ist er jährlich mindestens einmal in Deutschland bei seiner Familie.

5.4.2. Verständnis und Unverständnis

Ilse ließ zur Zeit ihrer Abreise ihre kranke Mutter, ihren (Stief)Vater, ihre Schwester und ihre beiden Söhne in Deutschland zurück. Als Ilse nach Zanzibar zog, war ihre Mutter nach einem Schlaganfall schon sehr krank. Und obwohl sie ihrer kranken Mutter die ganze Wahrheit

verschwieg und ihr nur sagte, dass sie für „eine Zeit“ nach Zanzibar gehen würde, fühlte Ilse, dass ihre Mutter verstand, dass sie dorthin ziehen würde. Zwar konnte ihre Mutter nicht mehr sprechen, doch da sie und ihre Mutter sich im Charakter sehr ähnlich waren, glaubte sie daran, dass sie ihre Entscheidung „auszuwandern“ verstehen konnte. Ihr Stiefvater, der seit dem Tod ihres Vaters bereits zwanzig Jahre an der Seite der Mutter war, verbalisierte ebenfalls nie Einwände gegen die Migration von Ilse. Einzig ihre Schwester konnte Ilses Entscheidung nie wirklich verstehen oder nachvollziehen. Vielleicht auch deshalb, da ihre Ideale sich von Ilses maßgeblich unterscheiden. Bis heute hat sie ihre Schwester noch nicht besucht, da sie sehr viel Zeit und Kraft in ihre Arbeit steckt und außerdem nicht gerne weite Reisen macht. Auch wenn sie sie bisher noch nicht in ihrer neuen Heimat besucht haben, fällt Ilse die Trennung nicht schwer, da sie sich auf Zanzibar sehr wohl fühlt und auch ab und zu nach Deutschland auf Besuch fährt. Mit den Kindern bleibt sie über email und Telefon in Kontakt. Zurückbleibende können auch fürchten selbst zu sterben, bevor der geliebte Mensch zurückkehrt oder man ihn überhaupt wieder sehen kann. (Grinberg/Grinberg 1990:76) Die Umwelt von MigrantInnEn teilt sich oftmals in zwei Lager. In jene, die Beifall und Ermutigung spenden und in jene, die die Absicht wegzugehen abwerten. Sie können dazu unterschiedlichste Motive wie Neid oder Schmerz des Verlassenwerdens haben und selbst in eine Depression oder Angst verfallen. (Grinberg/Grinberg 1990:69)

5.4.3. Die Tochter geht fort

Melanie verließ die Schweiz noch in jüngeren Jahren und löste bei ihrer Mutter einen regelrechten Drang zu einer „Rettungs- und Heimholaktion“ aus. Sie reiste persönlich nach Zanzibar um ihre Tochter zurück nach Hause zu holen, oder sich zumindest davon zu überzeugen, dass es ihr gut geht. Nachdem sie dann aber feststellte, dass das Leben ihrer Tochter auf Zanzibar Hand und Fuß hatte, konnte sie ihre „Horrorvorstellung“ von ihrer Tochter, die verschleiert durch die Straßen Stone Towns wandelt, in ihren Rechten als Frau und Mensch beschnitten und vom eigenen Ehemann unterdrückt und geschlagen wird, ablegen. Hamad bekam ein Gesicht und seine Persönlichkeit bekam eine Chance sich zu zeigen. Der Schwiegersohn war von einem Phantom in ein menschliches Wesen verwandelt worden, das Melanies Mutter überzeugte und beruhigte. Die Mutter, Melanies Schwestern und Freunde besuchen sie regelmäßig auf Zanzibar. Hamad ist in Melanies Familie sehr willkommen und Teil davon, auch wenn diese weit weg ist. Auch Hamad besucht seine Familie in der Schweiz regelmäßig. Darüber wie es für sie war, Freunde und Familie zurückzulassen spricht Melanie nicht sehr viel. Es ist ihr zwar schwer gefallen, doch hatte sie

die Liebe zu Hamad als tröstenden Lichtblick vor Augen. Ihr Verständnis ist außerdem, dass sie zwar weit weg, aber nicht „aus der Welt“ sind und sie sich gegenseitig besuchen können. Auch über Internet, Telefon und Post können sie in Kontakt bleiben. Für Melanie ist die Welt ein Ort. Durch ihre Erfahrungen hinsichtlich Mobilität und Reisen ist der Raum und das was dazwischen liegt, in ihrer Vorstellung näher zusammen gerückt.

5.4.4. Stilles Gehenlassen

In den Gesprächen mit Susanne erkannte ich nach ihren Ausführungen über ihre Jugend und die Beziehung zu ihren Eltern, dass die Frage nach der Bedeutung und dem Schmerz, der mit den Zurückgelassenen zusammenhängt, nicht von zentraler Wichtigkeit war. Susanne rief bereits mit ihrem Auszug aus dem Elternhaus mit 18 einen deutlichen „Bruch“ hervor, der klar machte, dass sie von nun an selbstständig ihr Leben meistern wollte und würde. Ihre Eltern mussten schon zu diesem Zeitpunkt die Tatsache schweren Herzens akzeptieren, dass ihre Tochter nun erwachsen sei. Susanne hat in den Gesprächen von sich aus nichts über die Reaktionen ihrer Eltern auf ihre Migration erzählt. Ich gehe also davon aus, dass sie, wie schon bei der Studienwahl der Tochter, der Meinung waren, sie würde es schon irgendwie schaffen - so wie immer.

5.4.5. Symbolische Verluste

Sabine schmerzte vor allem das Zurücklassen vieler guter Freunde und Kollegen. Unter ihnen waren Kritiker und Unterstützer. An zweiter Stelle bereits, nannte sie geliebte Bücher und persönliche Dinge, die nicht alle mit dem Flugzeug mitgenommen werden konnten. Von ihrer Familie war in diesem Zusammenhang nicht die Rede. Zu ihren Eltern hatte sie keine enge Beziehung. Der Verlust oder das Zurücklassen von Dingen und Menschen steht symbolisch für eine ganze Reihe an Verlusten, wie etwa dem Verlust von Sicherheit. Zwar hat Sabine die eine Sicherheit, die sie durch ihren Arbeitsplatz hatte, aufgegeben und dieses „Aufgeben“ als notwendig empfunden um diesem mittlerweile negativ behafteten System zu entfliehen. Doch wird in ihrer Trauer um zurückgelassene Gegenstände, Freunde und Kollegen deutlich, wie wichtig Rückhalt auf einer anderen Ebene dennoch ist. MigrantInnEn verlieren durch die fremde Umgebung auch unterstützende Personen, Gruppen und andere Objekte, die ein Umfeld bieten, indem sich der Mensch reorganisieren kann. (Grinberg/Grinberg 1990:84ff)

Wie die MigrantInnEn also selbst mit der Entfernung von geliebten Menschen oder Dingen umgehen ist sehr individuell. Es kann nicht verallgemeinernd von traumatischen Erfahrungen durch die Trennung von lieben Menschen ausgegangen werden. Genauso wenig kann

verallgemeinert werden, dass die Trennung von Familie oder Freunden für die MigrantInnEn und ihr Wohlfühl in ihrer neuen Heimat irrelevant ist. Die Beispiele zeigen, dass es wiederum sehr stark davon abhängt, wie jede einzelne Person zu den „zurückgelassenen“ Menschen steht, wie sie selbst, und wie die Zurückgelassenen damit umgehen. Und schließlich ist auch entscheidend für das Verarbeiten dieser Erfahrung, wie wohl sich die MigrantInnEn in ihrer neuen Heimat fühlen. Schafft es der oder die MigrantIn ein neues soziales Gefüge im Aufnahmeland aufzubauen, gelingt es Freunde zu finden (wenn dies für das persönliche Wohlbefinden von Bedeutung ist) und sich gut aufgehoben, verstanden und bestärkt zu fühlen, kann das über mögliche Verlustgefühle hinweghelfen. Bestehende Freundschaften sollen dadurch nicht ersetzt, sondern ergänzt werden. Selbst die Bedürfnisse nach Kontakt mit den Menschen in der Heimat sind unterschiedlich stark vorhanden und beeinflussen demnach auch mehr oder weniger die Gemütslage in der Wahlheimat.

5.5. Aufenthalt auf Zanzibar

5.5.1. Einreisebestimmungen und Gesetze

Im Laufe der Geschichte hat sich das Einreiseprozedere für Deutsche und Deutschsprachige durch politische Umschichtungen immer wieder verändert. Zur Zeit der Spaltung Deutschlands war für DDR-Bürger eher die Ausreise aus der DDR problematisch und so war ein Auslandseinsatz, wie der von Lehrenden auf Zanzibar, schon eine mittlere Sensation. (Schulz 2009:276) Auf der Insel durften dann 1967 „Weiße“ nicht mehr ohne Genehmigung das Stadtgebiet verlassen. (Schulz 2009:293) Heute ist die Einreise und der Aufenthalt wie folgt geregelt. Das Immigration Law der Republik Tanzania gilt sowohl für das Festland, als auch für die teilautonomen Inseln Zanzibar. Jedoch werden für Zanzibar jeweils Zusatzbestimmungen angeführt, wenn es zu den verschiedenen Bestimmungen welche gibt.

Als Grundlage dieser Ausführungen dient der „Official Immigration Policy Guide“ der United Republic of Tanzania aus dem Jahr 1995, der mir als Kopie zur Verfügung gestellt wurde und zur Zeit meiner Forschung im Jahr 2009 als einzige schriftliche Orientierung für MigrantInnEn auf Zanzibar galt. Mittlerweile sind die Visa-Bestimmungen aber auch online nachzulesen.³⁰ Weitere Informationen werden oft direkt am zuständigen Ministerium mündlich, oder von einem bezahlten Rechtsanwalt eingeholt.

Folgende Aufenthaltstitel sind möglich:

- 1) Visa
- 2) Visitor's Pass
- 3) Residence Permits

Fünf der sechs MigrantInnEn dieser Untersuchung haben eine Residence Permit. Es gibt 3 Arten von Residence Permits und dann noch den Dependant's Pass:

5.5.2. Visa

Für alle Visa ist es nötig, auch ein Rückflugticket vorzuweisen. Zusätzlich muss der Nachweis erbracht werden, *„that the visitor has sufficient funds to support himself or herself while in Tanzania.“* (Official Immigration Policy Manual 1995) Ein Visum brauchen all jene

³⁰<http://www.tanzania.go.tz/immigrationf.html> - Immigration Guide. Inhalt entspricht wortwörtlich meiner Kopie.

<http://www.parliament.go.tz/Polis/PAMS/Docs/7-1995.pdf> - komplettes Immigration law aus dem Jahr 1995

Menschen, die Bürger eines Nicht-Commonwealth-Country sind. Die Ausnahmen sind also: United Kingdom, Canada, Nigeria oder Indien

- a) Ordinary Visa (gültig für bis zu drei Monate)
- b) Business Visa (gültig je nach Sachlage 1 bis 6 Monate)
- c) Multiple – Entry Visa (gültig je nach Sachlage 1 Monat bis 1 Jahr)
- d) Referred Visa für Menschen aus dem Libanon, Pakistan, Bangladesh, Nigeria, Somalia und Flüchtlinge, staatenlose Menschen aus Ländern die „*may be specified from time to time by the authorities.*“ (Official Immigration Policy Manual 1995:8)
- e) Transit Visa

5.5.2. Visitors Pass

Der Visitor's Pass ist eine Einreiseerlaubnis für Urlauber, Reisende, Zeugen vor Gericht und Personen, die medizinische Leistungen in Anspruch nehmen und „*any other reason deemed sufficient.*“ (Official Immigration Policy Manual 1995:9) Es ist keine Gültigkeitsdauer angegeben.

5.5.3. Residence Permit

Es gibt drei Arten von Residence Permit für Menschen, die sich auf Grund von „Business, Arbeit oder irgend einem anderen akzeptablen Grund“ in Tanzania aufhalten wollen. Welche Permit ausgestellt wird entscheidet jeweils der Immigration Officer. Wie viel die geforderte Arbeitserlaubnis in Verbindungen mit den verschiedenen Residence Permits jeweils kostet, ist nicht im Immigration Law verankert. Aus den Gesprächen mit den MigrantInnEn gehen aber einige Daten ergänzend hervor.

- Class A: für Selbstständige (ArbeiterInnen). Können sie kein Zertifikat vom Tanzanian Investment Centre (T.I.C) bekommen, müssen sie eine Summe von 300 000 USD auf dem Bankkonto vorweisen.
- Class B: für Fremde mit (für Tanzania) seltenen Qualifikationen. Vorzugsweise in hochtechnischen Berufen, für die Experten am lokalen Arbeitsmarkt nicht verfügbar sind. Für Zanzibar ist auch ein Arbeitsvertrag, Einkommenssteuer-Nachweis und eine Arbeitserlaubnis vorzuweisen. Die Arbeitserlaubnis wird kostenlos ausgestellt, da sie in Verbindung mit dem Arbeitsvertrag steht. Der Arbeitgeber kommt entweder für die Kosten der Arbeitserlaubnis auf, oder, wenn die Anstellung durch die Regierung geschieht, entfällt die Gebühr.

- Class C: Andere Fremde wie: Missionierende, Studierende, Forschende oder Volunteers, Rentenbeziehende

Die Erstbeantragung hat für jede Class außerhalb Tanzanias zu erfolgen. Gültig sind die Permits laut Information der MigrantInnEn für jeweils zwei Jahre. Zu arbeiten ist nur mit einer Arbeitsgenehmigung erlaubt, die 1200 USD pro Jahr kostet.³¹ Ohne diese Genehmigung darf offiziell nicht gearbeitet werden. Die Kosten der Genehmigung und die Verdienstmöglichkeiten stehen in einem sehr unrealistischen und unrentablen Verhältnis für Menschen, die keine Großprojekte geplant haben oder durch die Regierung angestellt sind.

Bei den Residence Permits Class B entfällt die Gebühr für die Arbeitsgenehmigung, da diese gekoppelt ist an eine Arbeitsstelle der Regierung, welche die Gebühr übernimmt. Dazu muss aber bei der Beantragung auch hervorgehen, dass der Antragsteller oder die Antragstellerin geeigneter für die in Aussicht befindliche Stelle ist, als einE tanzanischeR StaatsbürgerIn.

5.5.4. Dependant's Pass

Der Dependant's Pass ist eine Sonderform der Residence Permit und speziell für Menschen gedacht, die sich in Tanzania aufhalten wollen und während der Zeit des Aufenthaltes von einem Familienangehörigen „abhängig“ sind. Das können Kinder unter 18 Jahre, Ehepartner, „the aged“ (Pensionisten) und Menschen, die nicht fähig sind sich selbst zu versorgen, sein. Unbedingt notwendig ist bei der Beantragung des Dependant's Pass die Vorlage eines gültigen Zeugnisses der Beziehung zum tanzanischen Familienmitglied wie: Geburtsurkunde, Heiratsurkunde etc. Außerdem bedarf es an Gläubigern, die für die AntragstellerIn im Falle von finanziellen Problemen, Schulden oder Straftaten der/des Antragstellerin/Antragstellers für diese bürgen. (Melanie) Der Dependent's Pass muss, wie die Residence Permit, alle zwei Jahre verlängert werden. (Melanie)

“The wife or any dependant child of any person exempted under subsection (5) shall not engage in any employment, business, trade or profession in Tanzania without first obtaining a residence permit issued or deemed to have been issued to him for that purpose.” (Immigration 1995:11)

und es heißt Weiters:

*“16.-(1) No person shall engage in paid employment, under an employer resident in Tanzania except under a permit issued in accordance with the provisions of this Act.
Prohibition on employment, study, etc.*

³¹ Über die Kosten der Arbeitserlaubnis ist in den Immigration Laws nichts zu finden. Diese Angabe beruht auf den Aussagen der MigrantInnEn

(2) No person shall for gain or reward engage in any prescribed trade, business, profession or other occupation except in accordance with the terms of an appropriate permit issued in accordance with this Act.

Without permit

(3) No person shall commence any course of study at an educational institution in Tanzania unless he is the holder of a valid appropriate permit issued in accordance with this Act.” (Immigration 1995:12)

Unklar ist, inwieweit dieses Arbeitsverbot nur für Ehefrauen gilt. Diese werden immer wieder explizit genannt, von Ehemännern ist an keiner Stelle die Rede. An einer anderen Stelle wird allgemein von „no person“ gesprochen. Susanne erklärte mir aber, dass Männer auf Zanzibar prinzipiell nicht von Frauen abhängig sein können. Das würde bedeuten, dass für die Gruppe von ausländischen Ehemännern mit zanzibarischen Ehefrauen kein Dependant's Pass ausgestellt wird. Die MigrantInnEn haben auch immer wieder auf die Verknüpfung von islamischem und dem tanzanischen Recht auf Zanzibar hingewiesen. Diese verschmolzene Form von Rechtsverständnis wird von der Gesellschaft praktiziert. Das Immigration Law wurde seit 1960 nicht überarbeitet. Damals wurde es speziell für arabische Frauen aus dem Oman entworfen, die Zanzibaris heirateten. Heute allerdings hat sich die Situation verändert. Nicht nur Frauen aus islamischen Gesellschaften kommen nach Zanzibar, sondern aus den verschiedensten Teilen der Welt. Das Gesetz wurde nicht auf heutige Gegebenheiten angepasst oder adaptiert. Frauen aus anderen Teilen der Welt, wie in diesem Fall dem deutschsprachigen Europa, wurden in den 1960-er Jahren noch nicht mitberücksichtigt, da keine Notwendigkeit dafür bestand. Heute ist die tatsächliche Situation jedoch eine andere und eine Anpassung des Rechtes ist unverzichtbar geworden.³² Bei Verstößen gegen das Immigration Law, zum Beispiel durch unerlaubte Arbeit, berichteten mir Migrantinnen von harten Strafen. Geldstrafen, Arrest bis hin zum Landesverweis, der innerhalb von 48 Stunden vollzogen werden müsste, können die Folgen sein. (Sabine, Melanie)

5.5.5. Special Permit

Für autorisierte Gesandte für die Republik Tanzania, Konsulen und Fremde, die von der Regierung beauftragt wurden, gibt es Spezial Permits. Diese sind kostenfrei.

³² Stand: 2009.

5.6. Aufenthaltsstatus der MigrantInnEn

5.6.1. Residence Class C

Der Großteil der MigrantInnEn verfügt über Residence Permits unterschiedlicher Classes. Diese Permits müssen alle zwei Jahre gegen eine Gebühr verlängert werden. Ein Erstantrag kostete laut Informationen der MigrantInnEn 120 USD, jeder Verlängerungsantrag 60 USD. Vier der MigrantInnEn klagten über die korrupten Umstände, unter denen die Visa-Ausstellungen vonstattengehen. Vor allem bei Verlängerungen werden illegale Zahlungen verlangt, was die Vergabe willkürlich und die Antragsteller von einzelnen macht- und geldgierigen Beamten des Systems abhängig macht.

Christof hält sich mit einer Residence Permit Class C auf Zanzibar auf. Bei seiner letzten Antragstellung gab es Probleme und Christof musste statt in seinem Wohnort an der Ostküste, in Stone Town ansuchen. Es wurde von ihm ein Schreiben des für seinen Wohnort zuständigen Shehas (leader) gefordert. Eine unübliche Forderung, die im Gesetz so nicht verankert ist. Weiters sollten ihm plötzlich 160 Dollar verrechnet werden, die Summe sei gestiegen. Christof weigerte sich diese Summe zu bezahlen und wandte sich mit Hilfe eines Freundes und Helfers an das Immigration Office in Stone Town. Dort erhielt er dann das Visum zum gewohnten Preis.

Helmut hat ebenfalls eine Residence Permit. Auch er hatte bei der letzten Antragstellung Probleme. Von ihm wurde gefordert den kompletten Visumsantrag neu zu stellen, anstatt nur eine Verlängerung zu beantragen. Erst nachdem er erbot das Büro verlassen und mit seiner sofortigen Abreise gedroht hatte, konnte er mit Hilfe einer befreundeten Angestellten des Immigration Office die Verlängerung erreichen. Ziel der Forderung war allerdings Bestechungsgeld zu erwirken, worauf Helmut unter keinen Umständen eingehen wollte. Die Voraussetzung dafür als Rentner eine Residence Permit Class C zu bekommen ist der Nachweis eines monatlichen „Einkommens“ (auch die Rentenzahlungen gelten als solches) von mindestens 1000 USD. (Susanne)

Auch Ilse hat eine Residence Permit Class C. 2009 verlängerte sie voraussichtlich letzte Mal das Visum, weil es mit deutschem Pass einfacher ist zu reisen. Denn sie möchte in den nächsten zwei Jahren, also bevor die nächste Verlängerung ansteht, noch ein letztes Mal nach Deutschland fahren, um ihrem Lebensgefährten die Möglichkeit zu bieten ihr Herkunftsland kennenzulernen. Doch danach möchte Ilse die tanzanische Staatsbürgerschaft annehmen, da sie nicht mehr vor hat nach Deutschland zurückzukehren. Eine tanzanische Staatsbürgerschaft

ist für ihre Zukunftspläne geeigneter und bietet ihr mehr Vorteile hinsichtlich des Arbeits- und Zivilrechtes.

5.6.2. Tanzanische Staatsbürgerschaft: Für und Wieder

Die tanzanische Staatsbürgerschaft kann offiziell frühestens nach einem fünf-jährigen Aufenthalt in Tanzania und einer Zahlung von 1000 USD beantragt werden. (Susanne, Sabine, Ilse) Melanie lebte sieben Jahre lang mit dem Dependent's Pass auf Zanzibar. Da sich alles noch im Aufbau befand, war dieser Aufenthaltsstatus ausreichend. Doch mit den Jahren wuchs sie immer mehr mit Zanzibar, dem Leben und ihrer Rolle zusammen, hatte sehr viel Liebe, Zeit, Arbeit und Geld investiert um „Tree Place“ mit Hamad zu erschaffen. Das Bewusstsein, dass es auch zu „ihrem“ geworden ist, das nicht nur sehr hohen emotionalen Wert bekommen hatte, sondern auch ihre Lebensgrundlage darstellt, brachte sie schließlich dazu die Staatsbürgerschaft anzunehmen. Im Falle von Hamads Tod würde sie als Dependent ihr Aufenthaltsrecht innerhalb von 48 Stunden verlieren und „Tree Place“ würde nach islamischem Recht nicht Melanie als Ehefrau erben, sondern Hamads Familie. Zwar bestünde die Möglichkeit sich auf das British Common Law zu berufen, wäre aber wahrscheinlich angesichts von familiärem, religiös-traditionellem und zeitlichem Druck in so einer schwierigen Situation fast nicht machbar. Das Risiko in solch einem Falle ihre hart aufgebaute Lebensgrundlage zu verlieren war ihr zu groß. So entschied sie sich für die tanzanische Staatsbürgerschaft. Es dauerte ein Jahr von der Antragsstellung bis zum Erhalt des Passes. Melanie hat alle Amtswege selbst erledigt. Als tanzanische Staatsbürgerin ist es ihr nun möglich, sich auf tanzanisches Zivilrecht zu berufen, offiziell zu arbeiten, Grund zu besitzen und auch bei einer Scheidung oder dem Tod ihres Mannes auf Zanzibar zu bleiben.

Das Thema Erbe und Tod anzusprechen und zu diskutieren war für Hamad schwer zu akzeptieren. Auf Zanzibar ist es unüblich darüber zu sprechen und Melanie konnte ihm nur am Beispiel der Ereignisse eines Todesfalles in der Familie zeigen, wie wichtig eine ruhige Aussprache schon vor dem Ernstfall sei. Und dass klare Übereinkommen Streits und Eskalationen verhindern können. Hamad erkannte die Problematik und stimmte Melanies Plänen zu. Im Ernstfall ist sie nun im Stande auch alleine auf Zanzibar weiter zu leben und nicht auf die Gunst der Familie angewiesen zu sein. Obwohl die Rolle der Familie auch bezüglich Erbfragen von großer Bedeutung bleibt. Auch wenn es ein geschriebenes und gelebtes islamisches Recht gibt, gibt es da immer noch die menschliche Seite, die nicht unterschätzt werden darf. Mit Menschen, mit denen man gut auskommt, von denen man

geliebt und akzeptiert wird, ist auch in Erbschaftsfragen ab vom islamischen Recht eine Lösung zu finden. Gleiches gilt für das staatliche Recht, die Exekutive und Behörden. Melanie betont immer wieder wie wichtig es ist, das System zu verstehen und zu akzeptieren, dass man es nicht ändern kann. Wohl aber kann man seinen Weg darin finden und sich mit viel Geschicklichkeit Möglichkeiten eröffnen oder zumindest Probleme vermeiden. Bei der Ausreise aus Tanzania und beim Beantragen eines Visums für die Schweiz gibt es keine Probleme. Auch nicht bei Visumsanträgen ihres Mannes um in die Schweiz zu reisen. Das liegt vor allem an der Art der Schweizer Botschaft mit SchweizerInnen in Tanzania umzugehen. Melanie kennt viele Angestellte der Botschaft mittlerweile persönlich und beschreibt den Umgang miteinander als sehr positiv. Der Schweizer Botschafter zeige ein sehr großes Interesse an SchweizerInnen, die in Tanzania leben und besucht sie sogar. Der Erhalt des tanzanischen Passes war für Melanie ein sehr befreiendes Gefühl und ein letzter wichtiger Schritt in ihrem Migrationsprozess. *„Das war für mich DIE Erlösung! Einfach zu wissen: jetzt hab ich Rechte. Ich hab jetzt einfach Rechte wie ein menschliches Wesen! ... das ist unglaublich! Wie ein Tanzanier! Also jetzt können sie mich nicht einfach wegen irgendwas rausschmeißen. (...) Es war ein Meilenstein. Ein Meilenstein.“* (Melanie) Es ist eine bewusste Entscheidung, sich vollkommen auf Zanzibar nieder zu lassen und sich auch als Tanzanierin zu fühlen.

Und genau dieser Punkt trifft auf Susanne nicht zu. Obwohl sie seit 15 Jahren auf Zanzibar lebt wurde ihre Aufenthaltsgenehmigung noch nie länger als für 2 Jahre ausgestellt. Ihre Residence Permit ist immer an Bedingungen gebunden: Arbeitsstelle oder Ehe. Würde die Ehe geschieden oder Ramadhani sterben, könnte sie, vorausgesetzt sie behält ihren Arbeitsplatz, den Aufenthalt durch die Arbeit bekommen. Da ihr Arbeitgeber die Regierung ist, entfallen für sie zumindest die Gebühren für die Arbeitsgenehmigung. Würde sie ihren Job verlieren oder in Rente gehen, könnte sie durch die Ehe, einen Dependent's Pass bekommen. Doch würden beide Abhängigkeiten beendet, gibt es für Susanne kein Aufenthaltsrecht mehr. Würde Susanne Tanzania verlassen (müssen), bekäme sie ihre Rentenzahlungen genau so zurück, wie sie sie eingezahlt hat. Zinsfrei, ohne Inflationsausgleich und als einmalige Zahlung. Mit diesem Geld könnte sie aber, wenn zur Ausreise gezwungen, in Deutschland nicht überleben. Ebenso wenig könnte sie damit in Tanzania bleiben, da für den weiteren Aufenthalt als Resident 1000 USD pro Monat nachzuweisen sind.³³ Mit einer tanzanischen Rente kann dieser Betrag nicht vorgewiesen werden. Für Susanne bestünde im Ernstfall nur noch die Option die, tanzanische Staatsbürgerschaft zu beantragen, obwohl sie dazu derzeit

³³ Information von Susanne. Nicht im Immigration Law zu finden.

nicht bereit ist. Die Staatsbürgerschaft ist neben Vorteilen für das Leben im Land auch eng verbunden mit der eigenen Identität. Daher ist die Annahme der tanzanischen Staatsbürgerschaft nicht für alle MigrantInnEn die beste Lösung. Selbst dann nicht, wenn es wahrscheinlich ist, das restliche Leben dort zu verbringen. Für Susanne ist es derzeit keine Option die deutsche Staatsbürgerschaft abzulegen. Denn das müsste sie im Gegensatz zu Melanie, da Deutschland sowie Tanzania keine Doppelstaatsbürgerschaft anerkennt, die Schweiz hingegen schon. Susanne fühlt sich in Tanzania als Ausländerin, Fremde, Europäerin und Deutsche. Staatsbürgerschaft ist nicht nur ein formaler Akt, der am Papier besteht, sondern vor allem auch eine emotionale und ideologische Angelegenheit. Die deutsche Staatsbürgerschaft abzulegen und gegen die tanzanische zu tauschen wäre für Susanne eine schmerzliche Veränderung. Etwas, womit sie sich nicht „ganz“ fühlen würde, sich nicht identifizieren könnte. Somit ist für sie dieser Schritt der letzte Ausweg in einer Notsituation. Die tanzanische Staatsbürgerschaft zu haben bedeutet nicht automatisch, Tanzanierin zu sein oder als solche akzeptiert zu werden. Susanne glaubt, dass es gesellschaftlich keinen Unterschied macht ob man nun die tanzanische Staatsbürgerschaft hat oder nicht. Sie wäre trotzdem immer noch Deutsche, verkleidet als Tanzanierin und hätte somit gleich doppelt verloren.

Die tanzanische Gesetzgebung ist ausländerunfreundlich. Solange man sich im Land befindet und die tanzanische Staatsbürgerschaft nicht annimmt, muss man mit erheblichen Schwierigkeiten und Hürden rechnen seine Existenz aufzubauen oder zu erhalten. Dies gilt zumindest für jene Menschen, die keine Rente auf Grund ihrer Arbeitsjahre in Europa beziehen. Das bestätigt auch Sabines Beispiel. Auch sie möchte auf keinen Fall ihre deutsche Staatsbürgerschaft aufgeben, da sie damit auch jeden Anspruch auf Arbeitslosengeld und danach auf Harz 4 verlieren würde. Es ist für sie so, als würden sich alle noch vorhandenen Türen zur Eigenständigkeit und Unabhängigkeit für immer schließen. Die tanzanische Staatsbürgerschaft anzunehmen ist für sie keine Alternative. Das tanzanische Zivilrecht nutzen zu können hält Sabine für Theorie, glaubt aber nicht daran, dass dies auch praktisch stimmt. Die Tatsache, dass sie Europäerin ist und auch in gewisser Hinsicht noch bleibt, würde es inoffiziell unmöglich machen, wirklich Rechtsanspruch zu haben. Die deutsche Staatsbürgerschaft abzugeben ist für sie keine Chance, sondern ein großes Risiko, das sie nicht eingehen will, da sie selbst die Aussicht auf einen wirklichen Erfolg mit ihrem Projekt kritisch einstuft. In Deutschland hätte sie zumindest noch die Chance auf eine Arbeitsstelle, wenn sie es auf Zanzibar wirklich nicht schaffen würde. Diese Tür würde sich mit einer tanzanischen Staatsbürgerschaft schließen. Auch, dass sie durch eine tanzanische

Staatsbürgerschaft am tanzanischen Arbeitsmarkt bessere Chancen hätte, glaubt sie nicht. Sabine geht davon aus, dass sie als weiße Tanzanierin den gleichen niedrigen Lohn erhalten würde, wie alle anderen Tanzanierinnen. So gesehen würde sie durch die Staatsbürgerschaft den Status eines „Mzungu“ verlieren. Je nachdem aus welcher Perspektive man es betrachtet, geht es schließlich immer wieder darum „WeißeR“ zu sein.

6. Analyse der Lebenssituation auf Zanzibar

6.1. In Bezug auf wen bin ich?

6.1.1. Identität und Migration

Ausgehend von einem Modell, in dem jeder Mensch in Beziehung zu etwas oder jemand anders steht, möchte ich mich in diesem Kapitel mit den verschiedenen Rollen, die die MigrantInnEn eingenommen haben, beschäftigen. Menschen nehmen unterschiedliche Rollen ein, je nach dem welcher Aspekt des Menschen in welcher Hinsicht in den Vordergrund tritt. „Gender“ ist dabei nur ein Teilaspekt. Ich habe „Gender“ für mich mit der Frage „in Bezug auf wen bin ich“ definiert.³⁴ Es ist nicht eine reine Analyse darüber, welche Unterschiede sich durch das jeweilige Geschlecht ergeben, sondern ein Versuch, den Menschen und seine Handlungen in Bezug zu seiner Umwelt zu sehen. Dabei können für uns „typisch männliche“ oder „typisch weibliche“ Aspekte in Frage gestellt werden, sich umkehren oder widersprechen. Doch ist es mit der Beschäftigung der Geschlechterrollen bei weitem nicht getan. Der Mensch als Individuum ist ein Universum an Teilaspekten. Ich möchte hiermit zeigen, dass sich Menschen gemäß ihren Prägungen in Beziehung zu ihrer Umwelt stellen und dem entsprechend handeln. Das Gefühl von Identität entsteht aus der Beziehung zwischen dem Selbst (Individuum) und seiner Umwelt und ist das Ergebnis eines ständigen Interaktionsprozesses zwischen räumlichen, zeitlichen und sozialen Bindungen. (Grinberg/Grinberg 1990:148) Durch Migration kann allerdings die Interaktion dieser Teilbereiche gestört werden, eine Komponente tritt in den Vordergrund und überlagert die anderen. (Grinberg/Grinberg 1990:151) Eine Frau kann durch Gegebenheiten Handlungen durchführen, die für andere Menschen überaus männlich wirken. So kann auch ein Mann durch seine Handlungen für andere Menschen überaus weiblich sein. Manchmal werden vorgefertigte Muster und Vorstellungen darüber, was weiblich und männlich ist auf Grund der Persönlichkeiten und Umstände über Bord geworfen, Handlungen auf Umstände und Situationen angepasst und mit der Persönlichkeit in Einklang gebracht. Vor allem in einer Gesellschaft wie der Zanzibars, kommt es zu einer großen Herausforderung für MigrantInnEn aus dem deutschsprachigen Europa. Sie stellen für die Gesellschaft in vielerlei Hinsicht eine Art „Sonderform“ dar und heben sich durch ihre Hautfarbe, ihren Kleidungsstil, ihren Lebensstil, meist ihre Religion, ihre Sprache und ihr Verhalten von der restlichen

³⁴ mit Dank an Frau Ingeborg Grau!

Gesellschaft ab. Es ist ein schwieriger Balanceakt, bei dem immer die Gefahr besteht runter zu fallen. „Wenn man so am Puls des Lebens steht, verändern sich auch die eigenen Maßstäbe, und man wird in der angestammten Gesellschaft zum Exoten.“ (Chesi 2002:94)

Der Bezugspunkt für Interaktionen mit der Umwelt ist das Selbst. Reflexion, Aktion und Reaktion gehen von ihm aus. Was die eigene Persönlichkeit schließlich erfahrbar macht, ist die Eigenwahrnehmung, die ergänzt wird durch die Reaktionen anderer auf die Person. Diese führen in weiterer Folge zu Zuschreibungen von Eigenschaften. Um allerdings wahrnehmen zu können wer man selbst ist, bedarf es einer (Selbst)Reflexion, einer Betrachtung der Umstände in denen man sich befindet und in Bezug auf wen oder was man wer oder wie, und auch warum, ist. Die Differenzierung zu anderen Menschen halte ich als maßgeblich für das Erkennen des Selbst. Menschen, die die Analyse suchen, haben oft auch das Bedürfnis das eigene Identitätsgefühl zu festigen. (Grinberg/Grinberg 1990:149)

Sich Selbst in Bezug zur Umwelt zu sehen bietet nicht nur die Möglichkeit Unterschiede zu erkennen, sondern auch Übereinstimmungen und Identifikationen. Ein weiterer Schritt ist die Interpretation dieser Reflexion. Erst durch die Interpretation wird dem Selbst klar, ob das Bild, das vom Ich existiert auch das widerspiegelt, was man sein will. Fällt die Interpretation positiv aus, ist das in Ordnung, fällt sie negativ aus, kann daran gegangen werden. Das setzt voraus, dass der Mensch in der Lage ist von der teilnehmenden in die beobachtende Rolle zu wechseln.

„Der Identitätsbegriff ist das soziologische Äquivalent des Ich Begriffs. „Identität“ nennen wir die symbolische Struktur, die es einem Persönlichkeitssystem erlaubt, im Wechsel der biographischen Zustände und über die verschiedenen Positionen im sozialen Raum hinweg Kontinuität und Konsistenz zu sichern.“ (Döbert/Habermas/Nummer-Winkler 1980:9)

„Identität“ verstehen die Autoren von „Entwicklung des Ichs“ als soziologischen Begriff. Sie erklären weiters, dass die Selbstidentifikation eines Menschen auch von anderen Menschen anerkannt werden muss, um von Identität sprechen zu können. Im Zusammenhang von Identität von „Kontinuität“ zu sprechen ist meiner Meinung nach etwas gewagt, da ich davon ausgehe, dass Menschen in jedem Augenblick des Seins der Weiterentwicklung unterliegen. Man erfindet sich ständig neu und von Statik kann hier keine Rede sein. Mead meint, dass ein Mensch sich erst dann als Individuum versteht, wenn er an sozialen Interaktionen teilnimmt. Das nennt er dann die „Ich – Identität“. (Döbert/Habermas/Nummer-Winkler 1980:12)

Freud geht davon aus, dass Menschen durch die Bewältigung von Krisensituationen, sich selbst als „Ich“ verstehen. Die erfolgreiche Abwehr von Gefahr, die Auflösung einer Krise, ist Bedingung für die Bewältigung späterer Krisen. Dadurch bildet sich die Persönlichkeit. (Döbert/Habermas/Nummer-Winkler 1980:12)

Migration ist eine potentiell traumatische

Erfahrung, die gekennzeichnet ist von potentiellen traumatischen Ereignissen. Somit stellt sie eine Krisensituation dar.³⁵ (Grinberg/Grinberg 1990:14) In wie weit es der/dem Migrantin/Migranten gelingt auf frühere Erkenntnisse zurückzugreifen hängt davon ab, wie stark die Person destabilisiert wurde.

Im Wort „Identität“ ist auch „ident“ enthalten. Es ist fraglich, ob man jemals mit etwas „ident“ sein kann. Ein Mensch kann immer nur mit sich selbst ident sein, da es dafür durch die Einzigartigkeit eines Jeden keinen anderen Maßstab gibt, als das eigene Selbst. Und das wiederum ist absurd. Denn welchen Sinn macht es, sich selbst mit sich selbst zu vergleichen, es sei denn, man vergleicht zeitliche Veränderungen. „Identität“ ist auch wortverwandt mit „identifizieren“. Sich mit etwas identifizieren zu können heißt, mit etwas einverstanden zu sein, mit etwas „konform“ zu gehen, also mit etwas über-ein-zu-stimmen. Diese Ableitung macht aber nur Sinn, wenn es auf Gegebenheiten angewandt wird. Ich gehe nicht davon aus, dass sich Menschen nur mit Gegebenheiten vergleichen, sondern auch mit anderen Menschen. Der Vergleich mit den Meinungen der Personen ist relevant, allerdings nicht einzig relevant. Aus diesem Grund finde ich es problematisch von Identität zu sprechen, ohne sich auf etwas Bestimmtes zu beziehen. Für meine Untersuchung habe ich daher versucht verschiedene Bezugspunkte der MigrantInnEn zu wählen und davon ausgehend zu analysieren.

6.1.2. Selbstbezeichnungen, Fremdbezeichnungen

Im Laufe der Forschungsarbeit konnte ich feststellen, dass sich meine GesprächspartnerInnen immer wieder „anders bezeichnen“. Ihre jeweilige „Selbstbezeichnung“ hing ganz davon ab, wovon gerade die Rede war, wozu sie sich selbst in Beziehung stellten. Denkansatz für meine folgenden Analysen ist, dass jeder Mensch zum Ziel hat, sich selbst auszudrücken. Daher interpretiere ich Handlungsweisen vor dem Hintergrund des Selbstaussesdruckes, der je nach Umfeld und eigene Lebensgeschichte individuell ausfallen muss. Welches Gefühl ist in welcher Situation und in Bezug zu wem oder was ausschlaggebend um sich selbst als „DeutscheN“, „EuropäerIn“, „WeißeN“, „ChristIn“, „Mann“, „Frau“ usw. zu bezeichnen? Ich möchte herausfinden, welche Rollen Menschen in Tanzania einnehmen, die aus einem deutschsprachigen Gebiet in Europa kommen. Welche Rollen werden ihnen zugewiesen, welche dieser Rollen müssen sie erfüllen oder welche rollen sind sie bereit erfüllen, oder nicht zu erfüllen. Sich zu verwirklichen ist aber oft nicht so einfach. Andere Menschen, ob in der Familie oder Gesellschaft oder in anderen Kontexten, können Initiativen so setzten, dass der

³⁵ Für weitere Ausführungen zu den Begriffsdefinitionen von Trauma und Krise vgl. Grinberg/Grinberg 1990:13ff

eigene Handlungsspielraum erheblich eingeschränkt ist. Dies soll in den folgenden Kapiteln über die verschiedenen Aspekte im Leben der MigrantInnEn deutlich werden. In der Familie oder bezüglich gesellschaftlicher Regeln können einzelne Personen, Institutionen oder Gruppen, Macht ausüben. Dies ist vor allem im Zusammenhang mit Chancengleichheit in allen Lebensbereichen zu beobachten. (Döbert/Habermas/Nummer-Winkler 1980:19) In wie weit sich meine GesprächspartnerInnen gegen derartige Machtausübungen und Kontrollversuche wenden, hängt von der Situation ab. Es scheint, dass es ihnen leichter fällt, sich gegen Einzelpersonen zu wehren. Aber selbst das ist nicht so einfach und hängt von der Position der Person bzw. von den Konsequenzen der Befreiung aus der Unterdrückungssituation ab. Dann wägen die MigrantInnEn die Tragweite der eigenen Handlungen und deren Konsequenzen für die eigene Stellung und Zukunft ab und entscheiden dann, was sie tun.

Was bedeutet es für die MigrantInnEn, „EuropäerInnen“ auf Zanzibar zu sein. Und welchen Unterschied macht es, ob jemand „EuropäerIn“ ist, oder „aus Europa“ kommt? Ich gehe davon aus, dass es einen gravierenden Unterschied macht, ob ein Mensch „EuropäerIn“ genannt wird, oder ob er „Europäer“ ist. Denn mit zweiterem werden Vorstellungen verbunden, Zuschreibungen und Eigenschaften, die angeblich eineN „EuropäerIn“ ausmachen, werden mitgedacht. Dabei wird nicht berücksichtigt, ob der Mensch sich mit den Stereotypen einer/eines „Europäerin“/„Europäers“ identifiziert, oder identifiziert wissen möchte. Das Gefühl beispielsweise „deutsch“ zu sein, anstatt sich selbst als „Pfälzer“, „Schwabe“, „Preuße“ u.a. zu fühlen trat, laut Martha Mamozai, erst ab 1871 stärker hervor. Das hatte mehrere Gründe: einerseits der Grund warum Deutschland verlassen wurde, der zu jener Zeit großteils unter dem Aspekt stand das Deutsche Reich zu erweitern und „deutsche Kultur“ über die Erde verstreut anzusiedeln. Und auch um Übersee mehr Chancen auf ein besseres Leben als zu Hause zu haben. Je stärker die Verbundenheit mit der früheren Heimat, desto höher war die Relevanz der Entwicklung Deutschlands. Die Autorin sieht eine starke Verbindung von den Ereignissen und Entwicklungen des Ausgangslandes und der Identität der Ausgewanderten. Je mehr das Reich an Stärke gewann, desto stärker wurde das Gefühl des „Deutsch-Seins“ und der Zusammengehörigkeit in der Ferne. (Mamozai 1982:15)

Anna Rudolph, deutschstämmige Siedlerin im ehemaligen Südwestafrika gegen Ende des 19. Jh. war nie *„stolzer gewesen eine Deutsche zu sein als seit dem sie im Ausland gewesen.“* (Mamozai 1982:19) In einigen Fällen konnte ich dieses verstärkte Zugehörigkeitsgefühl zum Herkunftsland in Situationen beobachten, in denen es um Dinge ging, mit denen sich die MigrantInnEn identifizierten und die so zwar in Deutschland, nicht aber auf Zanzibar

vorhanden sind. Die sie als „besser“ bewerteten als in ihrer Wahlheimat. Umgekehrt ist es jedoch auch so, dass als eher negativ bewertete Dinge des Herkunftslandes dazu führen sich für seine Herkunft zu schämen oder sich nicht zufrieden mit ihr zu zeigen. Dies wird in den folgenden Kapiteln genauer analysiert werden. Ähnlich unklar ist, inwieweit sich die MigrantInnEn selbst als „MigrantInnEn“ verstehen. *„Ein Emigrant zu „sein“ ist etwas ganz anderes als „wissen, daß man emigriert.“ Es impliziert die volle Wahrheit und die absolute Verantwortung dieses Status zu übernehmen.“* (Grinberg/Grinberg 1990:74) Diese Verantwortung ist allerdings schwer zu verkraften. Die Frage über das Bewusstsein über diesen Teilaspekt ihrer Identität kann nicht vollkommen beantwortet werden. Doch die Forschung bietet einen Eindruck, der die Interpretation dahin gehen lässt, dass dieses Bewusstsein des „Migrantenstatus“ kaum vorhanden ist.

6.2. Wohnen und Lebensraum

Viele Deutschsprachige leben verstreut über die Insel. Die sechs Hauptpersonen aus meiner Forschung leben in den Regionen Stone Town City sowie in der Nähe der Stadt, weiters an der Ostküste in den Orten Bwejuu und Jambiani. Mir ist kein Ort bekannt, an dem sich gezielt deutschsprachige MigrantInnEn niedergelassen haben, der speziell für MigrantInnEn vorgesehen wäre, oder der besonders attraktiv für diese Gruppe ist. Auch hier ist es eine sehr individuelle und persönliche Entscheidung und Fügung von Umständen, welcher Ort zum Lebensraum wurde. Auch hier lässt sich ein grundlegender Unterschied zu Expatriates erkennen. Sie leben häufig, je nach Spezialgebiet und Einsatzort, in der Nähe des Arbeitsortes. Der geschichtliche Rückblick zeigt, dass vor 1900 Diplomaten und Handelsangestellte eher im Zentrum der Stadt, also in Stone Town lebten. In jener Zeit gab es neben den Handelsangestellten allerdings keine anderen Deutschsprachigen, außer den Forschenden, die jedoch nur für kurze Zeit auf der Insel waren und von denen der Aufenthaltsort weitestgehend unbekannt blieb. Ich vermute ihn in Hafen,- beziehungsweise Stadtnähe wegen der Vorbereitungen und Ausgangspunkte für ihre Reisen. Die Entsandten der DDR in den 1960-er Jahren wohnten vorzugsweise in Mazizini, auf dem Weg Richtung Flughafen gelegen. Dort wurden ihnen Häuser bereitgestellt, die ihren Vorstellungen und Gewohnheiten entsprachen. Es ergab sich dadurch eine richtige Nachbarschaft und Schulz nennt es in seinem Artikel sogar eine zweite „Kolonisierung“. (Schulz 2009:293)



6.2.1. Leben an den Stränden der Ostküste

Melanie lebt etwas abgeschiedener am Rande des Dorfes Bwejuu an der Ostküste von Zanzibar. Während der neun Jahre auf Zanzibar haben Melanie und Hamad „Tree Place“ gemeinsam errichtet. Es ist ein ganz besonderer Ort für Gäste, direkt am Strand mit kleinen Bungalows, jedes für sich individuell und mit viel Liebe gestaltet. Melanie kommt bei den Arbeiten für die Zimmer die Schule für Haushalt, die sie in der Schweiz besuchte, sehr zu Gute. Auch wenn Handarbeiten nicht ihre liebsten Tätigkeiten sind. Trotzdem spiegelt sich ihr Verständnis davon in den Endprodukten wieder. „Tree Place“ haben Melanie und Hamad bewusst ohne Strom geplant und gebaut. Für wichtige Stromladetätigkeiten, wie für das

Mobiltelefon, kommt ein Solargerät zum Einsatz. In der Nähe bewirtschaften sie noch ein Stück Land. Weiters hat Melanie in Stadtnähe eine Wohnung zum Vermieten hergerichtet, sowie eine Wohnung für sich selbst im gleichen Haus. Ausgehend von diesem „Zweitwohnsitz“ erledigt Melanie Arbeiten, die in der Stadt zu tun sind. Sie besitzt ein Auto und der Weg von Bwejuu in die Stadt ist somit einfacher und schneller zu bewerkstelligen, als mit den Daladalas. Doch neben der Bedeutung von Auto und Nebenwohnsitz für den Betrieb, haben diese beiden Dinge vor allem auch persönlichen Wert für Melanie. Zirka zwei Tage pro Woche verbringt sie dort auch um für sich zu sein und „Psychohygiene“ zu betreiben. Es ist ihre ganz persönliche Insel, auf der sie ganz Melanie, ganz sie selbst sein kann. Es ist ein Rückzugsort, der für Melanie sehr wichtig ist, um sie selbst bleiben zu können und Dinge zu tun, die ihr wichtig sind, sowie Pause zu machen, vor der Gesellschaft, ihren Regeln und vor der Arbeit. Es ist der Ort, an dem sie ihre persönliche Freiheit genießt.

Sabines Hauptwohnsitz ist seit kurzem in Jambiani. Während der zehn Jahre des Hin und Her Pendelns zwischen Deutschland und Zanzibar, errichtete sie in kleinen Schritten ihr Haus und das Cafe mit Gästezimmer. Auch Sabine fährt ab und zu mit Ahmad zum Einkaufen und für andere Erledigungen in die Stadt, wofür sie sich ein Auto und Fahrer rufen, da sie kein Auto besitzen. „Ahmads Cafe“ liegt eher am Anfang des Ortes und ist mit dem Daladala gut erreichbar. Das Haus ist in die Dorfstruktur eingefügt. Der Ort Jambiani weist sehr viele Guesthouses, Lokale und touristische Anlagen auf. Neben den deutschsprachigen Personen, die ich interviewt habe, leben aber nach Aussagen der MigrantInnEn noch weitere Deutschsprachige in Jambiani. Hausbesitzer, die jedes Jahr einige Monate dort verbringen, Investoren und Hotelbetreiber.

Ilse und Christof sind durch eine Zeitungsanzeige auf Jambiani aufmerksam geworden. Während Christof sein Haus größtenteils selbst geplant und mit aufgebaut hat, lebt Ilse derzeit in einem Miethaus, dessen Besitzer ebenfalls Deutscher ist. Die wichtigsten Besorgungen lassen sich im Dorf erledigen. Sogar Bestellungen können bei manchen Händlern aufgegeben werden. Die Bestellung wird dann mit einem Daladala „ehest möglich“ geliefert. Für größere Besorgungen, Amts- oder manche Arztbesuche ist allerdings der Weg in die Stadt nötig.

6.2.2. Stadtleben

Das Leben in der Stadt unterscheidet sich vom Leben am Land erheblich. Direkt in der Stadt zu leben bedeutet, sich immer im dichten und lauten Treiben aufzuhalten und auf sehr engem Raum mit sehr vielen Menschen Kontakt zu haben. Es bedeutet außerdem einen anderen Lebensrhythmus und andere Lebensbedingungen im Allgemeinen. MigrantInnEn, die am

Land leben, beschäftigen sich häufig mit Tourismus oder Landwirtschaft, während jene in der Stadt lebende MigrantInnEn nicht-landwirtschaftlichen und nicht-touristischen Arbeiten nachgehen. Susanne hat ein Haus in Stadtnähe aufgebaut, während Ramadhani noch sein Assistenzjahr in Moshi machte. Das Grundstück bekamen sie von Susannes Schwiegervater geschenkt. Den Bau beaufsichtigte sie selbst. Die Nähe zur Stadt ermöglicht ihr mit dem Daladala oder dem Fahrrad zur Arbeit zu fahren. Somit ist sie mobil genug, auch ohne eigenem Auto. In der Nähe haben Ramadhani und Susanne noch ein Grundstück am Strand, das sie gerne für einen Garten nutzen würden und das später als Alterswohnsitz dienen könnte. Zwei Häuschen sollen auf jenem Grundstück noch entstehen, eines zum Vermieten, das andere für den eigenen Gebrauch. Das Haus in der Stadt könnte dann ebenfalls vermietet werden, womit die schwierige Lage nach Beendigung eines Beschäftigungsverhältnisses im Rentenalter abgefedert werden kann. Doch die Finanzierung dieses Projektes ist bis jetzt noch nicht geglückt.

Helmut lebt alleine in einer geräumigen Mehrzimmer-Wohnung mitten in Stone Town. Seine eigentlichen Pläne, sich ein Grundstück zu kaufen und darauf ein Bungalow zu bauen, ließ er nach und nach fallen, da er so viele EuropäerInnen beobachtete, die genau das taten und dabei viel Geld verloren. Gerade von EuopäerInneN, die den Wunsch hegen auf Zanzibar ihr Domizil zu errichten, wird erwartet, dass sie viel Geld ausgeben. Die Abhängigkeit, in der sie sich dadurch befinden, beflügelt viele Einheimische beim Bau mehr Geld zu verlangen als für die Region üblich ist, oder Zahlungen und Spesen zu erfinden, die eigentlich nicht existieren. Ohne einen Ehepartner oder einer Person, der man wirklich vertrauen kann, werden viele mehr Geld los, als sie ursprünglich geplant hatten. Helmut hat weder eine wirkliche Vertrauensperson, noch will er unnötig Geld verlieren. Helmut sieht das nicht investierte Geld, als seinen indirekten Gewinn, den er durch bewusstes „Nicht-Investieren“ erwirtschaftet hat.

Die Wohnungskosten in Stone Town sind für europäische RentenbezieherInnen oder MigrantInnEn mit einem beträchtlichen finanziellen Rahmen durchaus erschwinglich, wobei auch hier der Preis wiederum sehr stark von Verhandlungen, Beziehungen und dem Stadtteil abhängig ist. Ich selbst habe für eine Ein-Zimmerwohnung in Stone Town zirka 100 USD Miete pro Monat bezahlt. Ähnlich verhält es sich bei den Kosten für einen Hausbau. Die Wahl des Lebensmittelpunktes, ob Stadt oder Land, ob Haus oder Wohnung hängt von der finanziellen und persönlichen Situation jedes Einzelnen ab. Wenn der Hauptgrund für die Migration war, die Rente auf einer tropischen Insel am Meer zu verbringen, liegt es nahe, eine Möglichkeit zum Leben an einen der Strände zu suchen als in eine Wohnung in die Stadt zu

ziehen. Ist die Migration mit einem Lebenspartner verbunden, richtet sich auch ein großer Teil der Entscheidung auf dessen Umstände und Wünsche. Melanies Partner Hamad lebte bereits in Bwejuu und hat dort sein Land erworben. So lag es nahe, nicht nur wegen ihm sondern auch wegen der Verwirklichung ihres gemeinsamen Traumes und ihrer beider Vorstellung eines Lebens am Land, auch in Bwejuu zu bleiben.

Bei Susanne war es eine Mischung aus der Nähe zum Arbeitsplatz und den Gegebenheiten in der Familie ihres Mannes. Für Helmut, als alleinstehender Rentner, ist eine Wohnung praktischer in Bezug auf seine Reiselust und dem ständigen Kontakt zu den Menschen. In der Stadt ist es einfacher eine Wohnung ohne Security zurück zu lassen. Sie ist eingebettet in ein Labyrinth von bewohnten Wohnungen und Häusern. Diebe oder Einbrecher würden wahrscheinlich kein leichtes Spiel haben. Am Land hingegen ist es fast nicht möglich das Haus unbewacht zu lassen.

6.3.(Über)leben auf Zanzibar

6.3.1. Über Renten, Aufenthaltsstatus und Strategien

JedeR der MigrantInnEn hatte eine andere Ausgangslage, mit der das Leben auf Zanzibar startete. Je nachdem welches Leben vor der Migration gelebt wurde, wie es zu der Entscheidung gekommen war und aus welchen Gründen migriert wurde, sind die Starts auf Zanzibar ganz unterschiedlich verlaufen. Wie schwer oder leicht der Neustart fällt, hängt vom vorhandenen Kapital, den Wünschen, Erwartungen und Zielen für das Leben auf Zanzibar, dem Aufenthaltstitel und den damit verbundenen Möglichkeiten am Arbeitsmarkt, sowie einigen persönlichen und gesellschaftlichen Aspekten ab. Hier ist es sehr wichtig zu differenzieren, inwieweit die MigrantInnEn ihr Leben auf Zanzibar aus eigener Kraft bestreiten müssen, das heißt, inwieweit sie vom Ersparten Renten oder eigens vor Ort erworbenen Geld leben. Christof und Helmut können ihr Leben auf Zanzibar größten Teils aus den Rentenzahlungen Deutschlands bestreiten, während sich Sabine, Melanie, Ilse und Susanne in der erwerbstätigen Phase ihres Lebens befinden. Auch wenn es die einen oder anderen Ersparnisse aus der Zeit vor der Migration gab oder noch gibt, sind auch diese früher oder später aufgebraucht. Das Kapital, das bereits vor der Migration zur Verfügung steht oder eben nicht zur Verfügung steht, hat auch Einfluss auf die Dauer des Migrationsprozesses an sich³⁶, etwa wenn es darum geht in welcher Zeit und auf welche Art der Lebensmittelpunkt verlegt wird. Und auch auf die künftige Lebensführung auf Zanzibar. Je nach Aufenthaltstitel ergeben sich unterschiedliche Chancen für den zanzibarischen Arbeitsmarkt. Für welchen Aufenthaltstitel man sich entscheidet hängt von den Gründen ab, warum die MigrantInnEn eigentlich auf Zanzibar leben wollen und welche Zukunftsvorstellungen jedeR von ihnen hat.³⁷

Die Ausbildungsmöglichkeiten auf der Insel für die zanzibarische Bevölkerung ist in vielen Bereichen mangelhaft. Vor allem für Berufe in höheren, leitenden Positionen gibt es zu wenige und unzureichende Bildungseinrichtungen. (Susanne) Das könnte mit ein Grund dafür sein, warum in leitenden Positionen sehr oft Nicht-Tanzanier anzutreffen sind. Im Immigration Law wird auch deutlich, dass die Zuwanderung von Hochqualifizierten sehr erwünscht ist. Meist werden Führungspositionen von Menschen hellerer Hautfarbe übernommen, was wiederum einen Nährboden für Vorurteile ihnen gegenüber darstellt und sogar teilweise zu „Ausländerfeindlichkeiten“ führt, weil diese Jobs besser bezahlt, attraktiver

³⁶ Vgl. Kapitel „Migrationsprozesse“ S 92ff

³⁷ Vgl. Kapitel „Aufenthaltsbestimmungen“ S 102ff

und gefragter sind. Der koloniale Rassismus, der EuropäerInnen als höherstehende Wesen verstand, scheint in gewisser Weise fortgesetzt. EuropäerInnen im Auftrag von westlichen Firmen leben ein Leben nach ihren gewohnten europäischen Standards und heben sich eindeutig von der Bevölkerung ab. (Chesi 2002:93) Ähnlich verhält es sich bei Expatriates oder MigrantInnen, die mit einer guten Rente aus Europa ihren Lebensabend im Tropengebiet verbringen. Diese Beispiele werden wiederum von arbeitenden MigrantInnen kritisch betrachtet.

6.3.2. Beziehen einer Pension oder Rente – Residence Class C

Unter den GesprächspartnerInnen befinden sich auch zwei Migranten die eine Rente beziehen. Für österreichische und schweizer Staatsbürger hat der Bezug der Rente bzw. der Pension mit dem geänderten Wohnsitz nichts zu tun und das Geld wird weiterhin ausbezahlt, entweder auf ein Konto im Aufenthaltsland, oder auf ein Konto im Bezugsland. Auf das Geld kann bei einem Konto im Bezugsland mittels Bankomat, sofern vorhanden, zugegriffen werden. (vgl. AuslandsösterreicherInnen und Auslandsschweizer-Organisation) Die Rentenbezieher, mit denen ich auf Zanzibar gesprochen habe, kommen jedoch ausschließlich aus Deutschland, sind also deutsche Staatsbürger. Nach Auskunft der Österreichischen Pensionsversicherung wurde mir gesagt, dass es sich in Deutschland sehr ähnlich verhält. Es besteht die Möglichkeit, dass eine bereits bewilligte Rente durch die Verlegung des Wohnsitzes in einen anderen Staat vermindert wird, oder wegfallen kann. Besonders gilt das dann, wenn der Rentenbezieher/die Rentenbezieherin nicht in einen anderen EU-Staat, nicht in ein vom „Europarecht erfassten Drittstaat“ oder in einen „Abkommensstaat“ wechselt. (vgl. Deutsche Rentenversicherung) Es wird jedoch jeder „Fall“ einzeln berechnet und behandelt. Bei keinem meiner Gesprächspartnern scheint die Rentenzahlung ganz weggefallen oder drastisch gekürzt worden zu sein, auch wenn mir dazu keine Informationen von den Betroffenen gegeben wurde und ich aus Gründen der Diskretion dazu keine weiteren Fragen gestellt habe. Obwohl die Preise auch auf Zanzibar kontinuierlich steigen, sind die Lebenserhaltungskosten dennoch weit niedriger als im deutschsprachigen Europa, nicht jedoch in Relation zum Durchschnittseinkommen gesehen. Die beiden Männer haben kein Problem mit ihrem Geld auf Zanzibar gut leben zu können. Helmut sieht es außerdem für sich selbst im Nachhinein als sehr vorteilhaft an, in der Nachkriegszeit aufgewachsen zu sein. Dadurch kann er mit wenig Geld und Mitteln auskommen, spartanisch leben und hat keine Schwäche für Luxusgegenstände. Weiters ist es sehr kostensparend gesund zu sein, da

Medikamente und medizinische Leistungen sehr teuer sind und zu einem finanziellen Problem führen können.

Ilse ist nicht, wie ihr Ehemann Christof mit dem sie nach Zanzibar gekommen ist, Rentnerin. Daher hat sie auch keine Bezüge aus Deutschland von denen sie leben könnte. Sie hat damals ihre Arbeit in Deutschland aufgegeben, um mit ihrem Mann nach Zanzibar zu gehen. Während meines Forschungsaufenthaltes, konnte Ilse noch von einigen Ersparnissen leben. Doch mit den zusehends knapper werdenden Ersparnissen, wächst auch bei ihr der Druck zusätzliches Geld zu verdienen. Da sie aber den Aufenthaltstitel Resident Class C hat, ist es ihr offiziell nicht erlaubt zu arbeiten. Trotzdem möchte sie zuerst versuchen ihr eigenes Cafe in Jambiani zu eröffnen und dieses auf den Namen ihres tanzanischen Lebenspartners zu führen. Die Vorbereitungen hierfür konnten noch während meines Aufenthaltes abgeschlossen und das Cafe eröffnet werden. Für den Fall, dass das Cafe nicht ausreichend Einnahmen bringt, wäre es für Ilse auch denkbar in einem Hotel oder Restaurant zu arbeiten. Hierfür ist es nötig, dass Betreibende für sie eine Arbeitsbewilligung beantragt. Da diese jedoch mit ungefähr 1200 Dollar pro Jahr nicht ganz billig ist, könnte es selbst für eine Europäerin schwierig werden eine Stelle zu finden. Schließlich käme jede einheimische Arbeitskraft um ein Vielfaches billiger und die Vorteile, eine Europäerin einzustellen, hält sich für die Hotelbetreiber in Grenzen. Trotzdem gibt Ilse die Hoffnung nicht auf und glaubt fest an die Möglichkeit Arbeit zu finden. Sie hat auch wegen der verbesserten Chancen am Arbeitsmarkt beschlossen, nach ihrem nächsten Deutschland-Aufenthalt die tanzanische Staatsbürgerschaft anzunehmen. Für Ilse stellt sich die Frage, ob sie, nach Erreichen des 66. Lebensjahres, auch Anspruch auf eine deutsche Rente hätte, wenn sie die Staatsbürgerschaft wechseln würde. Laut Auskunft der Pensionsversicherungen hat die Auszahlung der deutschen Rente aber nur bedingt etwas mit der Staatsbürgerschaft zu tun. Es käme nur in seltenen Fällen zu keinen Zahlungen, wenn die RentenbezieherInnen bestimmte Staatsbürgerschaften annähmen. Dies wird jedoch in jedem Fall einzeln geprüft.

Christof selbst erwähnte keinerlei Ängste, Bedenken oder Überlegungen zu seiner finanziellen Situation, weshalb ich davon ausgehe, dass sein Lebensunterhalt für Zanzibar durch die deutsche Rente gedeckt ist. Auch Urlaube in Deutschland sind für Christof und auch für Helmut finanziell möglich.

6.3.3. Kein Zugang zum Arbeitsmarkt für Dependents

Als „Dependent“ darf Sabine offiziell nicht arbeiten. Das Guesthouse mit Cafe ist auf ihren Mann angemeldet. Es gibt viele Kontrollen und bei Verstößen gegen das Gesetz droht die

Deportation. Sollte Sabine also bei der Arbeit, die sie offensichtlich für das Guesthouse oder das Cafe ausführt, bei einer der vielen Kontrollen erwischt werden drohen hohe Geldstrafen bis hin zum Landesverweis. Die Kontrollen sind laut Angaben mehrerer GesprächspartnerInnen durchzogen von korrupten Geldforderungen. Der Betrieb musste, während Ahmad die Ausbildung zum Tourist-Manager machte, geschlossen werden. Ob Sabine es so auf längere Zeit finanziell schaffen kann, weiß sie noch nicht. Denn obwohl sie die in Deutschland vorgeschriebenen erwerbstätigen Mindestjahre für eine Rente bereits vorweisen kann, wird ihr diese Rente erst mit einem Alter von 66 ausbezahlt. Sabine ist jetzt 50. Die Einschränkungen hinsichtlich des Arbeitsmarktzuganges sind eine schwere Belastung und entscheiden schließlich über Erfolg oder Misserfolg eines Neustartes auf Zanzibar. Für Sabine ist diese Situation sehr belastend und sie fühlt sich verfolgt von Überlebensängsten. Die Angst vor Verarmung tritt laut Grinberg/Grinberg häufig bei Menschen auf, die sich im Herkunftsland kaum Sorgen um Geld machen mussten. (Grinberg/Grinberg 1990:107) Hinzu kommt bei Sabine, ihre Erfahrungen in einem Flüchtlingslager im Sudan. Wo sie mehrere Wochen kaum Nahrung hatte. Arbeit wirkt außerdem reorganisierend und stabilisierend während des Migrationsprozesses. Macht der Mensch etwas, das er tun kann und tun mag, ist das ein Zeichen von Selbstachtung. Sich selbstständig versorgen zu können bietet außerdem Selbstsicherheit und erfordert „erwachsenes Handeln“. (Grinberg/Grinberg 1990:108) Durch derartige Gesetzgebungen, die den Menschen den Zugang und das Recht auf Arbeit verweigern, treten Gefühle der Ohnmacht auf. Die Personen erleben eine Degradierung zum Kind, weil sie unfähig gemacht werden, für sich selbst sorgen zu dürfen. Für eine erfolgreiche Reorganisation der Migrierenden ist die Wiederherstellung und Reorganisation der gesellschaftlichen, aber auch der beruflichen Stellung des Herkunftslandes sehr wichtig. (Grinberg/Grinberg 1990:102) In den meisten Fällen ist aber eine berufliche Reorganisation nicht möglich, da es im Zielland keinen Markt für die Qualifikationen der MigrantInnen gibt. Daher ist es umso wichtiger, überhaupt einen Zugang zum Arbeitsmarkt haben zu dürfen. Unter den Aspekten von Dependent's Pass und Arbeitsmarktzugang ist außerdem nochmals darauf hinzuweisen, dass es für Männer auf Zanzibar keinen Dependent's Pass gibt. Daraus würde resultieren, dass all jene Männer, die mit einer Zanzibari verheiratet sind, nur als Residence im Land bleiben können, jedoch ohne Arbeitsgenehmigung, außer nach dem Erwerb der teuren Arbeitsgenehmigung. Was aber unrentabel ist, es sei denn, sie erhielten eine Anstellung der Regierung, was eine Residence Permit der Class B brächte. Oder sie könnten andere Gründe für ein Visum anderer Art vorlegen, wie zum Beispiel Volunteering oder ähnliches.

6.3.4. Arbeiten als Resident Class B

Susanne hält sich trotz ihrer Ehe mit Ramadhani nicht als Dependent auf Zanzibar auf, sondern als Residence Class B. Residence Class B erhielt sie, weil sie von Anfang an für die tanzanische Regierung gearbeitet hat. Begonnen hat Susanne als offizielle Übersetzerin für Deutsch – Kiswahili an der Zanzibar State University. Dort war sie Mitbegründerin des Deutschinstitutes am Institute of Kiswahili and Foreign Languages der Universität. Später begann sie sich nach etwas Neuem umzusehen und bekam ein Angebot der Zanzibar Dhow Countries Music Academy im Bereich Public Relations zu arbeiten und nahm dieses an. Da Susanne aber ein weiteres Studium in Deutschland, an der Fernuniversität Hagen, für Erziehungswissenschaften abgeschlossen hat, spielt sie immer wieder mit dem Gedanken - sollte es irgendwann an der Music Academy nicht mehr funktionieren - ihre eigene Schule zu gründen. Es soll eine Sprachschule sein, die gezielt mit Hotelbetrieben zusammen arbeitet, um die MitarbeiterInnen in Englisch und Deutsch zu schulen. Die Residence Permit Class B zu bekommen, erfordert eine dementsprechende Anstellung. Erst dann ist es möglich auch die Gebühr für die Arbeitserlaubnis erstattet zu bekommen. Für keineN der andereN MigrantInnEn kommt dieser Aufenthaltstitel in Frage.

6.3.5. Neue Rechte, Chancen und Perspektiven. Staatsbürgerschaft und Arbeit

Melanie hatte für 7 Jahre den Dependent's Pass, den sie alle 2 Jahre erneuern musste. Durch das Arbeitsverbot für Dependent's sah sich Melanie gezwungen „heimlich“ im gemeinsamen Betrieb „Tree Place“ zu arbeiten. Der Aufbau ihres Betriebes lief offiziell ausschließlich auf den Namen ihres Mannes. Bei Kontrollen der Immigration Officers spielte sie die unwissende Ehefrau, die einfach nur Wäsche wusch und nicht wusste dass es Wäsche des Betriebes ihres Mannes sei. Für Melanie als eine Frau, die in ihrem bisherigen Leben immer selbstständig war, war es besonders schwer zu akzeptieren, dass sie, um voran zu kommen, eine unwissende Hausfrau spielen musste. Ohne den Rückhalt und Respekt ihres Ehemannes, wären ihr diese ersten sieben Jahre als Dependent noch schwerer gefallen, als sie es ohnehin schon waren. „*Du hast mit dem Status nur das Recht von deinem Mann abhängig zu sein... Toll äh?!*“ (Melanie) Melanie hatte sich in den ersten Jahren noch nicht so sehr an ihre neue Heimat und an den Betrieb gebunden gefühlt, nach einiger Zeit jedoch kam ihr der Gedanke, dass es sehr schwierig und kompliziert werden könnte weiterhin auf Zanzibar zu leben, würde ihrem Mann etwas zustoßen, würde er sterben oder sie sich scheiden lassen. Sich dann als Dependent ein eigenes Leben in Tanzania aufzubauen wäre genau so schwierig gewesen, wie zurück in die Schweiz zu gehen. Denn alles Anwesen und aller Besitz hätte sie als Dependent

nicht erben können. Weder als Dependent noch als Ehefrau, die nach angewandten islamischen Recht einen Großteil des Erbes an andere Verwandte abtreten muss. Außerdem bestünde im Ernstfall als Dependent keine Möglichkeit mehr im Land zu bleiben, geschweige denn zu arbeiten. Dazu müsste sie zuerst ausreisen und dann von außerhalb einen Antrag auf eine Residence Permit beantragen, der ihr aber ebenfalls noch nicht das Recht zu arbeiten gibt. Wichtig war für sie, das Recht auf Arbeit und das Recht etwas zu kaufen oder zu erben können.

Die Hälfte des Geschäftes konnte durch die angenommene tanzanische Staatsbürgerschaft auf Melanies Namen überschrieben werden und sie hat auch ein Stück Land gekauft. Denn da das Paar kinderlos ist, wäre die Zukunft ihres gemeinsam erbauten Projekts sehr ungewiss. Beiden ist das Projekt aber sehr wichtig und es ist ihnen wichtig, dass ihr Lebenswerk auch nach dem Tod eines Ehepartners bestehen bleibt. Durch Melanies tanzanische Staatsbürgerschaft besteht nun die Möglichkeit, der unehelichen Tochter von Hamad und seinem Sohn, der in Österreich lebt, ihren Anteil zu vererben. Die tanzanische Staatsbürgerschaft sichert Melanies Lebensunterhalt und den Erhalt ihres, in vielen Jahren errichteten Betriebes, von dessen Einnahmen sie schließlich abhängig ist. Weder mit einem Dependent's Pass, noch mit einer Residence Permit könnte sie diese Arbeit offiziell und legal weiterführen.

6.4. Beziehungskiste und Netzwerke

6.4.1. Kuwa Mzungu – wie es ist, „anders“ zu sein

Meines Erachtens nach sind äußere Merkmale und im Speziellen die „Farbe“ der Haut immer noch in den verschiedensten Lebenssituationen von entscheidender Bedeutung. Sehr deutlich erlebbar wird dies, wenn man sich von der Mehrheit der Menschen unterscheidet, die einen umgeben. Nicht nur in Europa spielt die Haut eine große Rolle und hat, unberechtigter Weise, Einfluss auf viele Lebensbereiche. Auch durch meine Forschung konnte ich diese These untermauern. Die Tönung der Haut ist eines der auffälligsten Merkmale eines Menschen und sie wird dann wichtig, wenn sie sich von der Mehrzahl der Menschen um einen herum unterscheidet. Hauttönungen werden immer noch mit Eigenschaften assoziiert. Dabei ist es nicht von Bedeutung etwas über den Menschen zu wissen. Menschen, die durch ihr Aussehen in ein bestimmtes „Farbspektrum“ eingeordnet werden können, werden pauschale Bezeichnungen gegeben, was noch mehr Vereinfachungen und generelle, verallgemeinernde Aussagen zulässt.

Der Begriff – Verwendung, Bedeutung, Herkunft, Konnotationen

Auf Zanzibar sowie am Festland, wo Kiswahili gesprochen wird, werden Menschen hellerer Hautfarbe unter dem Begriff „Wazungu“ zusammengefasst. „Mzungu“ ist die Einzahlform des Wortes. Es meint derzeit alle Menschen hellerer Hautfarbe, egal aus welchem Teil der Erde sie kommen. Aus dieser Perspektive sehen sich ausnahmslos alle MigrantInnEn meiner Forschung als „Wazungu“. Mit Farben hat das Wort im ursprünglichen Sinne aber nichts zu tun. Diese Bedeutung bekam es erst nach und nach. Und schließlich meint das Wort auch Einheimische, die Eigenschaften aufweisen, die man sonst nur einem „Mzungu“ hellerer Hautfarbe zuschreibt. Kriterien, die jemand erfüllen muss, der „Mzungu“ genannt wird, sind Besitz von Geld, Land, Bildung oder Macht. Jeder Mensch also, der „Besitz“ hat, oder Geld haben „müsste“, wird „Mzungu“ gerufen. Vielleicht schließt sich hier der Kreis zum Mythos des eigentlichen Wortursprungs. „Kuzunguka“, das Verb von dem „Mzungu“ abgeleitet ist, bedeutet umherirren, in Bewegung sein, sich fortbewegen, umherreisen. Mobil zu sein erfordert ein gewisses Budget, wenn nicht das Reisen an sich als Arbeit, im Sinne von Wanderarbeit oder Nomadentum, betrieben wird. Mobilität und Vermögen gehen Hand in Hand. Den Titel eines „Mzungu“ verlieren Menschen hellerer Hautfarbe einerseits nie wieder, andererseits sehr rasch. Ein Widerspruch, der die Mehrdeutigkeit des Begriffes nochmals deutlich macht. Die beiden Eigenschaften, Hautfarbe und Reichtum, sind mittlerweile im

kollektiven Gedächtnis Zanzibars (und des gesamten Swahili-sprechenden Raum Ostafrikas) untrennbar miteinander verbunden. „*Ich bin Mzungu, weil ich weiß bin. Aber wenn die meinen dass ich Geld habe, dann bin ich kein Mzungu.*“ (Helmut) Susanne hat es einmal damit verglichen, wie sich wohl reiche Mädchen fühlen müssen. Immer muß es sich fragen: „*Warum / weswegen werde ich gemocht?*“ – „*Wegen des Geldes, von dem die Leute denken, das ich es habe, oder wegen meiner Selbst? Meint derjenige jetzt mich, oder das Klischee von mir?*“ Auch ein reiches Mädchen hat Dinge an sich, für die es nichts kann. Genauso wie die MigrantInnEn ihre Hautfarbe. Der Begriff an sich ist in seiner Bedeutung und Verwendung aber auch sehr unklar. Während von vielen VerwenderInneN eine negative Konnotation bestritten wird, und stattdessen damit argumentiert wird, dass es ein neutraler Begriff sei, zeigen die Reaktionen der Betroffenen sehr unterschiedliche Auffassungen. Für Susanne sagt der Begriff „Mzungu“ nur eines aus, nämlich: „*Du bist fremd. Du gehörst da nicht hin.*“ (Susanne) Helmut findet die Bezeichnung oft unangebracht, denn ob er nun so bezeichnet wird oder nicht, „*Ich bin ein Mensch wie sie auch.*“ (Helmut) Der Begriff löst also das Gefühl von Andersartigkeit aus und dies trägt nicht dazu bei, sich akzeptiert zu fühlen.

Vielfach werden die vielen Bedeutungen des Begriffes, positives, negatives und alles was sich dazwischen befindet und von der Perspektive des Betrachters abhängt, mittlerweile auf andere Wörter wie „Mgeni“ (FremdeR, Gast, BesucherIn) oder „Mtalii“ (TouristIn)³⁸ übertragen. Entweder weil bereits eine Sensibilität dafür vorhanden ist, dass es Konnotationen gibt, oder um zu vermeiden dass ein anwesender Betroffener oder eine anwesende Betroffene verstehen, dass über ihn / sie gesprochen wird. Auch dürfte sich die Bedeutung des Wortes „Mzungu“ im Laufe der Zeit verändert haben. Bei Susannes erstem Besuch in Tanzania in den 1980-er Jahren bemerkte sie noch nicht diese exzessive Verwendung des Wortes, wie es heute ist. Zwar liefen die Menschen beim Anblick von Susannes Gruppe teilweise schreiend davon oder rubbelten an ihrer Haut um zu sehen ob diese Farbe denn abgeht, doch wurden mit einem Menschen heller Hautfarbe noch nicht die Attribute verbunden, die er heute verkörpert. Interessant ist dabei die Perspektive, dass die „weiße“ Hautfarbe als Farbe wahrgenommen wird, während in den europäischen Breiten die „schwarze“ Hautfarbe als eigentliche Farbe verstanden wird. Die jeweilige Sichtweise geht von einem Ausgangs-, einem „Normalzustand“, aus und sieht das Gegenüber als Besonderheit oder Abweichung der „Norm“. Susanne wurde damals auch nie um Geld gebeten. Ganz im Gegensatz zu heute.

³⁸ Eng verbunden mit dem Wort „Italia“ oder Mwitaliani wonach das Wort für TouristIn zuerst Italiener bezeichnete.

Immer mehr „Wazungu“ - der Einfluss auf die Gesellschaft

Einige MigrantInnEn konnten starke Veränderungen hinsichtlich des Einflusses von Weißen in Bezug auf die zanzibarische Gesellschaft feststellen. Das liegt laut ihren Aussagen daran, dass immer mehr „Weiße“ nach Zanzibar kommen. Ilse konnte während ihres mittlerweile vier-jährigen Aufenthalts auf der Insel beobachten, dass vor allem die Kinder immer weniger Respekt vor den Menschen haben. Ganz besonders respektlos allerdings verhalten sie sich gegenüber Weißen. Für Ilse ist dies eine Folge des immer stärker werdenden Tourismus und dem steigenden Kontakt zu Weißen. Besonders dramatisch empfindet sie die Situation in der Nähe von Schulen. Und auch auf ihre Fragen an Lehrende von Schulen bezüglich der Respektlosigkeit der Kinder bekam sie nur ausweichende Antworten. Ihr Lebensgefährte, Tanzanier, wird von den Kindern nicht mehr mit „Shikamoo“ (respektbezeugende Anrede für Ältere), sondern mit dem sonst nur für nicht Swahili-Sprechende Fremde verwendeten „Jambo“ begrüßt. Ob dies in seiner Beziehung zu Ilse gründet, oder den allgemeinen gesellschaftlichen Veränderungen zuzuschreiben ist bleibt fraglich. Dass die Kinder dieses Verhalten jedoch beibehalten, rührt nach Ansicht der MigrantInnEn auch daher, dass viele Touristen es lustig finden von den Kindern umzingelt zu werden und ihnen dafür auch Geld geben. Der Begriff Respekt unterliegt im Kontext von Deutschen und Zanzibaris unterschiedlichen Vorstellungen und Definitionen. Ein Beispiel dafür ist, dass es auf Zanzibar im „Allgemeinen“ als unhöflich, ja sogar respektlos, gilt, wenn negative Meinungen über etwas direkt der betreffenden Person vermittelt werden. Es gibt viele Grenzen gegenseitigen Verständnisses die sich bei näherer Betrachtung auftun. *„Es gibt gewisse Dinge, die werden wir Europäer nie verstehen. Auch nicht wenn wir fünfzig Jahre hier leben.“* (Ilse) Das Bild von „Wazungu“ hat sich nicht von selbst gezeichnet und wird immer wieder durch einseitige Beobachtungen seitens der zanzibarischen Bevölkerung und nicht vorhandene oder schlecht funktionierende Kommunikation und Information weiter gefördert und untermauert. Das Entstehen eines Bildes erfordert aber auch immer mindestens zwei Seiten - die des Malers und die des Objektes. Denn das stereotype Bild wird auch von Seiten der „Wazungu“ bestätigt. Viele, wenn auch nicht alle TouristInnEn, mieten sich in schicken Nobelhotels an Zanzibars Stränden ein, sind zahlungskräftige Kunden für den Handel und winken freundlich aus den Spice-Tour-Bussen wenn Kinder neben her laufen und „Mzungu“ schreien, um ein Lächeln, ein Winken oder gar ein paar Schillingi zu erhaschen. Viele TouristInnEn reagieren auf die Aufforderungen der Kinder ihrerseits mit Lächeln, Winken und Geben. Werden die Erwartungen der Kinder nicht erfüllt, stößt das auf Unverständnis und sorgt für Verwirrung.

Das Verhältnis der Bevölkerung zu „Wazungu“ ist also sehr konträr. Susanne bezeichnet es sogar als „Hass – Liebe“. Zanzibar als Aufnahmegesellschaft hat verschiedene Erwartungen in die Anwesenheit von „Weißen“. Einerseits ist ihre Anwesenheit wünschenswert, weil daraus Vorteile für die Gesellschaft entstehen können. Es herrscht ein idealisiertes Bild von „Weißen“ und die Hoffnung, sie könnten helfen wirtschaftliche, ökonomische, persönliche oder entwicklungstechnische Probleme zu lösen. Doch da die MigrantInnEn diese Erwartungen nicht erfüllen können, führt ihre Anwesenheit oft zu Enttäuschungen oder sogar Feindseligkeiten, seitens der Bevölkerung. (Grinberg/Grinberg 1990:95) Andererseits kann dieses Emporheben auch Neid, Rivalität und Eifersucht auslösen. Die Reaktionen auf diese Gefühle werden dann subtil vermittelt, indem weder Fragen an die MigrantInnEn gestellt werden, noch eine Selbsterklärung gegeben wird. Susanne fragt sich, ob diese Gegensätzlichkeit aus einem Minderwertigkeitskomplex resultieren, der sich für sie auch immer wieder innerhalb der Swahili – Sprechenden zeigt. Beispielsweise in der widersprüchlichen Darstellung der eigenen Kultur, also der „Swahili-Kultur“, die von innen her als unheimlich reich, vielfältig, großartig und besonders, aber gleichzeitig auch als langsam, rückständig, faul und oberflächlich dargestellt wird.

„Wazungu“ und Rassismus – Verherrlichung und Verdammung

Sehr häufig steht auch die Diskussion im Raum, ob das Wort „Mzungu“ sogar als Schimpfwort gilt. In bestimmten Situationen konnte ich dies beobachten, nämlich wenn es darum ging, jemanden abwertend zu beschimpfen, in Streit beispielsweise. Die MigrantInnEn stehen unterschiedlich zu dieser These. Für Helmut ist „Mzungu“ kein Schimpfwort. *„Wenn dich jemand Mzungu ruft, dann will er damit sagen, dass du anders bist. Dass du eine andere Hautfarbe hast. Und Geld hast. Und anders bist als sie.“* (Helmut) . Dass fremde Menschen ihn „Mzungu“ rufen, interpretiert er so, dass dieser Mensch versucht einen Vorteil durch den Kontakt zu Helmut herauszuschlagen. Sehr klar werden die Motive bei Kindern, die darauf aus sind ein Bonbon zu bekommen. Im Gespräch mit vielen Menschen verschiedenster außerafrikanischer Herkunft auf Zanzibar wurde mir die breite Palette an unterschiedlichen Auffassungen bewusst. Viele, die die Bedeutung des Wortes nicht kennen, fühlen sich dennoch unwohl dabei, so bezeichnet zu werden. Einige gehen sogar so weit zu sagen, das Wort sei rassistisch. (what’s a mzungu?) Während andere überhaupt kein Problem damit haben. Ich schließe das auf unterschiedlich kritische Betrachtungsweisen und unterschiedliche Qualität und Fülle an Hintergrundinformationen sowie Erfahrungen und persönliche Ansichten.

Auf Grund meiner umfassenden Beobachtungen, Hintergrundinformationen und Erfahrungen halte ich persönlich das Wort für überflüssig im Gebrauch und in den meisten Fällen für rassistisch. Rassismus ist für mich, wenn Menschen auf Grund ihrer Hautfarbe, Herkunft, Religion, wegen ihres Geschlechtes oder ihrer Sexualität sowie wegen anderer äußerer Merkmale bestimmte Eigenschaften zugeschrieben werden. Mit dem Begriff und den Zuschreibungen für sogenannte „Wazungu“ verhält es sich ähnlich wie mit abwertenden und rassistisch diskriminierenden Termini für Menschen „schwarzer“ Hautfarbe im deutschen Sprachraum. Die Frage ist in beiden Fällen: welche Funktion, welchen Sinn hat die Erwähnung der Hautfarbe im Kontext des Gespräches? In den meisten Fällen ist die Information über unterschiedliche Hauttönung irrelevant. Das Wort wird belanglos als Bezeichnung für Menschen heller Hautfarbe verwendet. Aber es wird ebenso mit Vorurteilen und zumal auch mit rassistischen Argumenten und Vorstellungen versehen. Die MigrantInnEn befinden sich in einem permanenten Spannungsfeld zwischen unreflektierter Begeisterung für Fremde und unreflektierter Ablehnung gegen Fremde. Während alles Europäische einerseits immer als „besser“ gilt als alles Afrikanische (Luxusgüter, Elektronikprodukte, Bildung...) und EuropäerInnen in höheren Positionen (Manager, Ärzte...) immer für klüger innerhalb der einheimischen Gesellschaft Zanzibars gelten. So ist andererseits alles Europäische auch der Inbegriff von Verderben, Moral- und Sittenverfall, Habgier und Dummheit. Bis hin, um Menschen innerhalb der zanzibarischen Gesellschaft mit dem „Mzungu-Begriff“ zu degradieren und zu beschimpfen. In Österreich sind Diskriminierungen, Beleidigungen und Verhetzungen mittlerweile per Gesetz verboten. (Zara) Eine Person durch eine bestimmte Bezeichnung von anderen zu unterscheiden, wird auf Zanzibar (und Ostafrika) als normal angesehen und selten hinterfragt oder reflektiert. (vgl. being a white person in black Africa) Die Diskussion über Rassismus und rassistische Begriffe basiert auf einseitigen Annahmen, die „Weiße“ jedoch nicht als Opfer von Rassismus, sondern ausschließlich als Täter sehen. Ich denke es ist notwendig auch in diesem Bereich aus so vielen Perspektiven wie möglich zu betrachten, wie auch im Falle von Migration, und aufgestellte Kriterien und Definitionen auf alle anzuwenden und somit zu überprüfen um gegebenenfalls bestätigen oder widerlegen zu können.

„Anders sein“ im Wechselspiel zwischen Integration und Assimilation

Dass MigrantInnEn aber immer wieder, über Jahre hinweg eine Bezeichnung bekommen, angesprochen und gerufen werden, erzeugt bei den Betroffenen das Gefühl andersartig zu sein. Wann immer eine Sonderstellung zugeschrieben, und dadurch mit jedem Mal auch in

Erinnerung gerufen wird, kann es dazu führen, dass es unmöglich scheint jemals ein akzeptierter und respektierter Teil der Gesellschaft zu werden. Wirkliche Assimilation ist somit unmöglich. Die Hautfarbe scheint die letzte große unüberwindbare Hürde zu sein, vollkommen „dazu zu gehören“. Ist Integration möglich, so Assimilation nicht. Hieran möchte ich jedoch auch gleich die Sinnhaftigkeit des „Dazugehörens“ stellen. Warum ist es ein Muss dazu zu gehören und für wen? Selbst innerhalb einer Gesellschaft, bei Gruppenbildungen zum Beispiel, gehören nicht immer alle „dazu“. Somit ist es fragwürdig welchen Zweck eine völlige Assimilation hat. Eine Gesellschaft besteht aus den verschiedensten Untergruppierungen und schließlich aus einzelnen Individuen. *„Man kommt nie hinter den Zaun.“* (Christof) Hinter dem Zaun, bildhaft ausgedrückt, befindet sich „die Gesellschaft Zanzibars“. Eine vollkommene Assimilation lehnen die MigrantInnEn, mit denen ich gesprochen habe, ab. Melanie zum Beispiel hält es für besser sich selbst zu kennen, sich weiterzuentwickeln und auch zu verteidigen. Dies erfordert viel Ehrlichkeit und ist oft mit Hindernissen verbunden, doch letztlich lohnender. Zur Belohnung für außerordentliche Anpassungsfähigkeit, Imitations- und Integrationsgabe können MigrantInnEn hin und wieder mit dem Spruch „Umeshakuwa Mzanzibari kabisa“ („Du bist wirklich schon zu einem Zanzibari/ wie ein Zanzibari geworden.“) rechnen. Ein eher schwacher Trost für die MigrantInnEn, wenn er nur für die Situation gilt, während den MigrantInnEn bei der nächsten Visumsverlängerung die Wirklichkeit einholt.

„Wazungu“ – die „Sahnehäubchen“ unter den „Ausländern“

Vielen EuropäerInneN auf Zanzibar fallen Fremdenfeindlichkeit, Ausländerhass und Rassismus nicht auf, da sie selbst zu einer Gruppe von Fremden gehören, die zu einer „besseren Kategorie“ von Fremden gezählt werden. (Chesi 2002:97) Hier gibt es für Susanne eine klare Unterscheidung zwischen Zuwanderern heller, und Zuwanderern dunkler Hautfarbe. Sie erlebte das anhand des Beispiels ihrer Schwägerin, die vom tanzanischen Festland stammt. Von ihr wurde auf Zanzibar viel mehr Anpassung erwartet als von Susanne, da ihr Aussehen dem der Zanzibari ähnlicher ist als das von Susanne. Susanne verbindet das mit auf Zanzibar verbreiteten Vorurteilen gegenüber Menschen vom Festland, die eine Gefährdung für die hohe zanzibarische Sittlichkeit und Ordnung darstellen. MigrantInnEn, die vom Festland nach Zanzibar migrieren, werden häufig für kriminelle Handlungen und Missstände auf Zanzibar verantwortlich gemacht. Prostitution, illegaler Handel, Missachtung islamischer Gesetze und Sitten sowie Werteverfall gehen mit der Beschuldigung einher, die MigrantInnEn vom Festland würden den Zanzibaris die Arbeitsplätze wegnehmen. Das führt

mittlerweile zu Stereotypisierungen und Stigmatisierungen. Diese Meinung ist auf Zanzibar sehr weit verbreitet und ich konnte sie immer wieder in Gesprächen mit den verschiedensten Menschen antreffen. Neueste Attentate und Gewaltakte auf Zanzibar gegen Betriebe die von „Mainlandern“ geführt werden, sind wohl der bisherige Gipfel dieser Feindseligkeiten. Da die Rolle des Sündenbockes bereits an FestländerInnen vergeben ist, haben „Wazungu“ eine ganz andere. Susanne erfährt sie als etwas sehr Komplexes, Unreflektiertes. Als „Mzungu“ ist sie jemand, oder sogar *etwas*, das hervorsteht und sich deutlich, sichtbar und erfahrbar von allen/allem anderen unterscheidet. Die Unterscheidung ist eine Mischung aus positivem Exotizismus und Verherrlichung einerseits und einer völligen Herabsetzung durch „nicht-ernst-genommen-werden“ andererseits. *„Ich bin der Hofnarr, ich kann tun und lassen was ich will, weil ich bin Mzungu und jeder weiß, dass wir verrückt sind.“* (Susanne) Dadurch sind die Anforderungen an weiße AusländerInnen um einiges niedriger als an schwarze Zuwandernde. Der „Mzungu – Arzt“ gilt als besserer Arzt als der „Swahili – Arzt“, doch ein Swahili sprechender Weißer ist eine Sensation, ein exotisches „Etwas“, von dem gar nicht erst erwartet wird, dass es sich in die Gesellschaft einfügt, oder es sogar könnte oder wollte. Das bringt einerseits sehr viele Freiheiten mit sich, einen Raum, in dem die MigrantInnEn sie selbst bleiben können ohne vollkommen zu assimilieren. Aber andererseits bringt es auch die Erkenntnis mit sich, dass ein völliges Verschmelzen mit der Aufnahmegesellschaft schier unmöglich scheint. Und damit das Gefühl der Heimatlosigkeit für manche zu bleiben droht. *„Wir sind so exotisch... wir sind so wie Braunbären; von denen erwartet man doch auch nicht, dass sie Deutsch lernen. Wir sind wie Aliens, uns nimmt niemand wirklich ernst.“* (Susanne)

Die Gesellschaft als Spiegel – Umgangsformen

Melanie hat auf meine Frage, ob sie sich noch als „Mzungu“ fühlt, mit „nein“ geantwortet. Sie hat in ihrem Verständnis des Wortes eine Trennung vorgenommen. „Mzungu“ kann ein Mensch mit heller Hautfarbe sein. Oder es kann ein Mensch (heller Hautfarbe) sein, der die stereotypen Eigenschaften eines „Mzungu“ aufweisen könnte. Hinsichtlich ihrer Hauttönung wird Melanie immer eine „Mzungu“ bleiben, da ihre Haut heller als die anderer Zanzibari ist. Melanie konnte jedoch beobachten, dass sie von der Bevölkerung nicht mehr als eine „typische Mzungu“ behandelt wird. So ist zumindest ihre eigene Wahrnehmung diesbezüglich. Dies äußert sich in den Umgangsformen, sowie sprachlich, als auch zwischenmenschlich. Sie wird kaum mit dem Wort „Mzungu“ gerufen. Sie fühlt sich mit anderen Dorfbewohnern gleichbehandelt. Das hat für Melanie hauptsächlich mit ihrer Rolle in

der Gesellschaft zu tun. Ihre Lebensweise wird von der Bevölkerung akzeptiert. Melanie ist Teil ihrer Gesellschaft, was sie in gewisser Weise zu einer „Mswahili“ macht.

Susanne fühlt sich, auch nach über zehn Jahren auf der Insel, immer noch als „Mzungu“. Und als dieser oft nicht wirklich als Mensch, da sie den Eindruck hat, dass Menschen heller Hautfarbe mit weniger Respekt behandelt werden als andere. Das zeigt sich zum Beispiel in der Art wie sie angesprochen wird und welche Worte verwendet werden. Während eines einstündigen Spazierganges zählte Susanne 60 Mal ein ihr geltendes „Mzungu“. Dabei ist dieses Wort keine Begrüßung wie sie sonst gebraucht wird. Die eigentlichen Begrüßungen für Menschen in Susannes Alter sind „Shikamoo“, „Assalam Alaykum“ oder „Habari“. „Mzungu“ als „Begrüßung“ enthält so kontextlos keine relevante Information. Oft haben die Rufe eine derbe Tonlage, was das Unwohlsein noch verstärkt. Aus diesem Unwohlsein entwickelte Susanne einige Gegenstrategien, ein Versuch sich zu wehren, sich bemerkbar zu machen, etwas „richtig“ zu stellen. Inwieweit sie diese anwendet hängt stark von ihrer Tagesverfassung ab. Nicht jeden Tag geht sie mit diesem Thema gleich um. Manchmal kann sie es ignorieren. Manchmal vergisst sie sogar, dass sie anders aussieht als die meisten Menschen um sie herum. Eine reflektierende Oberfläche, in der sie sich selbst im Kontrast zu den anderen Fahrgästen im Daladala sieht, ruft ihr die Realität ins Bewusstsein und bewirkt ein ungutes Gefühl. An Tagen, die ohnehin nicht so gut sind, bringt eine derartige Erfahrung das Fass auch schon mal zum Überlaufen. *„Man merkt halt, wenn man wie ein entzündeter Daumen herausragt.“* (Susanne) Vor allem am Verhalten von Kindern ist zu beobachten, dass das Wort „Mzungu“ eines der ersten Wörter ist, das ein Kind lernt und sprechen kann. Spätere Aussagen sind dann „Mzungu uninunulie baisikeli.“ (Mzungu kauf mir ein Fahrrad); „Pipi!“ (Bonbons!); oder „Mzungu gi mi maaaaan.“ (Mzungu gib mir Geeeeeld.) Viele Kinder bekommen von ihren Eltern vermittelt, was „Wazungu“ sind. Manchmal wird ihnen erlaubt „Wazungu“ anzufassen, als wären sie eine Attraktion im Streichelzoo. Ein respektloses Verhalten, das viele Erwachsene immer wieder mit dem Argument zu beschwichtigen versuchen, dass es ja noch Kinder seien und die eben so sind. Doch die eigentliche Frage für die Erziehenden wäre, warum für Erwachsene anderer Hautfarbe sonst so alltägliche Höflichkeitsregeln nicht gelten, vor allem in Form von angemessenem Grüßen. Susannes sehr eindeutige und direkte Wortwahl in den oben gegebenen Zitaten wie „Alien“, „Braunbär“, „entzündeter Daumen“, die ihr Empfinden diesbezüglich beschreiben, werden klar durch ihre Erlebnisse geprägt. Das Gefühl, in hohem Maße „anders“ zu sein schließt sie aus dem Verhalten der Menschen um sie, die wie ein Spiegel fungieren. Trotzdem hat sich Susanne im Laufe der Zeit daran gewöhnt. Wie sehr sie dieses Verhalten schon zu ihrem Alltag zählt und

wie wenig ungewöhnlich sie es mittlerweile findet, zeigte ein Besuch ihrer Nichten und Neffen aus Kanada, die sich darüber empörten, wie schrecklich unhöflich es doch wäre, dass fremde Kinder Tante Susanne einfach um Geld bitten, während es Susanne gar nicht mehr aufgefallen war. – „*The tyranny of time, the tyranny of place...*“ (Es’kia Mphahlele 1984)

„*Man wird zum größten Teil als Schablone wahrgenommen.*“ (Susanne) Ein Stereotyp ist demnach wie eine Leerstelle, in die etwas hineinprojiziert wird. Doch je länger Susanne auf Zanzibar lebte, desto bekannter wurde sie und desto unbehelligter konnte sie durch die Stadt gehen. Eine Ausnahme ist heute nur noch die Touristenhauptsaison. „*Da wird dann nicht mehr unterschieden. Weil da sind dann so viele Wazungu und die kann man dann alle nicht mehr unterscheiden.*“ (Susanne)

Zwischen Geborgenheit und Fremde – „weiß sein“ in der Partnerschaft

In Melanies Beziehung zu Hamad war der Unterschied der Hautfarben und die damit verbundenen gegenseitigen stereotypen Vorstellungen auch in den ersten Jahren ein Thema. Es herrschte ein latentes gegenseitiges Misstrauen, was die Absichten für die Beziehung anbelangte. Melanie hatte bei Hamad häufig bemerkt, wie er in den Kategorien „Ihr Weißen“ und „wir Schwarzen“ einteilte und den konstruierten Gruppen jeweils stereotype Eigenschaften zuschrieb. Auch in Streitigkeiten untereinander wurden anfänglich noch Schimpfwörter dahingehend verwendet. Diese Vorstellungen weichten sich allerdings auf, je besser sie sich kennenlernten. Für Melanie resultierte Hamads anfängliches „Schubladendenken“ aus seinen Erfahrungen, die er in seiner ersten Ehe mit einer Österreicherin und in Österreich selbst gemacht hat. Durch Vergleiche mit Melanie und seiner ersten Frau, hatte Hamad angenommen, dass alle „weißen“ Frauen ungefähr so sind wie seine erste Ehefrau. Melanie hat ihn aber durch ihre Individualität mehr und mehr davon überzeugt, dass jeder Mensch anders ist und es ungerecht ist, alle in eine Schublade zu stecken. Ihr selbst ist die Einteilung von Menschen nach ihrem Äußeren oder ihren Eigenschaften fremd gewesen. In ihrer Kindheit, ihrem Elternhaus und auch in ihrer Umgebung (Bern) wurde sie mit Fremdenfeindlichkeit und „Schubladendenken“ praktisch nicht konfrontiert. Bern, so erinnert sich Melanie, sei ein Gebiet in dem die Menschen sehr offen und tolerant gegenüber Neuem sind und neugierig auf Menschen aller Welt zugehen. Auch ihr Umfeld reagierte auf die Verbindung der beiden mit stereotypen Vorstellungen. Vor allem über Hamad wurde geredet: „*Aha! Der Hamad hat wieder eine [, Weiße‘]!*“ (Melanie) Aus dieser Schublade der Gesellschaft kamen sie ebenfalls erst später wieder heraus. Wenn auch Melanie nicht sicher sagen kann ob für alle, so doch zumindest für die Menschen, die das Paar besser kennen.

In „schwarz“ und „weiß“ zu denken verblasste bei Melanie und Hamad zunehmend damit, indem die Persönlichkeiten und Geschichten hinter den Gesichtern zum Vorschein kamen. Je tiefer sie schauten und je mehr sie erkannten, wie ähnlich ihre beiden Familienstrukturen eigentlich sind, desto weniger fanden sie sich selbst in einem „Schubladendenken“ wieder. Desto mehr gaben sie einander die Chance, einfach Mensch zu sein. Daraus, einander diese Chance zu geben, verschwand allmählich die Vorstellungen „der Weißen“ oder „der Schwarzen“. Ins Zentrum des Verständnisses rückte die Erfahrung, dass es auf den Menschen ankommt. Bedeutend war in diesem Zusammenhang das gegenseitige Kennenlernen, und das Kennenlernen der Familienmitglieder des Partners und der Partnerin. Auch diese trugen durch ihre Offenheit und ihr Interesse maßgeblich dazu bei, dass sich Melanie in Hamads Familie wohl fühlen konnte und umgekehrt Hamad in Melanies Familie. Sie erlebten jeweils wie Bräuche in der Familie oder auch im jeweiligen Land gepflegt werden; wie mit Trauer und Freude umgegangen wird; wie sich Kunst und Kultur ausdrücken. Melanie und Hamad erkannten neben den Unterschieden auch viele Gemeinsamkeiten, die sie erkennen ließen, dass es abseits des gezeichneten Bildes noch viel mehr gibt, das sich nicht in Schubladen stecken lässt. Dies unterstützt die These von Grinberg und Grinberg, dass die Qualität der Reaktionen der Aufnahmegesellschaft die Entwicklung der Niederlassung und Eingliederung der MigrantInnEn beeinflusst. (Grinberg/Grinberg 1990:91)

Benachteiligt auf Grund der Hautfarbe

Sabine fühlt sich auf Zanzibar bisher als Fremde und dieses Gefühl verbindet sie hauptsächlich mit ihrer Hautfarbe. In ihren Schilderungen spricht sie immer wieder davon, auf welche Vorurteile und Stereotype sie immer wieder trifft und dass dadurch ein erheblicher persönlicher Nachteil entsteht, etwa wenn es um die Erpressungsgelder bei Kontrollen bezüglich ihrer nicht vorhandenen Arbeitsbewilligung geht. Oder in alltäglichen Situationen am Markt, wo sie sich dessen bewusst ist, dass von ihr andere Preise verlangt werden als von Einheimischen. Sabine beschreibt die zanzibarische Gesellschaft als hoch rassistisch. Ihren starken Eindrücken als „weiße“ Frau gehen ihre Erfahrungen auf ihren vielen Reisen in muslimischen Länder voraus, die sie vorab prägten. Im Zuge dessen hat Sabine im Laufe dieser Zeit bereits vor ihrer tatsächlichen Ankunft auf Zanzibar eine imaginäre Schutzmauer errichtet, um Verletzungen, die auf Grund von Unterschieden entstehen könnten, zu vermeiden.

(Gegen)Strategien

Wie sehr der Begriff „Mzungu“ das eigene Tagesgeschehen prägt und beeinflusst hängt von den Persönlichkeiten und auch sehr stark von ihren Tagesverfassungen ab. Manchmal gelingt es, das Wort einfach zu überhören, manchmal ist es aber genau der eine Tropfen, der das Fass zum Überlaufen bringt. Im Laufe der Jahre haben MigrantInnEn immer wieder versucht dagegen anzukämpfen in eine verallgemeinernde Schublade gesteckt oder klassifiziert, belächelt, benachteiligt und benannt zu werden. Die bisher wirksamste Strategie beispielsweise Kinder auf Respektlosigkeit aufmerksam zu machen ist für Susanne, es aufzufordern doch mal die ältere Dame dort um Geld zu fragen. Bekommt das Kind Geld von ihr, würde Susanne dem Kind doppelt so viel geben. Durch diese Aufforderung konnte sie oft eine wirksame Selbstreflexion erreichen und wurde folglich vom betroffenen Kind in Ruhe gelassen.

Auch wenn Helmut es ungerecht findet, als Mensch in eine Schublade gesteckt zu werden, hat er für sich akzeptiert, daran nichts ändern zu können. Trotzdem hat er im Laufe der Zeit Gegenstrategien entwickelt. Daraus schließe ich, dass es ihn doch öfter stört als er zugeben will. Er ruft dann zurück: „Mswahili“. Diese Antwort wird meistens mit Lachen belohnt und weitere Bemerkungen bleiben aus. Diese Strategie soll die unpersönliche und unhöfliche Art des „Mzungu–Zurufens“ aufzeigen und zum Nachdenken anregen. Die Gegenstrategien und Strategien damit umzugehen können in Einzelfällen für die Beteiligten Bewusstseinsveränderung und Weiterentwicklung bedeuten, oder aber auch genau das Gegenteil bewirken. Schließlich beanspruchen solche Veränderungen sehr viel Zeit, Engagement, Durchhaltevermögen und Geduld aller Beteiligten.

6.4.2. „Weiße“ Frauen, „Weiße“ Männer

Die Beziehung zwischen Mann und Frau

Während meiner Aufenthalte auf Zanzibar ist mir aufgefallen, dass es einfacher ist Kontakt zu Männern zu haben, während sich der zu Frauen eher schwierig gestaltet. Das liegt nicht nur daran, dass ich als europäisch anmutende Frau, die leicht mit einem Prestigeobjekt oder Flugticket nach Europa verwechselt werden könnte, für Männer als potentielle Partnerin interessant war. Sondern auch daran, dass Frauen für mich unnahbarer waren. Zanzibarische Männern angesprochen zu werden bedarf keiner Anstrengung. Von zanzibarischen Frauen gingen fast nie auf mich zu. Wenige Kontakte ergaben sich mit einigen Shop-Besitzerinnen. Einige Frauen haben in Stone Town ihr eigenes Geschäft, das sie führen, oder ein Cafe, in dem sie arbeiten. Sie verkaufen Kleidung, Kosmetika oder Souvenirs. Andere Kontakte zu Frauen hatte ich durch meine Gastfamilien. Durch die Gespräche mit diesen Frauen und auch Männern, sowie den Erfahrungen und Erzählungen der MigrantInnEn wurde mir schnell klar, dass die Rollen, die wir im deutschsprachigen Europa als Männer und Frauen spielen, auf Zanzibar nur bedingt lebbar sind.

Männerwelten und Frauenwelten werden auf Zanzibar klarer voneinander getrennt gelebt. Gemeinsame Räume sind eher klein und gehen nur kurzzeitig ineinander über (z.B. beim Einkaufen am Markt). Kontakte zum anderen Geschlecht sind nur in bestimmten Situationen angebracht. Unter den neuen Umständen, in denen sich die MigrantInnEn diesbezüglich befinden, können sich Schwierigkeiten ergeben. Das eigene Rollenverständnis der MigrantInnEn stimmt nicht mit dem Rollenverständnis zanzibarischer Männer und Frauen überein. In diesem Kapitel soll festgestellt werden, in wie weit die Migrantinnen und Migranten ihre eigenen Rollen als Frauen und Männer adaptieren mussten oder konnten und durch welche gesellschaftlichen Gegebenheiten dies erforderlich war oder gewesen wäre. Und welche Folgen es hat, wenn keine Neudefinition der eigenen Rolle stattfand oder stattfindet.

Frau sein auf Zanzibar

Was auf Zanzibar „im allgemeinen“ unter männlich beziehungsweise weiblich verstanden wird, wird am besten aus den Schlussfolgerungen der MigrantInnEn deutlich. Und hier im Besonderen darüber, was an Vorstellungen über Weiblichkeit und weibliches Verhalten sie selbst gerade *nicht* erfüllen. Abweichungen vom gängigen Frauenbild zeigen sich in den unterschiedlichsten Wahrnehmungen.

Ilse fallen die Abweichungen der eigenen von der zanzibarischen Definition bezüglich Weiblichkeit am meisten auf, wenn sie sich von Männern respektlos behandelt fühlt. Ihrem eigenen Empfinden nach, fühlt sie sich als Frau, ihre Aussagen, Handlungen und Meinungen auf Zanzibar minderwertig. Ihr fällt das in vielen alltäglichen Situationen, wie zum Beispiel bei Diskussionen, nicht nur innerhalb ihrer Beziehung zu einem Mann, sondern auch innerhalb der Gesellschaft auf. Bewusst versucht sie dies aufzuzeigen und gegenzusteuern um eine Entwicklung hin zu mehr Wertschätzung zu bewirken. Es ist ihr allerdings klar, dass diese Entwicklung ein langwieriger Prozess sein kann, oder vielleicht nicht stattfinden wird. Daher handelt sie oft so, wie es von ihr auf Zanzibar erwartet wird und sträubt sich nicht von vorne herein gegen alles, was ihr unangenehm oder fremd ist. In geeigneten Situationen setzt sie dann immer wieder kleine Zeichen ihres Unmutes. Hauptfeld ihrer Bemühungen ist ihre eigene Beziehung. Durch ihr Verständnis für die Gegebenheiten nimmt sie ihre neu auferlegte Frauenrolle erst einmal an. Ihre eigenen Grenzen haben sich verschoben.

Susanne hat während Ramadhanis Assistenzzeit für die Ausbildung in Moshi, mit dem Geld ihres aufgelösten Sparvertrages in Deutschland, ein Haus gebaut. Susanne organisierte, plante, baute und leitete die Fertigstellung des Hauses in Eigenregie. Als Bauherrin übernahm sie alle anfallenden Arbeiten von der Besorgung von Baumaterial, bis zur Innenraumgestaltung. In der Bauphase lebte sie im Haus ihrer Schwiegermutter und kam nur zum Essen und Schlafen nach Hause. *„Also ich kam mir vor wie ein verheirateter Mann. Weißt du, ich steh früh auf, geh zur Arbeit, komm nach Hause und die Frau stellt das Essen auf den Tisch (lacht) und ich dachte mir: also ich kann die Kerle verstehen! Das ist nicht verkehrt! (lacht)“* (Susanne) Mit der Vespa, die sie von ihrem Schwiegervater geschenkt bekam, war sie abends auch viel unterwegs, ging aus oder traf sich mit Freunden im Forodhani³⁹ zum Essen und Plaudern. Obwohl diese regen Aktivitäten für eine zanzibarische Frau eher ungewöhnlich und ungern gesehen sind, haben ihre Schwiegereltern sie nicht versucht einzuschränken, sie zu belehren oder ihr Vorschriften zu machen, was Susanne bis heute sehr schätzt. Auch sonst erinnert Susannes Alltag auf Zanzibar nicht an den der meisten anderen Frauen Zanzibars. Sie ist Mutter von einer Tochter, arbeitet montags bis freitags bis 17 Uhr in der Musikschule in Stone Town. Ein Kind zu haben ist eher die Ausnahme auf Zanzibar. Ihr Mann ist derzeit noch in Dar es Salaam um weitere Ausbildungen zu machen. Daher führt sie eine Fernbeziehung. Dies sind die drei Hauptpunkte, die für die meisten Frauen auf Zanzibar eher ungewöhnlich sind. Sie ist ihren Vorstellungen zu leben auch in einer anderen Umgebung und Gesellschaft nachgegangen, hat diese verwirklicht und hat sich nicht in ein Rollenbild

³⁹ Forodhani ist ein Platz in Stone Town, an dem abends im Freien Essen zubereitet, verkauft und gegessen wird.

gezwängt, das ihr nicht entspricht. Sondern lebt ihr Leben als die Frau, die sie war und ist, egal wo sie sich befindet. Zum Einen ist das sicher das Ergebnis einer langen Eingewöhnungsphase, in der die Standhaftigkeit und Flexibilität ihrer Persönlichkeit auf die Probe gestellt wurde und sie erst einmal für sich selbst herausfinden musste, wer sie sein möchte. Zum Anderen konnte sie ihr konträres Frauenbild innerhalb der Gesellschaft ausleben, weil sich durch die Vorstellungen der Menschen über „Wazungu“ für Susanne Freiräume eröffnet haben. In diesen Freiräumen ist es ihrem Gefühl nach ohnehin egal was oder wie sie etwas tut, da sie eine „Mzungu“ ist. Die Frage nach Weiblichkeit löst sich also schon in diesem Punkt auf. Und doch wird gerade deshalb genau beobachtet, wie Susanne agiert. Mit Haut und Haar die vorgefundenen Rollenbilder zu übernehmen und diese zu spielen war nicht Susannes Ziel. Als abschreckendes Beispiel dienten ihr schon vor ihrem Leben auf Zanzibar deutsche Frauen, die sich durch eine übermäßige Begeisterung allem „afrikanischen“ gegenüber auszeichnen. „African Queens“ sind für Susanne Frauen, die keine Kritik am „Afrikanischen“ zulassen und Kleidung, Bräuche, Rollen und Denkweisen unreflektiert annehmen. Mit diesen Frauen möchte sich Susanne nicht identifizieren. Die eigene Persönlichkeit wird wie eine kaputte Glühbirne gegen etwas Neues ausgewechselt. Es ist ein völliger Identitätswechsel.

Mann sein auf Zanzibar

Da ich in meiner Forschung überwiegend mit Frauen gearbeitet habe, konnte ich in die Problematik, die sich für Männer auf Zanzibar ergeben nicht in umfangreichem Maße eingehen. Mein Eindruck ist allerdings, dass die männlichen Migranten weniger Probleme mit ihrer eigenen Rolle als Mann auf Zanzibar haben, als die weiblichen Migrantinnen. In den Gesprächen gab es kein Indiz dafür, dass sie ihre Rollen besonders adaptieren mussten. Oder sich mit einer Situation konfrontiert sahen, in der sie ihr bisheriges Verhalten als Männer in Frage stellen mussten. Dies gilt zumindest für ihre Rolle innerhalb der Gesellschaft im Allgemeinen. Starke Differenzen gibt es hingegen in Bezug auf zanzibarische Frauen. Dies wird weiter unten noch erörtert.

In Beziehung

Beziehungen zwischen Männern und Frauen auf Zanzibar, besonders Liebesbeziehungen und Ehen, übernehmen, anders als es in Europa immer häufiger der Fall ist, eher zweckdienliche Funktionen. Diese Beziehungen sind nicht so sehr von Erwartungen in den Partner geprägt, LiebespartnerIn, FreundIn, Familie, Kumpel, ZuhörerIn und vieles mehr in einer Person zu

vereinen. Die Ansprüche an ihn oder sie beziehen sich in erster Linie auf die gemeinsame Familie und deren Versorgung. Alle weiteren Bedürfnisse können auch im Freundes- oder Freundinnenkreis befriedigt werden. Niedrigere Erwartungen können ein Grund für stabilere und länger andauernde Beziehungen sein. Da der oder die PartnerIn nicht so viele Bedürfnisse in einer Person vereinen muss, dafür sind andere Menschen und soziale Netzwerke zuständig. Dementsprechend sind diese auch sehr ausgedehnt. Wie meistern nun die MigrantInnEn in ihren jeweiligen Ist-Situationen diese veränderten Auffassungen über die Funktion von Liebesbeziehungen?

Frau sein in einer Beziehung

Die ersten drei Jahre, die Melanie auf Zanzibar mit Hamad zusammen lebte, waren immer wieder vom gegenseitigen Misstrauen gezeichnet. Nicht nur, dass sie als Paar von der Gesellschaft in die „Beachboy-, Beachgirl-Schublade“⁴⁰ gesteckt wurden, sondern sie haben sich selbst darin gesehen. Schon in ihren Ausführungen über ihr Leben in der Schweiz und ihre Arbeit als Krankenschwester hatte Melanie mehrmals betont, dass sie bestimmte Verhaltensweisen von Frauen in ihrem Kolleginnenkreis ablehnte. Sie fühlte sich unter ihren Kolleginnen im Krankenhaus nicht sehr wohl und ging lieber eigene Wege. Melanie arbeitet gerne eigenständig und nimmt Dinge in die Hand. Sie mag es Motorrad und Lastwagen zu fahren oder Autos zu reparieren. Von sich selbst sagt sie, dass sie ein Rowdy auf der Straße ist und Kochen sowie Handarbeiten hasst. Sie fühlt sich auf der Männerseite und mag Männer auch so wie sie sind, mit all ihren Eigenheiten. Sie erwartet keine lebenslang andauernde Romanze, sondern eine solide Partnerschaft. In ihrer Partnerschaft kümmert sie sich um Amtswege und Behördengänge, um Reparaturen und Organisatorisches während Hamad alles zu Hause in Stand hält, den Garten pflegt und kocht. Ihnen geht es bei dieser Aufteilung sehr gut und sie ergibt sich ganz einfach aus den Kompetenzen ihrer Persönlichkeiten. Eine andere Aufteilung wäre unnatürlich und würde nicht funktionieren. Diese Rollenverteilung hat sich im Laufe der Zeit einfach so ergeben. Anfangs wurde ihre Praxis von der Gesellschaft kritisch beäugt. Doch im Laufe der Zeit, haben die Menschen um sie herum Melanies Lebensstil und ihre Rolle als Frau akzeptiert. Jetzt ist es für Melanie kein Problem mehr auf Zanzibar die Person, die Frau zu sein, die sie von Natur aus ist. Ähnlich wie bei Susanne. Auch wenn sie nicht den üblichen Vorstellungen entspricht, die auf Zanzibar vorherrschen, hat sie sich in

⁴⁰ Beachboys sind auf Zanzibar Männer, die weißen Frauen nachstellen. Beachgirl, bezogen auf eine weiße Frau, meint Frauen, die aus sexuellem Vergnügen mit zanzibarischen Männern begrenzt haltbare Beziehungen eingehen.

anderen Bereichen so weit integriert, sodass sie ihre ganz eigene Rolle eingenommen hat. Und diese erlaubt es ihr, weitestgehend so zu sein, wie sie es will.

Ilse ist zwar mit ihrem Ehemann Christof nach Zanzibar gekommen, lebt jedoch jetzt mit einem Tanzanier zusammen. Nach 21 Jahren Ehe lebte sich das Paar während der gemeinsamen Zeit auf Zanzibar auseinander und jeder fand eine neue Beziehung. Ilse noch vorhandener Wunsch Neues zu erleben und zu entdecken war mit Christofs Wunsch nach Ruhe und Rückzug nicht mehr vereinbar. Sie lebt jetzt mit dem Musiker Paul zusammen, der ursprünglich vom Festland stammt und vor vielen Jahren nach Zanzibar gezogen ist. Dass die Beziehung zu Paul sich grundlegend von der Beziehung zu Christof unterscheiden würde, war Ilse von Anfang an klar. Denn sie begann die Beziehung in dem Wissen, dass Pauls Frauenbild sich von Christofs und vor allem von Ilse stark unterscheidet. Ihr eigenes Rollenbild war ein anderes als das bisher gewohnte und ihre eigenen Vorstellungen von Rollenverteilung stellte sie vorerst hinten an. Für sie ist die unterschiedliche kulturelle Prägung durchaus ein ausschlaggebender Faktor für Ungereimtheiten und Konflikte, die in ihrer Beziehung zu großen Herausforderungen führen. Trotzdem versucht sie einen Mittelweg zwischen Anpassung an neue Strukturen und eigenen Vorstellungen zu finden. Nicht immer gelingt das und ist sehr von der Bereitschaft beider Seiten abhängig, sich für neues zu öffnen. Auch wenn es viel Arbeit und Geduld fordert, ist die Aussicht auf einen großen persönlichen Gewinn aus der Beziehung zu Paul motivierend.

„Weiße“ Frauen im Fokus zanzibarischer Männer

„Selbst die ärmste deutsche Frau ist noch „jemand“ gegenüber den Nicht-Weißen.“

(Mamozai 1982:20)

Dieses Zitat, das sich eigentlich auf deutsche Siedlerinnen um 1900 bezieht, trifft auch heute noch in gewisser Weise zu. „Weiße“ Frauen gelten als besonders. Sie werden von den Männern auf Zanzibar als Prestigeobjekte gesehen, als „Sicherheit“ oder sogar als Karrieresprungbrett. „Weiße“ Frauen gelten als selbstständig und Männer glauben mit „weißen“ Frauen weniger Verantwortung zu tragen zu haben, als sie es mit Swahili-Frauen hätten. Damit sind sie in den Augen vieler Zanzibari auch anspruchsloser wenn es um Geschenke oder die Versorgung geht. Weiters könnte eine weiße Frau sogar Profit bringen, in finanzieller Hinsicht durch ihre Bildung, die automatisch mit assoziiert wird, ebenso, wie durch ihren nachgesagten Fleiß. Aber auch in persönlicher Hinsicht. Männer erhoffen sich durch „weiße“ Frauen die Möglichkeit, mit vielen bedeutenden Menschen in Kontakt zu kommen um so die eigenen Chancen neue Wege einzuschlagen zu steigern. Einige Frauen

sprechen davon, dass „weiße“ Frauen manchmal die Rolle einer Mutter übernehmen, von der sie selbst und ihre Männer später schwer wieder los kommen. Das Werben um „weiße“ Frauen ist wie ein Spiel, in dem die „Verfolger“ ein bestimmtes Ziel vor Augen haben. Doch mit einer „weißen“ Frau zusammen zu sein wird auch als große Herausforderung verstanden, da sie als unkontrollierbarer, eigenwilliger und sturer gilt als eine „Swahili Frau“. Die klar zugeschriebenen Rollen laufen Gefahr nicht klassisch verteilt zu werden. Die Bemühungen, die Frau bei sich zu halten nehmen große Ausmaße an. Die Männer verschieben oft ihre persönlichen Grenzen, gehen Kompromisse ein, die sie mit einer Swahili-Frau meist gar nicht erst diskutieren würden. Die Angst, die Frau „verlieren“ zu können ist groß und dieses Szenario soll, in Anbetracht der daraus entstehenden Nachteile, möglichst vermieden werden. Viele zanzibarische Männer haben mir erklärt, dass sie „weiße“ Frauen für sehr herrschsüchtig halten. Man hätte als Mann kaum etwas mitzubestimmen. So werden „weiße“ Frauen nicht nur als Image oder Statussymbol gesehen, sondern auch als Verlust der eigenen Macht im Haushalt. Männer in Beziehungen mit „weißen“ Frauen werden in vielerlei Hinsicht von anderen Männern belächelt und beneidet zugleich. Eine „weiße“ Frau wird zu einem Objekt gemacht, das jeder will und doch niemand. Mein Freund Christof beobachtete, dass Männer, die „weißen“ Frauen nachstellen, bestimmte Ziele verfolgen. Die Liebe allerdings, worum es in einer Beziehung seiner Meinung nach gehen sollte, wäre nicht Ziel dieser Männer. Um ihre Ziele zu erreichen würden sie alles aufgeben, um die Frauen zufrieden zu stellen, selbst ihre Identität als „Afrikaner“.

Durch Meinungen und Aussagen der Menschen, mit denen ich über dieses Thema gesprochen habe, sowie durch meine persönlichen Erfahrungen als „weiße“ Frau auf Zanzibar, wurde mir sehr bewusst, dass es *ein* Bild gibt, das pauschal alle „weißen“ Frauen zeichnet. „Weiße“ Frauen, sowie zanzibarische Frauen, werden nicht als Individuen betrachtet. Ihre Persönlichkeiten lösen sich in Vorurteilen, Urteilen und Verallgemeinerungen auf. Viele zanzibarische Männer hegen also ein reges Interesse an weißen Frauen. Die Anstrengungen, ihre Aufmerksamkeit zu gewinnen können mitunter enorm sein. Ein „Nein“ wird sehr oft nicht akzeptiert, sondern spornt, im Gegenteil, nur zu noch intensiveren Bemühungen an. Während den Frauen meist der Geduldsfaden schon gerissen ist, befinden sich die Männer erst in Höchstform. Dies dürfte an einem kulturell bedingten Missverständnis liegen. Denn das Verhalten und die Reaktionen einheimischer Frauen ist im Falle von Eroberungsversuchen meist ganz anders, als das fremder Frauen. Selbst wenn die Frauen auf Zanzibar fünf Mal verneinen und ablehnen, stimmen sie beim sechsten Anlauf oft doch zu. Dahinter steht die Idee sich rar zu machen um das Interesse bei den Interessenten zu steigern.

So entsteht die Vorstellung, die erlösende Zustimmung bedürfe auch bei nicht-zanzibarischen Frauen einfach noch etwas mehr Ausdauer und Anstrengung.

Sehr häufig wird von den Männern der Wunsch geäußert, eine „weiße“ Frau zu heiraten. Die Gründe dafür sind sehr verschieden. Oft wird gar nicht genauer darauf eingegangen. „Die Seele sehne sich danach.“ Oder „einfach nur so, weil ich es so will.“ Aber auch rassistische Vorstellungen, dass es gut sei, das Blut zu vermischen, um bessere, klügere und schönere Kinder zu bekommen, ist mir mehrfach begegnet. Dass die meisten der Männer, die sich eine „weiße“ Frau wünschen, im Hinterkopf ein Flugticket nach Europa haben, um der chancenlosen Zukunft auf Zanzibar zu entgehen, kann nicht verallgemeinert werden. Nicht nur weil diese Überlegungen nur selten, aber doch, zugegeben werden, sondern auch, weil viele sich eine Zukunft mit einer „weißen“ Frau auf Zanzibar wünschen und nicht nach Europa wollen. Denn dadurch würde ihnen ein neuer Status zukommen, den sie nur vor Ort wirklich auskosten könnten. Der Status eines Mannes steigt, wenn er mit einer „Weißen“ zusammen ist. Melanie jedoch meinte auch, dass viele diesen Gedanken, in Europa oder anders wo auf der Welt zu leben, erst gar nicht äußern, weil es sich höchstwahrscheinlich ohnehin ergibt. Die Männer werden durch eine Heirat auch Teil der Brautfamilie, die er kennenlernen sollte. Im Prozess des Zusammenlebens entsteht auch das Bedürfnis die Wurzeln der Partnerin zu kennen, und zu verstehen durch welche Umstände sie zu dem Menschen geworden ist, der sie jetzt ist. Daher ist ein Besuch ihrer Heimat erforderlich.

Gegenseitige Interessen: „weiße“ Frauen und zanzibarische Männer im Zwielficht

Doch nicht nur zanzibarische Männer interessieren sich für „weiße“ Frauen. Auch umgekehrt herrscht reges Interesse seitens „weißer“ Frauen gegenüber zanzibarischen Männern. Es ist ein wechselseitiges Phänomen, das sich gegenseitig beeinflusst und bedingt. Das große gegenseitige Interesse ließ ein Geschäft entstehen. Es hat sich in den letzten Jahren eine Prostituiertenszene auf Zanzibar entwickelt. Junge Männer verkaufen sich an „weiße“ Frauen. Wobei dieses „verkaufen“ nicht immer so verstanden wird, dass nach dem sexuellen Verkehr eine Geldzahlung erfolgen muss. Eine mögliche „Zahlungsart“ wäre auch eine Beziehung zu dieser Frau und die daraus resultierenden (finanziellen) Vorteile. An den Stränden werden die Frauen angesprochen. Sehr oft lohnt es sich. Auf Zanzibar werden männliche Prostituierte, oder auch Männer, die den Kontakt zu „weißen“ Frauen übermäßig suchen, „Papasi“ oder „Beachboys“ genannt. Da aber nur ein Bruchteil der weißen Frauen, die nach Zanzibar kommen, an (sexuellen) Kontakten zu Männern interessiert sind, von den Männern jedoch angenommen wird, dass eben *alle* „weißen“ Frauen aus diesem Grund kommen, entstehen

starke Spannungen. Das Konzept „allein sein zu wollen“ existiert auf Zanzibar nicht und kann daher auch nicht so leicht nachvollzogen werden. Was mittlerweile oft zu lautstarken Auseinandersetzungen führt und Touristinnen, Forscherinnen und Volonteers vergrault. Meine persönlichen Erfahrungen decken sich mit denen Susannes und anderer Frauen, mit denen ich darüber gesprochen habe. Die Frauen, die nicht an den Männern interessiert sind, versuchen es mit verschiedenen sprachlichen Strategien, um in Ruhe gelassen zu werden. Die meisten Versuche scheitern aber. Das führt zu befremdlich harter, lauter und extremer Wortwahl. Ich selbst und auch Melanie und Susanne haben Seiten an uns entdeckt, von denen wir gar nicht wussten, dass sie existieren. Der „neue“ Charakterzug, der sich dabei hervorkehrt, befremdet. Trotzdem ist Aggression, auch wenn sie sonst abgelehnt wird, ein wichtiger Schutzmechanismus, von dem es gut ist zu wissen, dass er im Notfall hervorgeholt werden kann. Für tägliche Situationen auf Zanzibar ist er allerdings vollkommen fehl am Platze und hilft nicht weiter. Eine weitere Methode ist, bekannten „Papasi“ bewusst aus dem Weg zu gehen. Das funktioniert nicht immer und kann schließlich zu einem Verfolgungswahn führen, der die Lebensqualität sehr einschränkt. Schließlich ist die beste Abweisung gegen hartnäckige Verfolger, sie zu ignorieren.

In letzter Zeit ist eine neue Entwicklung zu beobachten. Männer tragen vermehrt Dreadlocks - nicht immer aus Überzeugung Rasta zu sein. Die jungen Männer erhoffen sich, dass junge Touristinnen mit den Dreadlocks Weltoffenheit, gelöste Stimmung und Relax-Laune assoziieren, um sich folglich besser annähern zu können. Sie werden nicht von vorne herein als „Papasi“ identifiziert und haben so eine bessere Chance mit den Frauen ins Gespräch zu kommen. Melanie hatte dazu einige sehr interessante Gedanken:

„Ich denk einfach, hier die Männer, wie die Frauen anschauen, weiße Frauen... sie haben vielleicht im Leben noch nie so viel Nacktheit gesehen, oder auch so wahnsinnig helle Haut. Ähm... wir sind für sie wie... was Exotisches. Und wir werden auf eine Art angeschaut, wie wir in Europa nicht mehr angeschaut werden.“ (Melanie) Auf der einen Seite sind da die Männer, die sich auf etwas Neues stürzen und auf der anderen Seite die Frauen, die sich nach Aufmerksamkeit sehnen. Auch so sind Beziehungen entstanden, von denen die meisten aber nicht von Dauer waren. Außenstehende haben aus diesen Entwicklungen um Sextourismus und der romantischen Liebesbegegnung am Strand geschlossen, dass es in allen Fällen so ist. Daraus erwuchs ein Vorurteil und Mythos, dem viele Verbindungen zwischen Zanzibaris und „Weißen“ ausgesetzt sind.

Meinen Gesprächspartnerinnen erging es so und es ist ein langer Weg, bis klar diese Vorurteile, zumindest im engeren Umkreis, abgebaut sind. Und dass sich Menschen auch

einfach verlieben und eine funktionierende Beziehung aufbauen können, auch wenn sie nicht den selben kulturellen Hintergrund oder die selbe Hautfarbe haben. Leider gibt es auch immer mehr aggressive Reaktionen von Männern auf Zurückweisungen. Die Anzahl an Überfällen und Vergewaltigungen, wie mir Melanie aus eigener erst kürzlich gemachter Erfahrung mit zwei ihrer Hotelgäste erzählte, steigt.

Doch mir wurde auch von egoistisch handelnden „weißen“ Frauen erzählt, die sich aus der Verbindung zu einem Zanzibari ein Kind erhoffen. Wichtig soll ihnen nur das Kind sein. Der Mann wird dabei oft zur Nebensache. Die Hautfarbe der Kinder aus diesen Beziehungen haben für manche Frauen einen besonderen Reiz. Damit könnte die eigene Weltoffenheit veranschaulicht oder der eigene Rassismus geleugnet werden. Auch das Motiv ein hübsches Kind zu haben wurde genannt. Susanne geht sogar so weit und spricht von einem „Zuchtverfahren“, das höchst rassistisch ist und sich mit den dahinter stehenden Argumenten der Frauen nicht im Geringsten vereinbaren lässt. Ich bin keiner solcher Frau begegnet. Diese Vermutungen sind Beobachtungen der MigrantInnEn, mit denen ich gesprochen habe und gehen aus weiteren Gesprächen mit betroffenen zanzibarischen Männern hervor.

Interesse zanzibarischer Frauen an „weißen“ Männern

Die Anzahl an Verbindungen „weißer“ Männer mit zanzibarischen Frauen ist weit geringer als die Anzahl von Beziehungen zwischen „weißen“ Frauen und zanzibarischen Männern. Das ergibt sich einerseits durch die bereits erwähnte Unnahbarkeit der zanzibarischen Frauen, das Tragen des Buibui, den gesellschaftlichen Regeln und Sitten und auch durch religiöse Gründe der Frauen selbst. Auf Zanzibar ist es für Frauen außerdem äußerst unschicklich sich in der Öffentlichkeit mit Männern zu treffen, sich mit ihnen zu zeigen oder zu unterhalten, solange man noch nicht verheiratet ist. Ehen werden oft noch von Eltern arrangiert. Die Tendenz geht aber in eine andere Richtung. Immer häufiger verlieben sich junge Menschen, treffen sich heimlich und später hält der Mann um die Hand der Frau bei ihrem Vater an. Kontakte zu fremden Männern aufzubauen gestaltet sich in diesem System als sehr schwierig, was die seltenen Fälle von Beziehungen zwischen „weißen“ Männern und zanzibarischen Frauen mit erklärt. Nach außen sind solche Kontakte unsichtbar, und doch gibt es sie.

Helmut, der als deutscher Singlemann schon einige Jahre auf Zanzibar wohnt, erlebte, dass es auch für „weiße“ Männer sehr einfach sein kann, an zanzibarische Frauen zu kommen. Die Art der Kontaktaufnahme ist jedoch sehr viel subtiler und passiert über eindeutige Blickkontakte. Auch der weitere Verlauf gestaltet sich unkompliziert. Die besten Gelegenheiten für einheimische Frauen in Kontakt mit „weißen“ Männern zu kommen ist die

Nachtszene. Vor allem bei den sogenannten „Fullmoonparties“ in Kendwa und Nungwi im Norden der Insel, bei den Veranstaltungen von „Paje by Night“ und in den Diskotheken in Stone Town. Auf solchen Veranstaltungen bietet sich für die Frauen die Gelegenheit, sich freizügig zu kleiden und sich im Tanz anzunähern. Einige zanzibarische Frauen, quer durch alle Altersschichten interessieren sich für die Fremden. Die Motive lassen sich mit jenen der Männer vergleichen. Aussicht auf eine sorgenfreie Zukunft außerhalb Afrikas, oder zumindest finanzielle Unterstützung. Auch wenn es eine geheime Verbindung ist, in der die Frau auf Zanzibar bleibt. Auch Christof bestätigte mir diese Erfahrungen. Flüchtigere Kontakte von „weißen“ Männern gibt es aber noch häufiger mit Frauen vom Festland, die mehr und mehr nach Zanzibar kommen, um dort Geld zu verdienen. Sie kellnern oder arbeiten im Tourismusbereich. Einige der Mädchen prostituieren sich.

Christof wird nicht in dem Ausmaß belästigt, wie beispielsweise „weiße“ Frauen von einheimischen Männern. Doch kommt es trotzdem oft vor, dass er von zanzibarischen Frauen kontaktiert wird. Selbst wenn er mit seiner Partnerin unterwegs ist und ganz kurz von ihr allein gelassen wird, versuchen andere Frauen die Gelegenheit zu nutzen, um ihn für sich zu gewinnen.

Inwieweit Beziehungen zu „weißen“ Männern unter den Frauen als erstrebenswert gelten und zu Konkurrenzdenken führt, konnte ich nicht recherchieren.

„Weiße“ Männer und die Frauen Zanzibars

Es gibt Beziehungen zwischen „weißen“ Männern und zanzibarischen Frauen. Ich habe ein Ehepaar kennengelernt, das allerdings in Deutschland lebt. Leider waren die Beiden nicht für ein Gespräch bereit. Aus historischer Sicht gibt es dann noch das wohl berühmteste Beispiel für eine Verbindung einer Frau Zanzibars und einem deutschen Mann. Prinzessin Salme, Tochter des Sultans, die sich in einen Deutschen verliebte, ihn heiratete und mit ihm nach Deutschland zog. Die beiden deutschsprachigen Männer dieser Forschung gehen unterschiedlich mit diesem Thema um.

Helmut ist geschieden und lebt auf Zanzibar als Single. Auf der Insel kursieren viele Gerüchte, die besagen, dass Helmut eine Zanzibari zur Frau hätte. Dies bestätigte er mir in unseren Gesprächen nicht. Die Gerüchte könnten entstanden sein, nachdem er sich hin und wieder mit einer Einheimischen öffentlich gezeigt hat. Hier wird das Dilemma der „weißen“ Männer auf der Insel sichtbar. Ein öffentliches Treffen mit einer Frau wird als Bindung interpretiert, der zumindest ein sexuelles Verhältnis zu Grunde liegen muss. Da ein platonisches Treffen außer Frage steht, bleiben wenige Möglichkeiten offen. Helmut ist

äußerst vorsichtig im Umgang mit einheimischen Frauen. Er beobachtete, dass die Frauen sehr oft ihre Sexualpartner wechseln und so die Gefahr der Krankheitsübertragung besteht. Für Helmut wäre es, auf Grund der polygamen Lebensweise viele Männer, kein gesellschaftliches Problem mit mehreren Frauen eine Liaison zu haben. Das liegt seiner Meinung nach aber nicht daran, dass er ein Mann ist, sondern daran dass er „weiß“ ist. „*Weiß bedeutet Geld*“. Und mit Geld stehen Türen und Tore offen, auch die der Frauenwelt.

Christof lernte seine Partnerin Cristel auf einer Party in einem nahegelegenen Hotel/Club kennen. Cristel stammt ursprünglich vom Festland und ist mit ihrer Familie nach Zanzibar gezogen. Cristel ist daher von einer Kindheit, Erziehung und Sozialisation außerhalb Zanzibars geprägt. Zwar teilt sie einige Grundwerte mit zanzibarischen Frauen, doch ist sie Christof im Denken näher. Aus Cristels Ansichten lassen sich auch Rückschlüsse auf ihre Beziehung zu Christof ziehen. Ihrer Meinung nach leben so viele „weiße“ Menschen auf Zanzibar in einer Partnerschaft mit einer oder einem Einheimischen, da sie in ihrer Zeit auf der Insel eine Gefährtin, einen Gefährten und Gehilfen brauchen, der ihnen zur Seite steht. Diese Aussage zeigt deutlich die einerseits sehr andere Auffassung von Zweisamkeit und deren Gründe von Cristel, sowie andererseits völlig andere Motive einer Beziehung zu einem „weißen“ Menschen aus Sicht einer tanzanischen Frau. Ganz anders im Vergleich zu den zanzibarischen Männern, die den „weißen“ Frauen nachstellen, ist auch ihr Bewusstsein über die Schwierigkeiten im Zusammenleben. Denn aus Cristels Sicht haben es „Weiße“ sehr viel schwerer in Beziehungen zu Einheimischen als umgekehrt. Denn Zanzibaris können wegen ihres verhältnismäßig niedrigen Einkommens kaum etwas zum Erhalt des Lebensstandards ihrer europäischen Partner beitragen - eine sehr mitfühlende, selbstlose, verständnisvolle und nicht wertende Perspektive, die diese junge Frau einnimmt. Trotz großer Kritik von außen an der Beziehung von Christof und Cristel wegen des sehr großen Altersunterschiedes (Christof ist 72, Cristel 28), der sprachlichen Barrieren und ihrer „Ungleichheit“, lassen sich die beiden nicht beirren. Cristel versucht Christof nach all den Regeln der Kunst, die sie von ihrer Großmutter und Mutter zum Thema Zusammenleben mit einem Mann gelernt hat, zu verwöhnen. Auch sie haben mitunter große Probleme damit, ihre jeweiligen Rollen als Frau und Mann neu zu definieren. Christof fällt es schwer mit Cristels Frauenbild zurecht zu kommen. Ein Beispiel ist das Schenken und Beschenktwerden. Cristel fällt es schwer Geschenke ihres Mannes anzunehmen. Es ist in ihrem Verständnis nicht üblich. Christof ist durch sein eigenes und Cristels Verhalten auch in der Beziehung zu einem eher passiven Teil geworden.

Frauen und Frauen

Ebenfalls sehr interessant ist die Haltung zanzibarischer Frauen gegenüber „weißen“ Frauen. Obwohl sehr oft eine große Distanz besteht, wurde mir von Intrigen und Wettstreits um „ihre“ Männer berichtet, die sehr hässliche Auswüchse annehmen können. Es wird versucht die Männer zu verführen, um sie von ihren „weißen“ Frauen wegzulocken. Im Gespräch mit mehreren zanzibarischen Frauen stellte sich heraus, dass sich viele Frauen fragen, warum zanzibarische Männer so großes Interesse für die Fremden hegen. Es entsteht ein Minderwertigkeitsgefühl bei den Frauen, das sie einerseits wütend macht, andererseits resignieren lässt. Einige kümmern sich aber auch gar nicht darum und vertrösten sich mit der Vorstellung, dass die Männer ohnehin nur Pech mit einer „weißen“ Frau haben und sich dann besinnen würden. Es ist eine eindeutige Konkurrenzsituation, in der sich „weiße“ und zanzibarische Frauen in dieser Hinsicht oft befinden. Auch dies hat sich seit den kolonialen Siedlungen Deutscher anscheinend kaum verändert. (Mamozai 1982:155)

6.4.3. Soziales Leben auf Zanzibar

Veränderte Lebens-, Innen- und Außenräume

Wie oben bereits erwähnt, scheinen die Rollen innerhalb der Gesellschaft Zanzibars recht klar verteilt zu sein. Aus meinen Recherchen, Beobachtungen und Gesprächen zeigt sich, dass die MigrantInnEn einen spür- und sichtbaren Unterschied der Lebensweisen auf Zanzibar und in ihren Herkunftsländern erleben. Für junge Menschen auf Zanzibar bestehen ihrer Ansicht nach weniger Wahlmöglichkeiten, wie sie ihr Leben führen möchten, als es in Europa der Fall ist. Es gibt vorgegebene Modelle für die man sich entscheiden kann. Innerhalb dieser Modelle ist es möglich aufzusteigen oder besser zu sein als andere. Aus dem Modell auszubrechen wagen aber nur sehr wenige. Denn damit bestünde die Gefahr, sein gesamtes soziales Auffangnetz zu verlieren.

In Europa besteht laut meinen GesprächspartnerInnen mehr Wahlfreiheit und Wahlmöglichkeit. Alles ist möglich, das Angebot ist groß und wird sogar noch erweitert. Ob eine Familie gegründet wird, in welcher Form und für wie lange ist ebenso wählbar wie die Konzentration auf die berufliche Karriere, ja sogar die Kombination aus beiden.

Es geht um (Lebens)Räume, die sich überschneiden, die sich unterscheiden, ineinander verzahnen oder ineinander übergehen. Aus dieser Perspektive ist es gar nicht möglich, nicht Teil der Gesellschaft zu sein. Äußere Räume und innere Räume eines Menschen spiegeln sich gegenseitig wieder. Der Raum, der einen Menschen umgibt kann in der Einsamkeit unendlich groß wirken. Genauso kann er aber sehr klein werden. Auch ein übervolles Daladala, in dem der Raum rundherum sehr klein wird, ja fast schon verschwindet, kann Einsamkeit vermitteln. Es ist auch möglich, sich in einem riesigen Raum vollkommen geborgen zu fühlen. Jeder Mensch braucht im Inneren und im Äußeren einen gewissen „Spielraum“, innerhalb dessen er sich wohl fühlen kann. Manchmal braucht es für eine Zeit lang einen eigenen, abgeschlossenen Raum für sich alleine. Da ist es dann umso tragischer, wenn dieser Raum im Außen zur Verfügung steht. Im mitteleuropäischen Raum hat sich die Raumfrage so entwickelt, dass jedem einzelnen immer mehr davon zur Verfügung steht und jeder einzelne immer mehr davon einfordert. Für ideal empfinden es viele, wenn jedes Kind sein eigenes Zimmer hat und nicht mit Geschwistern teilen muss. Rückzugsorte, um sich nach einer Konfrontation zu beruhigen, nachzudenken, zu sich selbst zu finden und zu reflektieren können sehr wertvoll sein. Eine geschlossene Zimmertür ist ein eindeutiges Zeichen dafür, dass man Ruhe braucht oder will.

Auf Zanzibar ist es meist so, dass dieser eigene Raum nicht zur Verfügung steht. Häuser und Wohnungen sind kleiner und für eine größere Zahl von Menschen bemessen, als es im deutschsprachigen Europa der Fall ist. Mehrere Menschen teilen sich ein Zimmer.

Susanne beobachtete, dass die Menschen sich deshalb innere Räume schaffen, um sich zurück zu ziehen. Nach außen wird der Schein gewahrt, dass alles in Ordnung wäre. Die Meinung anderer ist ausschlaggebend dafür, weiterhin in einem großen sozialen Netzwerk eingebunden sein zu können. Dieses Netzwerk erfüllt den Zweck, Probleme besprechen zu können, die sich außerhalb des Netzwerkes auftun.

Einleben in der ersten Zeit

In eine andere Gesellschaft einzutreten und seinen Platz darin zu suchen ist schwierig. Der Prozess des Beobachtens und Lernens vollzieht sich zeitgleich mit dem Prozess des Eingliederns. Weiters ist die Trauer um Zurückgelassenes noch sehr präsent und die MigrantInnEn wurden durch die völlig neuen Lebensumstände destabilisiert. Das gewohnte soziale Umfeld ist nicht mehr da und ein neues kann sich erst mit der Zeit bilden. Um sich eingliedern zu können, muss auch die eigene Persönlichkeit, der eigene Charakter, klar definiert werden und sich stabilisieren. Angst vor der Veränderung, oder wenn die Veränderung der äußeren Welt nicht ertragen wird, kann die eigene Identität erschüttern. (Grinberg/Grinberg 1990:66) Die neue Umgebung kann mitunter auf Neuankömmlinge verunsichernd wirken wodurch Abwehrmechanismen aktiviert werden. (Grinberg/Grinberg 1990:84) Die MigrantInnEn treffen auf andere Verhaltensregeln und es sind mitunter einige Dinge dabei, die fremd, befremdlich oder unangenehm sind. Es müssen Entscheidungen getroffen werden, welche dieser Regeln befolgt und welche „ignoriert“ werden - eine Gradwanderung im Zuge von Integration. Wie viel des Neuen wird angenommen, was wird abgelehnt und warum? Und wo bleibt dabei das Selbst? Voraussetzung, dass dieser Prozess allerdings überhaupt stattfindet oder in welcher Intensität ist nicht bei allen MigrantInnEn gleich. Es kommt sehr darauf an, inwieweit sie selbst aktiver und mitgestaltender Teil der Gesellschaft sein wollen, wie tief sie in jene Welt vordringen wollen, in der sie beschlossen haben zu leben. Die erste Zeit sehe ich als die Wichtigste an, da es in dieser Zeit auch zu Schocks kommen kann. *„Zweifellos muss der Immigrant zumindest vorübergehend auf einen Teil seiner Individualität verzichten, um sich in die Umgebung zu integrieren, die ihn aufnimmt.“* (Grinberg/Grinberg 1990:102) In der ersten Zeit fühlte sich Susanne wie ein Gast. Und so hat sie sich auch verhalten. Sie tat Dinge, die sie sonst vielleicht nie getan hätte, weil es nicht ihr selbst entsprach. Dies tat sie, um so wenige Fehler wie möglich zu machen, einen

guten Eindruck zu hinterlassen, zu zeigen dass sie gewillt war, sich anzupassen und immer respektvoll zu sein. Sie vergaß dabei, den Respekt, der auch ihr gebührt, und spielte einen guten Gast. Es ging nicht lange so, bis sie bemerkte, dass sie sich selbst komplett aufgeben müsste, um nur ja nichts falsch zu machen und dem Bild zu entsprechen von dem sie dachte, es würde von ihr verlangt werden. „*Du löst dich buchstäblich auf, weil du kannst es nicht jedem recht machen. (...) Ich weiß überhaupt nicht mehr wer ich bin.*“ (Susanne) Ihre Persönlichkeit begann sich aufzulösen, bis sie die Lage durchschaute in der sie sich befand. Leider waren dann so manche Dinge nicht mehr rückgängig zu machen. Für die Menschen um sie wirkte ihre plötzliche Einsicht wie ein kompletter Wandel. Vor allem weil Susanne bereits einen großen Nachholbedarf hatte, so zu sein, wie sie eigentlich ist. Anfängliches Anpassen ist Ausdruck von Verwundbarkeit und dem großen Bedürfnis, vor allem in der ersten Zeit, angenommen und geliebt zu werden. (Grinberg/Grinberg 1990:87)

„*Man ist dann immer die Böse.*“ (Susanne) Sie begann nach Feinden zu „suchen“ wodurch es ihr dann besser ging. Ähnlich wie bei Melanie ist es auch für Susanne wichtig zu wissen, dass nicht jeder ihr Freund sein kann oder will. Das ist auch für sie der Beweis dafür, dass sie ehrlich zu sich selbst und den Menschen ist. Ihre Entscheidung zur Ehrlichkeit sich selbst und ihren Mitmenschen gegenüber hatte auch zur Folge, dass ihr Netzwerk, im Vergleich zu denen anderer zanzibarischer Frauen, relativ klein ist. Susanne sieht den Grund hierfür auch darin, dass sie nicht in das gängige Frauenbild Zanzibars passt. Heute fühlt sie sich von der Gesellschaft mittlerweile nicht mehr herausgefordert sich noch mehr anzupassen. Die Erwartungen in sie empfindet sie insgesamt als eher gering, im Vergleich zu Menschen, die aus anderen Teilen Tanzanias oder Afrikas, zuwandern.

Persönlichkeiten im neuen Umfeld - Wechselwirkung von Gesellschaft und Identität

In einigen Punkten reiben sich persönliche Gewohnheiten mit dem, was in der Gesellschaft Zanzibars üblich und akzeptiert ist. Die Vorstellungen vom eigenen Raum passen sich den Gegebenheiten an, verändern sich oder prallen auf Umstände, die den Raum in bisher gewohnter Form nicht zulassen. So wie es auch für die MigrantInnEn schwierig ist sich in eine neue Umgebung einzugewöhnen, ist es auch für die aufnehmende Gesellschaft eine Herausforderung. Durch die Anwesenheit der/des Fremden verändert sich die Struktur der Aufnahmegesellschaft und eine Destabilisierung droht. Die Gesellschaft fühlt sich mitunter in ihrer Identität bedroht. (Grinberg/Grinberg 1990:91ff) In den letzten Jahren und Monaten äußert sich dieses Bedrohungsgefühl durch Gewalt. Kirchen wurden mit Steinen beworfen und beschädigt, Geschäfte in Brand gesteckt. Vielerorts werden jüngste negative

Entwicklungen, Sitten- und Werteverfall der traditionellen islamischen Gesellschaft Zanzibars und die Abkehr von den Traditionen durch die Jugend, dem Einfluss von Tourismus und Zuwanderungen vom Festland zugeschrieben.

Melanie ist ein sehr ehrlicher Mensch. Sie sagt gerne klar heraus, was sie sich denkt. Sie machte bald die Erfahrung, dass ihre direkte Art Dinge anzusprechen, auf Zanzibar nicht immer gerne gesehen ist. Es gilt als respektlos und unhöflich jemandem direkt die Meinung ins Gesicht zu sagen. Sie hat für sich aber einen Weg gefunden ihre Persönlichkeit auszuleben und sich im nötigen Maße den zanzibarischen Gepflogenheiten unterzuordnen. Im Laufe der Zeit hat sich ein engerer Freundeskreis aufgebaut. Innerhalb dieses Umfelds kennen und lieben sie die Menschen ganz so wie sie ist. Ein eindeutiges Zeichen dafür, dass sie ihren ganz speziellen Platz in der Gesellschaft Zanzibars hat, ist für sie die Tatsache, dass sie nicht nur Freunde sondern auch „Feinde“ bzw. Menschen hat, die sie nicht mögen. Sie hat den Ruf, auch mal giftig sein zu können. So war es auch in der Schweiz und ist daher ein authentischer Zustand für Melanie. *„Also ich bin jetzt nicht irgendwie zu etwas Anderem geworden. Ich konnte ich selbst bleiben von diesem Movement von der Schweiz hier hin. Ich habs geschafft, mich selber zu retten und nicht etwas zu werden was ich eh nicht bin.“* (Melanie) Befindet sie sich außerhalb dieses Kreises, hält sie sich an die allgemeinen Regeln. Sie spricht durch die Blume und sagt nicht was sie sich wirklich denkt. Die Freiheit so leben zu können war allerdings ein zehn jähriger Prozess. Den Platz, den sie jetzt inne hat, musste sich Melanie im Laufe der Jahre hart erarbeiten. Zwar hat sie ihren Raum in dem sie frei sein kann um ihre Persönlichkeit auszuleben, der ist allerdings sehr klein. Sie kann nicht einfach tun und lassen was sie will. Ihr müssen die Konsequenzen ihres Handelns sehr bewusst sein, da sie auch auf die Auswirkungen ihres Handelns auf die Familie achten muss.

Es gibt auch innerhalb der Gesellschaft Schlupflöcher wie man sich angemessen verhält. Diese Schlupflöcher wurden Melanie von ihrer Familie erklärt, auch um diese zu schützen. Dadurch, dass Melanies Haus eher außerhalb des Dorfes steht, ist es für Außenstehende, und selbst für Hamads Familie sehr schwierig zu kontrollieren, inwiefern die Beiden den gesellschaftlichen Vorstellungen entsprechend handeln oder nicht. Für Melanie war es wichtig trotz anderer Regeln und Erwartungen in der neuen Gesellschaft, sich selbst nicht aufzugeben. Sondern ihr bisheriges persönliches Wachstum als wertvolle Basis zu schätzen und zu nützen, um sich vom Ist-Zustand aus weiter zu entwickeln. Sie hält nichts davon sich selbst aufzugeben, alles abzustreifen was den Menschen bisher ausmachte und sich voll und ganz in die neue Situation hineinzustürzen. Es ist ihr sehr wichtig für sich selbst zu prüfen, in welchem Bezug sie zu bestimmten Situationen und Gegebenheiten steht und wie sie sich

entscheidet damit umzugehen. Dadurch, dass Melanie sie selbst bleiben konnte wird sie auch so angenommen wie sie ist. Sie braucht niemandem etwas vorzuspielen und fühlt sich trotzdem als Teil der Gesellschaft. Es gibt keine Überraschungen für ihr Umfeld, da sie selbstbewusst immer klar gezeigt hat wer sie ist, ohne dabei Grenzen zu überschreiten oder es sich zu vermiesen, immer mit sehr viel Respekt und Verständnis für das, was angemessen ist.

Erkenntnis von Abhängigkeiten

Durch den Umzug nach Zanzibar wurde einigen MigrantInnEn bewusst, wie sehr sie selbst Teil eines gesellschaftlichen Gefüges sind. Zu glauben, alles alleine schaffen zu können, bewahrheitete sich in der Praxis selten. Denn auch der eigene Wille kann nur durchgesetzt werden, wenn die Umgebung, und damit die Menschen in der Umgebung, dies zulassen. Innerhalb einer immer gleich bleibenden Kerngruppe von Menschen, ist das Bewusstsein dafür relativ gering. Erst der Verlust einer Kerngruppe, in der man sich so bewegen kann wie man ist, in der man auch so akzeptiert, respektiert, angenommen und vielleicht sogar geliebt wird, wie man ist, macht die eigene Abhängigkeit klar. Für Einzelpersonen die migrieren ist es schwieriger mit den Erfahrungen der Migration umzugehen, als für Paare oder Gruppen. (Grinberg/Grinberg 1990:107) Denn Einzelpersonen haben keine Möglichkeit, sich über das Erlebte auszutauschen. Jemand, der ähnliche Erfahrungen machte, ist als Gesprächspartner sehr wertvoll. Auch aus diesem Grund sind Treffen mit anderen MigrantInnEn im Aufnahmeland wichtig.

Susanne hat sich, wie auch die anderen MigrantInnEn, aus der eigenen Kerngruppe der ursprünglichen Heimat entfernt und ist in der neuen Wahlheimat sozusagen „allein auf weiter Flur“ gestanden. Das bedeutet, dass es vorerst keine Kerngruppe mehr gab. Entweder es bilden sich im Laufe der Zeit neue Kerngruppen, oder, wie im Fall von Christof, nicht. Die Kerngruppen können, im Vergleich zur Situation im Herkunftsland, schrumpfen oder sich vergrößern. Sabines Kerngruppe hat sich durch die Migration um ein Vielfaches verkleinert. Allerdings hatte sie durch ihren erst kurzen Aufenthalt dazu noch nicht ausreichend Gelegenheit.

Die eigene Persönlichkeit bestimmt die Rolle in der Gesellschaft

Anhand von Helmut's Rolle in der Gesellschaft lässt sich veranschaulichen, wie seine Persönlichkeit zur Rolle innerhalb der Gesellschaft Zanzibars führte, die er nun aus seiner Sicht hat. Anfänglich wurde er immer wieder um Geld gebeten. Als „weißer“, älterer Single-Mann hat er eine ganz andere Ausgangssituation im Vergleich zu den Frauen, die alle in einer

Beziehung zu einem Einheimischen stehen. Langsam wuchs er in die Rolle eines Beraters. Vorerst in Geldangelegenheiten, zunehmend aber auch in privaten Belangen. Er vermittelt mittlerweile Jobs an Menschen die er gut kennt und von denen er eine Vorstellung hat, in welchem Bereich sie sich beruflich etablieren könnten. Seine Begabung hierfür leitet sich aus seiner Erfahrung als Verkaufsleiter einer Fabrik für Reißverschlüsse ab. Auch wenn es eine gewisse Zeit brauchte, um auf Zanzibar gesellschaftlich Fuß zu fassen, fiel es ihm dennoch leicht, da er ein Mensch ist, der offen für vieles ist und auf andere zugeht. Durch seine Rolle als „Mzee“ (Älterer), fassten viele Menschen schnell Vertrauen zu ihm, weshalb er über ein ausgedehntes Netzwerk von Bekanntschaften verfügt. Seine sehr einzigartige Sonderstellung führt dazu, dass sich Helmut trotz aller Kritik an Zanzibar, doch sehr wohl fühlt. Er führt darauf auch seine Bewegungsfreiheit auf der Insel und die hohe Sicherheit, die er fühlt, zurück.

„Drinne“ und doch „draußen“

Innerhalb der „deutschen Gesellschaft“, also jener Menschen, die aus dem deutschsprachigen Europa auf Zanzibar sind, hat Christof die Rolle eines Beraters bezüglich Baumaßnahmen oder handwerkliche Tätigkeiten inne. Auch hilft er immer wieder mit oder repariert etwas mit seinem Werkzeug, das er den ganzen Weg von Deutschland nach Zanzibar mitgebracht hat. Er hat vorwiegend Kontakt mit anderen Deutschsprachigen in seiner Umgebung. Im „Coral Rock“ (Hotel, Bar, Restaurant) oder im „Blue Oyster“ trifft er auch immer wieder auf deutsche Urlauber. Auch zu pendelnden Deutschen und anderen MigrantInnEn aus Deutschland sucht er Kontakt. Christof hat sich außerdem einen bestimmten Ruf „erarbeitet“, der es ihm ermöglicht möglichst unbehelligt und in Ruhe auf Zanzibar leben zu können, ohne bedroht oder belästigt zu werden. Seine sanfte aber bestimmte Art, Grenzen aufzuzeigen, verhilft ihm zu der Privatsphäre und dem Respekt den er sich wünscht. Durch seine Schilderungen über bestimmte Abläufe in der Gesellschaft stellte ich fest, dass Christof in gewisser Weise die Beobachterrolle inne hat. Trotz seinem vierjährigen Aufenthalt auf der Insel, hat er immer noch das Gefühl, dass er nicht „dazu“ gehört. Auch wenn, oder vielleicht sogar gerade weil, er durch seinen Bekanntheitsgrad immer und überall begrüßt und ihm zugewunken wird, wenn er spazieren geht oder mit dem Auto die Straße entlang fährt. *„Wir müssen uns über eines im Klaren sein hier in Afrika: Wir gehören nicht zu diesen Leuten. Und die akzeptieren uns auch nicht so wie wir das erwarten. Und wenn einer dagegen spricht, der soll mir einen Beweis bringen!“* (Christof) Dieses Zitat zeigt sehr deutlich das Ausmaß des Gefühls der Fremde. Er befindet sich also nicht wirklich in der Gesellschaft, ist nicht aktiver

Teil davon, obwohl er die gesellschaftliche Landschaft allein durch seine Anwesenheit mitgestaltet. Er versucht weitestgehend das Leben zu leben, das er sich wünscht und ist dabei vor allem bedacht darauf, dass seine innerste Erfahrungswelt möglichst reibungslos funktioniert. Dazu bedarf es nur eines begrenzten Kontaktes zur Umwelt. Christof ist sich seiner Rolle, die ein Nebeneinander, nicht so sehr ein Miteinander darstellt, bewusst und genießt sie genau so wie sie ist. Das Bedürfnis, tiefer in die gesellschaftliche Welt Zanzibars einzutauchen, verspürt er nicht. Seine primären Ziele, die auf seinen Migrationsgründen aufbauen (Leben am Wasser in einer möglichst stressfreien und nicht hektischen gesellschaftlichen Umgebung), hat er auf Zanzibar bereits erreicht. Ein weiteres Bedürfnis nach Ruhe und möglichst wenigen Problemen lässt sich aus seinem Handeln ableiten. Die außenstehende Rolle in der lokalen Gesellschaft, gepaart mit seiner Traumumgebung ermöglicht es ihm, vollkommen zu entspannen. Durch sein vorwiegendes Agieren innerhalb der deutschen Community, aber weniger in der zanzibarischen, halten sich Anfragen nach Hilfestellungen oder Treffen seitens der zanzibarischen Bevölkerung eher in Grenzen. Treffen sind für ihn eine willkommene Abwechslung, stellen aber nicht die Regel dar. Christof ist sich dessen durchaus bewusst, dass die Menschen um ihn herum ein bestimmtes Bild von ihm als „weißen“ Menschen haben. Durch die unterschiedliche Lebensführung, die für viele offensichtlich ist, sind Vorurteile für Christof eine logische Schlussfolgerung. Christof hält Stereotypisierungen oder Benachteiligungen gegenüber „Weißen“ allerdings wahrscheinlich deshalb nicht für problematisch, weil er selbst auf keine nennenswerten Hindernisse in seinem Alltagsleben stößt. Aus finanzieller Sicht und in Bezug auf seine Existenz ist er auf den größten Teil gesellschaftlichen Lebens nicht angewiesen. Er braucht die Sicherheit eines sozialen Netzwerkes prinzipiell nicht. Ich möchte aus seinem zurückgezogenen Lebensstil keine Schlüsse auf seine persönlichen Bedürfnisse zwischenmenschlicher Beziehungen ziehen. Seine außenstehende Rolle hat viele Facetten und Gründe, und nicht alle wurden in unseren Gesprächen erörtert. Auch wenn es praktische Gründe gibt, wie seine fehlenden Sprachkenntnisse, sind dahinter auch persönliche zu vermuten. Was außerhalb seiner eng gezogenen, aber für ihn funktionierenden, Lebenswelt passiert ist von Egalität gezeichnet. Wie er selbst gesagt hat, braucht er nicht mehr als das und schiebt Probleme bewusst weg, beziehungsweise denkt nicht weiter über Problematisches nach. Christof fühlt sich dennoch nicht einsam. Für viele könnte er eine „attraktive Bekanntschaft“ darstellen, da er als „weißer“ Siedler, Besitz verkörpert. Ausgehend von dieser privilegierten Position kann er Kontakt in Anspruch nehmen, wenn er es möchte, ohne dadurch Verpflichtungen zu haben. Sich innerhalb der zanzibarischen Gesellschaft zu wissen ist also für ihn nicht nötig, da er auch gut

auf Kontakt mit anderen Deutschsprachigen ausweichen kann, wenn er das möchte. Christof war klar, dass es einige Zeit brauchen würde, bis er mehr oder weniger in Ruhe in Jambiani leben können würde. Das bedeutete für ihn, nicht ständig um Geld gebeten, oder angesprochen zu werden. Doch bis es so weit war übte er sich in Geduld und ließ den Interessens- und Kontaktansturm in dem Wissen über sich ergehen, dass er seine Position nur durch beständiges Handeln verdeutlichen und sichern kann.

Ehe- oder Lebenspartner und ihre Familien

Bis auf Helmut leben alle deutschsprachigen MigrantInnEn auf Zanzibar in einer Lebensgemeinschaft oder Ehe mit einem einheimischen Partner. Immer wieder wurde von Melanie, Susanne und Sabine betont, dass mit der Heirat nicht nur der geliebte Mensch geheiratet wird, sondern mit ihm auch seine Familie. Unweigerlich spielt die Familie des Mannes eine große Rolle und reicht mehr oder weniger weit in die Partnerschaft der Liebenden hinein. Das kann, je nach Familienkonstellation und Persönlichkeit der MigrantInnEn, entweder als positiv oder negativ empfunden werden.

Als Susanne nach Zanzibar kam, war die Familie ihres Mannes für sie ein sehr wichtiges Auffangnetz. Der Schwiegervater stellte dem jungen Paar ein Grundstück für den Hausbau zur Verfügung und die Schwiegermutter fungierte als „Empfangskomitee“ und Lehrerin. Sie erklärte Susanne vieles über Zanzibar, die Menschen und das Leben auf der Insel. So fiel es ihr leichter sich einzuleben und Dinge zu verstehen, die ihr zuerst sehr fremd waren. Ihr Mann Ramadhani ist gleichzeitig auch ihr bester Freund und Vertrauter. Auch ihre Schwägerin war eine sehr wichtige Bezugsperson. Die Familie stellte für sie also einen „potentiellen Raum“, der ihr als Übergangsort von ihrem Herkunftsort zur neuen äußeren Welt diene. (Grinberg/Grinberg 1990:13-14)

Auch Melanie hat ihren Platz in der Familie von Hamad eingenommen und umgekehrt. Melanie ist es sehr wichtig den Spagat zwischen eigenem authentischen Handeln und Rücksicht auf ihre Familie zu schaffen. Das ist wichtig, weil sie den Respekt und die Gesellschaft ihrer Familie auf Zanzibar sehr zu schätzen weiß und weiterhin genießen möchte. Die Familie ist Teil ihres Lebens auf Zanzibar und somit Teil ihres zu Hauses, auch ein funktionierendes Sozialsystem, das sie auffängt. Altersvorsorge oder Pensionsversicherungen gibt es nicht und diese Aufgaben werden noch meist vom Familienverband übernommen. Jeder Fehltritt in Melanies Verhalten würde sich wie ein Lauffeuer ausbreiten und schließlich ihre Familie erreichen, was gravierende Folgen für die Familie, und schließlich auch für Melanie hätte. Dass die Familie diese Funktion innehat findet Melanie schön. Sie mag dieses

System und es ist ein Zeichen ihrer Wertschätzung darauf Rücksicht zu nehmen. In erster Linie geht es um den Respekt, den sie ihrer Familie entgegenbringen möchte.

Sabine hat zur Familie ihres Mannes kaum Kontakt. In Ahmads Familie hat Sabine bisher keinen Rückhalt erfahren. Im Gegenteil fühlt sie sich auf die Vorurteile einer reichen „Weißen“ reduziert, da viele Familienmitglieder kommen und um Geld bitten, jedoch Jobs die sie ihnen in ihrem Guesthouse oder Cafe anbietet, ablehnen. Durch dieses fehlende Auffangnetz wird es für Sabine noch wichtiger, ihre deutsche Staatsbürgerschaft und den dahinter stehenden Sozialstaat als Rückhalt nicht aufzugeben.

Ilse und Christof haben zwar beide einheimische Partner, jedoch ebenfalls eher wenig Kontakt zur Familie ihrer Partner. Beide Partner stammen ursprünglich vom Festland. Die Familie von Paul, Ilses Partner, ist nicht auf der Insel. Die Familie von Cristel, Christofs Partnerin, lebt teilweise in Europa, am Festland und auf Zanzibar.

Freundschaft

Einigkeit herrscht unter den MigrantInnEn bezüglich Freundschaften auf Zanzibar. Sie machten die Erfahrung, dass Freundschaft auf Zanzibar nicht gleich definiert wird, wie in ihren Herkunftsländern. Oder sie unterscheidet sich von ihren persönlichen Definitionen. So fällt es den MigrantInnEn mehr oder weniger schwer, die Art von Freundschaften aufzubauen, die sie sich wünschen würden. Zwar gibt es meist ein umfangreiches Netz an Bekanntschaften, jedoch tiefergreifende Freundschaften zu Einheimischen sind sehr selten. Innerhalb der deutschsprachigen Community auf Zanzibar haben sich allerdings, vor allem unter Frauen, die eine oder andere wichtige Freundschaft entwickelt. Es kann trotzdem nicht automatisch davon ausgegangen werden, dass die Herkunft allein ausreicht, um die Basis für eine Freundschaft zu bilden. Auch wollen manche MigrantInnEn bewusst keinen oder mäßigen Kontakt zu Landsleuten. Die Tatsache, dass auf Zanzibar Freundschaft fast ausschließlich zu gleichgeschlechtlichen Menschen möglich ist, ist für viele schwer zu verstehen und zu akzeptieren. Von tiefgehenden, aktuellen Freundschaften zu zanzibarischen Frauen hat mir keine der Migrantinnen erzählt. Auch die männlichen Migranten haben keine für sie verlässlichen Freundschaften zu zanzibarischen Männern.

Susanne beschreibt die Beziehungen unter Männern als sehr tiefe Freundschaften, in denen Probleme besprochen und diskutiert werden. Beziehungen unter Frauen sind einerseits starke solidarische Freundschaften, andererseits auch durch Konkurrenz geprägte Bindungen.

Frauen wie Männer flechten sich jeweils in ein gleichgeschlechtliches Netzwerk ein, das Rückhalt bietet. Diese Netzwerke können nach außen hin als sehr geschlossen

wahrgenommen werden. Für Fremde ist es daher sehr schwierig in diese Netze mit eingeflochten zu werden (passiv), oder sich selbst einzuflechten (aktiv). Viele Hürden, wie Sprache, einseitige oder beidseitige Berührungsängste und vorangenommene Unterschiede und Abgrenzungsmechanismen erschweren die Annäherung, sowohl in gleichgeschlechtliche Netze als auch Kontakte zum anderen Geschlecht.

Helmut beispielsweise hat Freunde, allerdings keine auf die er sich im Ernstfall wirklich verlassen würde. Dies musste er, vor allem am Anfang, erst verstehen und sich dann bewusst fragen, ob er damit zurecht kommen würde. Es war für ihn klar, dass er die vollkommen andere Art Freundschaft zu leben, entweder akzeptieren, oder einen anderen Ort zum Leben suchen müsste. Er empfindet das was auf Zanzibar unter „Freundschaft“ verstanden wird als sehr oberflächlich. Das ist auch der Grund warum es ihm schwer fällt „wahre“ Freunde, so wie er sie definiert, zu finden. Oberflächlichkeit und Freundschaft passen für Helmut nicht zusammen. Denn letztlich musste er die Erfahrung machen, dass „alle“ aus der Bekanntschaft zu ihm als „Weißen“ nur einen Vorteil ziehen wollen, was eine wirkliche Freundschaft unmöglich macht. Es stört ihn vor allem in diesem Zusammenhang sehr, immer als „Sprungbrett“ gesehen zu werden.

Über das Thema Oberflächlichkeit und Freundschaft sind sich die meisten MigrantInnEn einig. Freundschaften zu Einheimischen, die auf Verlässlichkeit, Solidarität und Tiefsinn beruhen, hat keineR der MigrantInnEn, Ehe- und Lebenspartner ausgeschlossen. Eher finden sich solche Freundschaften innerhalb der deutschsprachigen „Community“.

Die Frauen, zu denen Susanne Kontakt hat, sind meist alleinstehend, geschieden, berufstätig und haben wenig Zeit, wie sie selbst auch. Zu ihren besten Freundinnen zählen Melanie und Johanna. Beide Frauen sind nach Zanzibar migriert. Viele weitere Bekannte sind ins Ausland gegangen und der Kontakt ist über email noch aufrecht geblieben. Besonders schade findet es Susanne, wenn Menschen nach zwei Jahren Aufenthalt auf Zanzibar wieder gehen. Hin und wieder bekommt sie Besuch von guten Freunden aus Deutschland. Freundschaftliche Kontakte zu Männern hat Susanne, wie auch Sabine, Ilse und Melanie, kaum. Einige ergeben sich durch Susannes Ehemann. Andere Männer halten Respektabstand. Eine Freundschaft scheint gar nicht erst in Frage zu kommen oder unvorstellbar zu sein. Auch Sabine und Ilse schildern mir die Problematik von Freundschaften zu Männern so. Wenn sich nicht die Möglichkeit zu mehr als einer Freundschaft bietet, wird der Kontakt offenbar als „sinnlos“ angesehen und abgebrochen. Männer sind für („weiße“) Frauen ständig präsent, sie befinden sich ständig im Austausch mit TouristInnEn und sind auch in der Tourismusbranche tätig, während es von Frauen nicht gerne gesehen wird, wenn sie sich mit Touristen oder Fremden

unterhalten. Auch dies halte ich für ein Indiz, dass selbst „Weiße“, die sich schon länger auf der Insel aufhalten, häufig immer noch als „Fremde“ und nicht integrierte Wesen wahrgenommen werden. Großen Einfluss auf die Unmöglichkeit von Freundschaften zwischen Männern und Frauen hat die Einstellung der Eltern und Älteren, die dies auch innerhalb der Gesellschaft Zanzibars als nicht erstrebenswert und unsittlich sehen. Beziehungen zu Frauen aufzubauen bedeutet ein Mehr an Bemühungen und Zeitaufwand. Da die meisten Migrantinnen jedoch mit ihren eigenen Alltag schon sehr beschäftigt sind, scheitert eine engere Verbindung zu Frauen. Mit Männern wird allein durch Smalltalk und Begrüßungen der Kontakt aufrecht erhalten und immer wieder neu hergestellt.

Freundschaften zwischen deutschsprachigen Frauen und zanzibarischen Männern sind ein sehr komplexes Thema. Frauen, die verheiratet sind, haben es einerseits schwerer freundschaftliche Kontakte zu Männern aufzubauen, da Kontakt zwischen Männern und Frauen auf freundschaftliche Art auf Zanzibar nicht erstrebenswert ist. Andererseits können die verheirateten Frauen sich durch ein unsichtbares „Besetzt-Schild“ das ihnen anhaftet (Susanne), mit Männern auf einer anderen Ebene kommunizieren. Jene Männer, die sich ohnehin nur aus zwielichtigen Gründen für die Frauen interessieren würden, bleiben auf respektvoller Distanz. In Susannes speziellem Fall erklärt sich dieser Respektabstand durch ihren Mann Ramadhani, der Kinderchirurg und somit eine wichtige Persönlichkeit ist. Sich bei ihm unbeliebt zu machen könnte sehr schwerwiegende Folgen haben, denn schließlich könnte man in einer wichtigen Situation auf dessen Hilfe angewiesen sein. Damit ist für viele Susanne ein wenig unantastbarer als andere „weiße“ Frauen. Vertrauen zwischen Menschen ist aber individuell und lässt sich nicht pauschalisieren. Auch zu wenigen Männern sind in Susannes Leben auf Zanzibar vertrauensvolle und freundschaftliche Bindungen gewachsen, die keine weiteren Absichten haben, als sich gegenseitig zuzuhören. Die geringe Größe von Susannes Netzwerken ist für sie selbst nicht untypisch, denn auch ihre Netzwerke in Deutschland waren eher klein. Sie fühlt sich in einem kleineren, aber dafür soliden und vertrauenswürdigen Netzwerk wohler. Viele Kontakte zu pflegen und aufrecht zu erhalten sind ihr zu anstrengend und schwierig, da sie ihre Arbeit und ihr Familienleben schon sehr in Anspruch nehmen. Außerdem genießt sie es auch, ab und zu alleine zu sein. Auch wenn Susannes Netzwerk eher klein ist, zeigt sich doch, dass zu ihrem engeren Freundeskreis eher auch andere Migrantinnen zählen. Allen voran Melanie und Johanna. Nur eine zanzibarische Frau zählte sie wirklich als Freundin, doch diese lebt nun in London. Susannes Bekanntenkreis umfasst Menschen aus vielen verschiedenen Nationalitäten und den verschiedensten Hintergründen. Sie beschreibt auch die Auswahlmöglichkeit an Freunden als

anders als in Deutschland. Sie trifft Menschen über eigene Bekannte und Freunde, hat Einblick in viele Leben, schaut sich um, ohne gleich dabei sein zu müssen. Ihre Vorliebe für Beobachtungen, denen sie in Deutschland schon als Taxifahrerin nachgekommen ist, kommt zum Vorschein. Daraus ergeben sich Bekanntschaften oder Kontakte, die vielleicht irgendwann nützlich sein könnten, nicht aber Freundschaften.

Sabine hat in ihrer kurzen permanenten Zeit auf Zanzibar noch keine Freundschaften schließen können. Das liegt einerseits an der Dauer ihres Aufenthalts und andererseits an den unterschiedlichen Auffassungen von Freundschaft, die sie selbst und die Zanzibari, die sie bisher kennengelernt hat, voneinander trennen. Sie hat vor allem damit zu kämpfen, dass viele ihrer moralischen, ethischen und persönlichen Vorstellungen nicht mit dem „Mainstream“ Zanzibars übereinstimmen. Besondere Schwierigkeiten bereiten ihr das allgemeine Unverständnis für ihre Tierliebe und die Aufopferung für diese, sowie ihr Vegetarismus. Sabine sucht noch einen Zugang zum Sozialleben Zanzibars. Vorerst fällt es ihr schwer, ihren Platz in einem System zu finden, in dem es deutlich andere Rollenverteilung von Männern und Frauen in Freundschaften gibt.

Die Aufhebung der Anonymität als positiver Aspekt

Dass es nicht für alle MigrantInnEn schwer ist, die aus ihren Herkunftsländern gewohnte Anonymität und Privatsphäre aufzugeben, zeigt Ilse's Einstellung zu diesem Thema. Für sie fühlt sich die Gesellschaft Zanzibars wie eine große Familie an. Das Gefühl entsteht bei ihr durch ihre Beobachtungen, wie die Menschen mit ihr umgehen. Sie wird bemerkt und begrüßt, wo immer sie hin geht und ihr ist immer ein Lächeln sicher. Für Ilse ist das ein sicheres Zeichen dafür, dass die Menschen sich im Allgemeinen füreinander interessieren und einander helfen. Die nicht vorhandene Anonymität ist für Ilse der positive Hauptunterschied zu ihrem vorherigen Wohnort, einem 1000-Einwohner-Ort in Deutschland. Es fällt ihr leicht Bekanntschaften oder Kontakte zu knüpfen, da es immer und überall möglich ist Gespräche zu führen oder Einladungen zum Essen zu bekommen. In Deutschland war das für Ilse nicht so, da die Menschen dort andere Menschen nicht so gerne in ihre Privatsphäre einlassen wollten. Auch die Nachbarschaftshilfe und Zivilcourage schätzt Ilse auf Zanzibar sehr, was ihr ein sicheres Gefühl und viel Rückhalt vermittelt, wodurch sie auch keine Zukunftsängste verspürt. *„Irgendwer ist immer da, der helfen kann, bei dem man mal was essen kann...“* (Ilse) Auch wenn Ilse in beiden Fällen, also Rheinland und Zanzibar, die Beziehungen jeweils als eher oberflächlich einstuft, hat sie dennoch durch die aktive Rolle der Zanzibari mehr zwischenmenschliche Beziehungen auf Zanzibar als in Deutschland. An ihrem ersten

Wohnort in Jambiani, in Christofs Haus, kannte sie ihre Nachbarn und pflegte Kontakt zur Bevölkerung. Sie wurde von einer örtlichen Frauengruppe, die ein geschlossenes Kreditsystem entwickelt hatten, eingeladen an ihren Treffen teilzunehmen. Auch wenn Ilse aus sprachlichen Gründen nicht viel verstanden hat, hat sie es dennoch genossen dabei sein zu dürfen. In ihrem neuen Haus, das ca. eine Stunde Fußmarsch entfernt im gleichen Dorf ist, konnte sie bisher in der Gesellschaft noch nicht Fuß fassen. Ein halbes Jahr reichte nicht aus um engere Kontakte oder Freundschaften zu den Menschen zu knüpfen.

Netzwerke(n) unter Zugezogenen

Wie bereits erwähnt existiert eine Liste für Frauen, die von außerhalb Zanzibars stammen. Die „Wanawake-List“ ist für all jene Frauen gedacht, die sich mit anderen Nicht-Zanzibaris vernetzen wollen. Jede Frau kann sich, wenn sie das möchte, auf der Liste mit Namen, Telefonnummer und email eintragen. Die Liste ist für alle darauf Eingetragenen einsichtig und auch online einzusehen. Ich habe eine ausgedruckte Version zur Verfügung gestellt bekommen und so sehr leicht Kontakte für meine Arbeit finden können. Auf der „Wanawake-List“ sind Frauen unterschiedlichster Herkunft vertreten. Auch afrikanische Nationen sind zu finden. Ausgehend von dieser Liste gibt es ein Angebot von Aktivitäten, wie zum Beispiel einen Lesezirkel. Es gibt regelmäßig abendliche Veranstaltungen und Treffen in Stone Town, auch im kulturellen Bereich. Keine der Frauen mit denen ich gesprochen habe geht jedoch, aus verschiedenen Gründen, zu den Treffen. Entweder es besteht kein Interesse an so einer Gruppenbildung, der Veranstaltungsort liegt zu weit vom Wohnort entfernt und die Heimreise ist mit den öffentlichen Verkehrsmitteln zu später Stunde nicht mehr möglich, oder es liegen persönliche Gründe vor. Die Liste ist aber eine gute Informationsquelle, um zu sehen, wer neu auf der Insel ist und woher. So können auch privat neue Kontakte zu Menschen entstehen, die aus dem selben Herkunftsland kommen. Da die Wohnorte aber meist sehr weit voneinander entfernt sind, kommt es seltener zu Treffen. Ähnlich wie bei anderen sozialen Kontakten ist es so, dass sich gute Freunde nach Möglichkeit öfter treffen. Bekannte, die sich nicht so nahe stehen, sehen sich auch trotz großer räumlicher Nähe nicht so häufig. So ist auch Sabines Aussage zu diesem Thema einzuschätzen, die andere Deutschsprachige als Bekannte, nicht aber als Freunde bezeichnet.

Für die DDR Entsandten wurden gezielt gemeinsame Ausflüge und Freizeitaktivitäten angeboten. Sie erinnern sehr an die heutigen Touristenattraktionen wie die Fahrt nach Prison Island zu den Landschildkröten, Schnorcheln uvm. Ziel könnte es gewesen sein, dadurch

„das Auslandskollektiv der DDR Bürger zu festigen..“ (Schulz 2009:295) Auch der koloniale „Deutsche Club“ verfügte über ein breites Angebot an Freizeitaktivitäten.

Eine willkommene Bewegung im Geschehen in Ilse's Sozialleben ist die Urlauberhauptsaison, in der auch andere deutsche Hausbesitzer nach Jambiani kommen. Zu ihnen hat Ilse guten Kontakt. Ilse ist auch auf der „Wanawake-List“ vertreten, geht jedoch nie zu den Treffen, da sie in der Stadt stattfinden und die Rückkehr nach Jambiani abends mit Daladalas nicht mehr möglich ist. Einmal ging sie zu einem Treffen und fühlte sich dort aber nicht wohl, da für sie diese Gruppe künstlich kreiert ist und sich von einer natürlich gewachsenen Gruppe sehr unterscheidet. Ilse hat unterschiedliche Interessen an reinen Frauengruppen. Während sie sich nicht so sehr für die Vorgänge der „Wanawake-List“ interessiert, genoss sie doch die Möglichkeit bei einer Frauengruppe in Jambiani dabei sein zu dürfen. Das Interesse an der einheimischen Gruppe steht im Gegensatz zu ihrer Grundeinstellung bezüglich Frauengruppen. Ich interpretiere das als bevorzugte Erfahrungen mit Menschen der Insel, um der Lust Neues kennenzulernen nachzukommen.

Christof hat, wie oben bereits erwähnt, überwiegend Kontakt zu anderen Deutschsprachigen. Und bis auf Sabine schätzen und pflegen alle MigrantInnEn die Kontakte zu ihren Landsleuten bewusst. Wie auch in den Ausführungen von Susanne deutlich wird, ist es für sie wichtig auch Gespräche in der eigenen Sprache führen zu können und mit Menschen, die in ähnlicher Umgebung aufgewachsen sind. Sich auszutauschen und dabei zu verschiedensten Dingen gleiche Bilder und Erinnerungen zu haben, erleichtert die Kommunikation und vermittelt ein Gefühl des verstanden Werdens, zum Beispiel wenn es um Fernsehsendungen geht, die vielleicht einigen noch aus der Kindheit ein Begriff sind. Viele Erklärungen die es in Gesprächen und Beziehungen zu Zanzibaris braucht, fallen unter Menschen ähnlicher Herkunft weg, was als sehr entspannend und befreiend empfunden wird. Eine Art Gruppen-, Heimat-, Zugehörigkeitsgefühl und sehr starke Erinnerungen an das Leben im Herkunftsland entstehen. Innerhalb dieser Gruppen kann auch Austausch über Meinungen, das Leben und die Erfahrungen auf Zanzibar besprochen werden. Kritische Reflexionen oder „Dampfablassen“ sind erlaubt, da so etwas wie ein geschützter Rahmen entsteht. Susanne bezeichnet dies sogar als kleine Inseln, die sie auch pflegt.

6.4.4. Sprache

Sprache ist Teil der Persönlichkeit, ein Teil von Identität. Es ist eines der Mittel das uns Menschen zur Verfügung steht um uns auszudrücken, um zu artikulieren was in uns vorgeht und unsere Umwelt daran teilhaben zu lassen. Davon was uns bewegt, beschäftigt oder aufregt. Wir können artikulieren was wir wollen und was wir nicht wollen. „*Sprache „erzeugt“ das Bild das wir uns von der Realität machen.*“ (Grinberg/Grinberg 1990:113) „*Die Sprache bestimmt die Erfahrung der Welt, der Anderen und des Selbst. Sie liefert einen Stützpunkt für die eigene Identität.*“ (Grinberg/Grinberg 1990:124) Somit ist sie auch ein schöpferischer Akt. Die Sprache, mit der wir aufgewachsen sind erfüllt den Anspruch des Selbstausdruckes wahrscheinlich am Besten. Später kann daraus das Argument folgen, dass nur die eigene Erstsprache authentisch ist und die Zweitsprache als „unzulänglich“ oder minderwertig angesehen wird - ein praktisches Argument, die Sprache des Aufnahmelandes nicht zu lernen. (Grinberg/Grinberg 1990:126) Im Prozess des Selbstausdrucks ist Sprache zentral. Doch es ist ein Medium, das neben so vielen Möglichkeiten auch sehr viele Schwierigkeiten mit sich bringt. Die Grenzen des sprachlichen Selbstausdrucks werden am schmerzlichsten in Konversationen mit Menschen gleicher Muttersprache deutlich, wenn diese trotz gleicher Sprache nicht verstehen was mit dem Gesagten gemeint ist. Was man in welchem Kontext wie sagt, hängt von den eigenen Gedanken und vom Gegenüber ab. Bei Fremdsprachen ist dieses Problem noch gravierender. Selbst vermeintlich gleiche Aussagen oder Gesten haben in verschiedenen Sprachen und Ländern auch verschiedene Bedeutungen. Je nach Gegenüber und Situation kann das Gesagte passend oder unpassend sein. Hier könnte bei Selbstreflexion klar werden, dass wir in der Wahl von Handlung und Sprachgebrauch sehr gut ausmachen können, ob und wie wir uns von anderen Menschen oder Gruppen von Menschen abgrenzen. Und warum wir das tun. Sprache ist wie Wissen und Macht.

In der Debatte über Integration, Zuwanderung und Migration wird in Österreich oft auch von Sprachkompetenzen gesprochen. Von MigrantInnEn wird erwartet, und mittlerweile sogar gesetzlich verlangt, Sprachkurse zu besuchen, schon bevor sie nach Österreich einreisen. Mit der Einreise müssen Prüfungsergebnisse über die Deutschkenntnisse vorgewiesen werden. Ausreichende Deutschkenntnisse sind in Österreich fixer Bestandteil der Integrationsvereinbarung.

„Durch die Integrationsvereinbarung soll u.a. der Erwerb von Grundkenntnissen der deutschen Sprache erreicht werden. Dies ist besonders wichtig, um am gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und kulturellen Leben in Österreich teilhaben zu können. Bestimmte

Personen müssen sich nicht zur Erfüllung der Integrationsvereinbarung verpflichten.“ (Help GV)

Bei Menschen, die vor dieser Regelung in das Land gekommen sind und nach mehreren Jahren die deutsche Sprache noch nicht „ausreichend“ können, wird davon gesprochen, dass sie sich nicht integrieren wollen. Nach den Umständen, Voraussetzungen und Rahmenbedingungen wird nicht gefragt. In Tanzania gibt es ein solches Gesetz nicht und von niemandem wird verlangt, Kiswahili oder eine andere Sprache des Landes, zu lernen oder bereits zu können. Jeder/jedem MigrantIn/Migranten ist es selbst überlassen, inwieweit sie oder er sich in diese Richtung bilden möchte.⁴¹ Die MigrantInnEn haben sich sehr unterschiedlich mit diesem Thema befasst. Was sich gezeigt hat ist, dass sich der Zugang zur lokalen Gesellschaft, dem Arbeitsmarkt und dem Leben an sich auch maßgeblich nach der Sprachkompetenz der MigrantInnEn richtet. Nicht jedeR braucht oder will diesen Zugang. Hier ist es besonders wichtig die Lebensgeschichten in die Analyse mit einzubeziehen und diese nicht getrennt von den Handlungsweisen in dieser Hinsicht zu sehen. Es geht dabei auch nicht um eine Wertung oder Be-wertung von Integration, sondern ein Versuch die persönlichen Entscheidungen nachzuvollziehen und sie samt ihren Konsequenzen zu verstehen.

Nuancen der Sprache

Sehr wichtig im Kiswahili sind Sprichwörter. Sie finden in allen Arten von Gesprächen immer wieder Anwendung. Es gibt eine Vielzahl von Sprichwörtern, die oft wie Metaphern, Vergleiche, Erklärungen und Ergänzungen verwendet werden, um ein Beispiel in einem Gespräch noch besser veranschaulichen zu können, oder um ein Argument zu widerlegen oder zu untermauern. Sprichwörter sind ein immer weiter wachsender Fundus. Sie zu verstehen, zu lernen und anzuwenden ist eine lange, anstrengende und zeitaufwendige Aufgabe. Auch können sie nicht einfach „gelernt“ werden. Ihren tatsächlichen Verwendungszweck und Bedeutung erklärt sich oftmals erst im Kontext eines Gespräches wirklich. Je besser Sprichwörter im Gespräch eingebaut sind, desto mehr wird die Sprache zu einer „Insidersprache“. Über Redewendungen und Sprichwörter kann der/die MigrantIn in die „geheimen“ Winkel der Aufnahmegesellschaft eindringen. Durch diesen unerschöpflichen Reichtum ist es wahrscheinlich, dass die Sprache im Aufnahmeland bis zu einem gewissen Grad, selbst bei sehr guten Kiswahilikenntnissen, letzte Geheimnisse für sich behält.

⁴¹ Im Vergleich könnten daraus Schlüsse auf die jeweiligen Intentionen der Länder geschlossen werden. Es ist aber nicht Ziel dieser Arbeit einen Ländervergleich aufzustellen.

(Grinberg/Grinberg 1990:126). Dementsprechend wird ein Sprecher/eine Sprecherin mehr und mehr zum „Insider“, je mehr er/sie es versteht, die Sprichwörter in seinen Sprachschatz aufzunehmen und anzuwenden. Melanie und Susanne stimmen dahingehend mit meinen eigenen Erfahrungen überein. Die Wertschätzung der Menschen gegenüber den MigrantInnEn steigt deutlich mit der Zunahme an Sprachkenntnissen.

Nonverbale Kommunikation

Neben der verbalen Kommunikation ist auch die nonverbale Kommunikation sehr wichtig. Blicke, Gesten, Betonungen und bestimmte Laute sind wichtige Teile im Gespräch und können helfen, das Gemeinte auch so zu transportieren, dass es unmissverständlich beim Gegenüber ankommt. Allerdings sind diese Sprachcodes nur durch gutes Beobachten und unterstützende Erklärungen der ErstsprecherInnen über längere Zeit erkenn- und deutbar. In wie weit es dann auch Sinn macht diese Codes praktisch selbst anzuwenden, hängt von der eigenen Kompetenz und vom Können ab. Aber auch dann ist nicht gewährleistet, dass die Botschaft gleich ankommt, als würde sie eine Zanzibari verwenden. Hier spielt die Akzeptanz und Wertschätzung der Gesellschaft dem oder der Fremden gegenüber eine Rolle. Auch die Hautfarbe ist ein großer Faktor. In der non-verbalen Kommunikation verhält es sich parallel zur verbalen Kommunikation. Ein ernsthaftes und respektvolles Anhören hängt auch von Vorurteilen oder Offenheit gegenüber den Nicht-Swahili-Sprechenden ab.

Ein bestimmtes „Quetsch-Geräusch“, das zanzibarische Frauen machen, wenn sie einem Mann gegenüber Verachtung oder Ablehnung signalisieren, ist einerseits nicht einfach nachzumachen und andererseits stößt der Versuch es nachzumachen und auch die korrekte Anwendung erst einmal eher auf lautes Gelächter, als auf ehrfürchtigen Rückzug und Respekt. Grammatik und Wortschatz können Erwachsene leichter aufnehmen als die „Melodie“ (Akzente, Betonung, Rhythmus...) einer Sprache. (Grinberg/Grinberg 1990:125)

Bedeutungen und Sozialisation

Wichtig sind Vorstellungen und Prägungen die hinter der Sprache stehen. Das bedeutet, dass wenn zwei Menschen das selbe Wort verwenden, dies nicht unbedingt heißt, dass sie auch das Selbe meinen beziehungsweise dasselbe Bild im Kopf haben. Bestimmte Ausdrücke, Redewendungen oder Arten *wie* etwas gesagt wird, werden im deutschen Sprachraum möglicherweise ganz anders verstanden als im Swahili-Sprachraum. Sprache ist auch Kulturträger und sagt viel darüber aus, was in einer Gesellschaft als „ok“ und was als völlig daneben gilt. Zählt man nicht zu jenen Menschen, die Kiswahili als Erstsprache haben,

können erst im Laufe der Zeit Missverständnisse identifiziert werden. Menschen haben oft unterschiedliche Ausgangspositionen und Kommunikationsebenen von denen aus der andere nicht richtig verstanden werden kann. Erst wenn sich beide Sprecher auf einer Ebene befinden, steigt die Wahrscheinlichkeit sich zu verstehen. Die persönlichen Prägungen und Vorstellungen aus der Herkunftsregion und Gesellschaft spielen dabei eine sehr große Rolle.

Englisch vs. Kiswahili

Helmut hat Kiswahili nicht gelernt bevor er nach Zanzibar gekommen ist. Obwohl die Entscheidung zur Migration schon einige Zeit vor dem tatsächlichen Verlassen Deutschlands fiel. Diese Handlungsweise unterstreicht meine These der nicht abgeschlossenen Migration Helmut. Könnte es doch jeder Zeit passieren, dass er Zanzibar wieder verlässt. Trotzdem ist es auch für ihn wichtig, zumindest die Grundzüge der Sprache zu verstehen und einfache alltägliche Unterhaltungen führen zu können. Besonders wichtig sind Begrüßungen. Er spricht gerade so viel Kiswahili, dass er keinen Mehraufwand fürs Lernen betreiben muss. Sich wirklich mit der Sprache auseinander zu setzen, würde ihm Zeit kosten, in der er sich lieber mit Menschen treffen oder umherreisen würde. Solange er mit Englisch gut voran kommt und er damit seine Bedürfnisse nach Neuem und Abenteuer stillen kann, ist der Umfang seiner bisherigen Kiswahilikenntnisse ausreichend. Dass er dadurch nicht tiefer in die zanzibarischen Lebenswelten eintauchen kann, ist für Helmut nicht weiter tragisch, da das nicht der Grund ist, warum er auf der Insel, beziehungsweise in Tanzania, ist! Es geht nicht darum in der Gesellschaft Fuß zu fassen, sondern möglichst viel Spannendes zu erleben. Und darunter versteht er vor allem viel unterwegs zu sein und möglichst viele (optische) Reize erleben zu können. Es fällt ihm außerdem schwer, die Sprache zu lernen und er findet es frustrierend kaum Fortschritte zu machen. Er lernt aber dennoch immer wieder Worte dazu.

Berufliche Motivation

Die Notwendigkeit einer Arbeitsstelle auf Zanzibar scheint das Hauptkriterium für erforderliche Swahilikenntnisse zu sein. Auch die Erzählungen von DDR entsandten Lehrenden zeigen, wie unterschiedlich das Thema der Sprachvorbereitung und Weiterbildung gehandhabt wurde und wird. Haben sich die einen intensiv auf ihre Arbeit auch hinsichtlich der Sprachkenntnisse vorbereitet (Weiser 2009:227); waren die anderen damit beschäftigt ihre Englischkenntnisse auf Vordermann zu bringen. (Schulz 2009:278) Gefordert wurden Swahilikenntnisse zur Durchführung der Lehrtätigkeit erst später. Davor war der Anspruch an

die Junglehrenden aus Ostdeutschland, vor allem auf Englisch zu unterrichten. Aus den Anforderungen ergaben sich die unterschiedlichen Zugänge zu diesem Thema.

Susanne arbeitet hauptsächlich mit Zanzibaris zusammen. Auch wenn Englisch einen hohen Stellenwert in ihrer Branche hat, ist es doch angebracht, sich mit den Kollegen in ihrer Landes- und Erstsprache zu unterhalten.

Melanies Betrieb ist zwar eine Bungalowanlage für Urlaubsgäste, doch geht ihr Tätigkeitsbereich weit darüber hinaus „nur“ mit TouristInnEn in Kontakt zu sein. Es sind viele Wege und Erledigungen außerhalb des Betriebes zu Ämtern, Märkten und anderen Stellen zu machen, bei denen Kiswahili unentbehrlich ist.

Ilse ist gerade im Begriff ihre Swahilikenntnisse auszubauen, da sie bald darauf angewiesen sein wird zu arbeiten. Egal in welchem Bereich sie arbeiten wird, die Kenntnis der Sprache ist ein großer Vorteil.

Sabine ist erst sehr kurz auf der Insel und ist bis auf einige Besorgungen und Wege in der Stadt vorwiegend zu Hause tätig. Die Dringlichkeit Kiswahili aus beruflichen Gründen zu lernen hielt sich bisher noch in Grenzen. Doch mit zunehmenden Aufgaben und je länger Sabine auf Zanzibar leben wird, desto dringlicher wird es wahrscheinlich auch für sie Kiswahili zu lernen.

Christof und Helmut sind nicht berufstätig. Aus dieser Hinsicht ist es für sie nicht überlebensnotwendig die Sprache zu beherrschen.

Sprache nicht nur als Mittel zum Zweck – Identifikation mit der neuen Heimat

Melanie hat Kiswahili erst nach und nach auf Zanzibar gelernt, als für sie schon fest stand zu bleiben. Anfangs tat sie sich vor allem mit dem Brauch schwer, sich sehr ausführlich zu begrüßen. Sie hatte außerdem immer das Gefühl, dass niemand die Wahrheit sagte. Mittlerweile spricht Melanie fließend Kiswahili. Die Sprache ist zu dem Ausdrucksmedium ihrer zweiten, selbstgewählten Heimat geworden. Ihre sehr guten Kiswahilikenntnisse tragen einen sehr großen Teil dazu bei, dass sie sich in der Gesellschaft aufgenommen fühlen kann. Für sie ist die Sprache ein Schlüssel zu den Herzen der Menschen auf Zanzibar. Ihre hervorragenden Kiswahilikenntnisse werden von Freunden oft dazu herangezogen, um sie zur „Mswahili“⁴² emporzuheben, wenn jemand Melanie zur „Mzungu“⁴³ degradieren will. Sie wird als „Mswahili“ bezeichnet, weil sie die Swahilisprache spricht. Kein anderer Punkt scheint so wichtig zu sein, wenn es darum geht, wie sehr man Teil der Gesellschaft sein darf. Je besser die Kenntnisse, desto reger die Kontakte und desto mehr Zugänglichkeit sowie

⁴² Die Vorsilbe „M“ vor „swahili“ ist das Zeichen für Menschen

⁴³ In diesem Fall als eindeutig minderwertiger als „Mswahili“ gemeint

Verständnis für Kultur, Denken, Regeln und Handlungsweisen eröffnen sich den MigrantInnEn. In einem Beitrag der kenianischen Nachrichtensendung KTN LEO wird die Studentin Sarah Hilwat aus Belgien präsentiert, die innerhalb eines Jahres auf Lamu nahezu perfekt Kiswahili sprechen lernte. Sie hat sich außerdem stark an den Lamuer Lebensstil angepasst. Unter anderem durch das Tragen eines Buibuis. Die Kombination der Elemente perfekter Sprachkenntnisse und weiterer auffälliger, für Fremde untypische Verhaltensweisen, lässt sie zum Paradebeispiel von Integration werden. Die Verblüffung über eine „weiße“ Frau, die in solch einer Perfektion und nahezu akzentfrei Kiswahili spricht ist groß. Zumindest in der Nachrichtensendung wird sie als positives Beispiel von Zuwanderung betrachtet und bewundert. (vgl. Sarah Hilwat)

Kiswahili – wozu?

„Manche Immigranten fühlen sich beim Gebrauch der neuen Sprache als wären sie verkleidet und als hätten sie die Sprache verloren, die für sie die authentische ist.“ (Grinberg/Grinberg 1990:127) Wird dieser Zustand überwunden, wird erkennbar, dass es Raum für beide Sprachen gibt und die neue Sprache eine Bereicherung darstellt. Die unterschiedlichen Sprachkenntnisse der MigrantInnEn sind eng verknüpft mit ihren Migrationsgründen, Motiven und Zielen für das Leben auf Zanzibar. Es gibt auch Menschen, die weder berufliche noch private oder gesellschaftliche Gründe haben, die Sprache der Menschen zu lernen, die sie umgeben und in deren Welt sie leben.

Christof spricht weder Englisch noch Swahili. Nur einige wenige Worte kann er verstehen, ein paar Worte sprechen. Er will Kiswahili nicht lernen, weil ihm die Sprache nicht gefällt. Er hat außerdem durch Beobachtungen das Gefühl bekommen, dass Einheimische die Sprache oft verwenden um ihn auszuschließen, in dem sie sehr schnell miteinander sprechen, so dass es ihm unmöglich ist etwas zu verstehen. Trotzdem kann er sich auf Zanzibar bewegen und kommt auch so an sein Ziel, zum Beispiel wenn es darum geht einzukaufen oder über Preise zu verhandeln. Christof bedient sich anderer Hilfsmittel, um sich zu verständigen. Zum Beispiel nimmt er zum Einkaufen von Ersatzteilen einfach jenes Teil mit, das ihm kaputt gegangen ist, um es bestellen zu können. Er ist aber dennoch davon überzeugt, dass er, könnte er Kiswahili, noch bessere Preise am Markt erzielen könnte als ohne der Möglichkeit sich mit Worten verständigen zu können, da er sich für einen guten Händler hält. Aus Christofs Umfeld lässt sich ablesen, dass die Tatsache, dass er kein Kiswahili kann, mit ein Grund ist, dass er nicht ein Teil dieser Gesellschaft ist, sondern noch eindeutiger die Rolle eines Fremden oder „Weißen“ zugesprochen bekommt. Dadurch dass er sich nur begrenzt mit

Worten verständigen kann, nimmt er oft gewillt, oft ungewillt, die Rolle eines passiven Beobachters ein, der das Geschehen das ihn umgibt, aus einer ganz anderen Perspektive, aus einer eher außenstehenden Perspektive, sieht. Dies kann jemandem, der durch die Sprache ganz anders involviert ist, in dieser Form nicht passieren. Diese Rolle kann vorteilhaft, aber auch nachteilig sein. In der Beziehung zu seiner Lebensgefährtin Cristel, die kein Deutsch sondern Englisch und Kiswahili spricht, kommt es vielleicht gerade deshalb weil es kaum Kommunikation in Form von vollständigen Sätzen gibt, kaum zu Konflikten. Christofs bewusste Entscheidung kein Kiswahili können zu wollen ist gleichzeitig eine bewusste Entscheidung für ein isolierteres Leben. Es geht Hand in Hand mit seinem Migrationsgrund, in Ruhe mit möglichst wenigen Problemen am Wasser zu leben. Ohne sprachlich zu verstehen, was einen umgibt, können Probleme oder positive Ereignisse schwerer begriffen werden. Es ist, als hätte er sich mit einer Blase umgeben, die ihn vor zu vielen äußeren Einflüssen schützt. Zanzibar bietet vor allem landschaftlich den passenden Rahmen für sein Wunschleben.

Kiswahili lernen - Wo, wann und mit wem

Bei allen in Beziehung lebenden MigrantInnEn werden also alle erdenklichen Varianten der Verständigung gepflegt. Woher die MigrantInnEn ihre Sprachkenntnisse haben ist unterschiedlich. Auf der Insel gibt es viele Möglichkeiten Kurse zu besuchen, entweder in Form von privatem Unterricht oder bei Institutionen. Am leichtesten Zugang zu Kursen findet man in Stone Town. Dort werden am Institute of Kiswahili and Foreign Languages auf der State University of Zanzibar immer wieder Kurse für Gruppen angeboten. Aber auch Einzelunterricht ist bei einer der Lehrenden möglich.

Melanie hat gemeinsam mit zwei anderen Frauen, die Kiswahili nicht als Muttersprache sprechen, immer wieder Unterricht genommen. Im Laufe der Zeit versuchten sie mehr und mehr Sprichwörter zu lernen und zu verstehen. Da die drei Frauen in einer jeweils anderen Gegend der Insel leben, können sie aus ihren Erfahrungen verschiedene Bedeutungen und Anwendungsmöglichkeiten zusammentragen und sich so gegenseitig unterstützen.

Susanne lernte Kiswahili im Zuge ihres Studiums. Auf ersten Reisen nach Tanzania in ihrer Studienzeit vertiefte sie ihre Kenntnisse um es schließlich dann mit ihrem Mann und ihrer Familie auf Zanzibar sowie der Gesellschaft und ihren Arbeitskollegen zu perfektionieren.

Bei fast allen MigrantInnEn bestünde die Möglichkeit, Kiswahili durch und mit ihren tanzanischen PartnerInneN zu erlernen. Doch dies funktioniert in der Praxis, zumindest bei den Paaren dieser Studie, nur mäßig oder gar nicht.

Einige der Befragten sind der Meinung, dass es sehr schwierig ist, sich in einer bilingualen Beziehung gegenseitig die Sprache beizubringen. Hauptargument dafür ist, dass die Lebenspartner innerhalb der Beziehung so viel zu besprechen haben, dass es höchst mühsam und aufwendig wäre parallel zu den anfallenden Themen auch noch eine Art Fremdsprachenkurs oder Training zu integrieren. Die meisten Versuche sich gegenseitig zu unterrichten schlagen wegen mangelnder Geduld fehl. Oder aber der Partner/die Partnerin wird als inkompetent für den Unterricht angesehen. Die Sprache des Partners zu lernen bedarf nach Ansicht vieler MigrantInnEn einen außenstehenden Lehrenden. Doch auch so eine außenstehende Person wird sehr selten aufgesucht und so bleibt der gemeinsame Nenner in Sachen Verständigung Englisch. Englisch ist jedoch von keinen der beiden die Sprache, mit der er oder sie aufgewachsen ist. Zumindest aber gibt es eine Möglichkeit von Kommunikation.

Ilse spricht ein wenig Kiswahili, jedoch nach eigenem Einschätzen „*noch nicht besonders gut*“ (Ilse). Das Hauptproblem für sie ist, nicht genügend Möglichkeiten zu bekommen um üben zu können, da die meisten Englisch mit ihr sprechen wollen. Auch in ihrer Beziehung zu Paul ist es nicht möglich Kiswahili zu lernen und ihm umgekehrt Deutsch beizubringen, da die vielen Themen, die besprochen werden sollen und müssen, der Geduldprobe nicht standhalten. Trotzdem versucht Ilse immer wieder, beim Einkaufen oder im Kontakt mit anderen Menschen, Kiswahili zu praktizieren. Der Prozess, bis sie es dann tatsächlich beherrscht, wird dadurch zwar ein längerer, doch ihr scheint es durchaus möglich zu sein auf kurz oder lang die Sprache zu erlernen.

Auch der Zeitfaktor spielt beim Erlernen der Sprache eine große Rolle. Sabine kam zwar über viele Jahre immer wieder nach Zanzibar, doch waren die Aufenthalte zu kurz und die lange Zeitspanne bis zur Rückkehr zu lang, um effektiv Kiswahili lernen zu können. Mitbeeinflusst wurde dies noch durch ihr sehr ausgefülltes Berufsleben in Deutschland, das neben zwei Jobs keine Fortbildung zuließ. Selbst auf Zanzibar sind die Zeiträume in denen Kiswahili von den MigrantInnEn gelernt wird sehr unterschiedlich und hängt von der Dringlichkeit ab die Sprache können zu müssen, etwa aus beruflichen und familiären Gründen. Und auch von dem persönlichen Drang, wie schnell und umfangreich sich die MigrantInnEn in der neuen Sprachwelt zurechtfinden möchten. Und schließlich ist ein Punkt die eigene Disziplin im Lernen und Anwenden, sowie das eigene Können.

Sprachkenntnisse entscheiden über „Tiefe“

In jedem Fall ist es eine persönliche Entscheidung inwieweit die MigrantInnEn über die Sprache in das gesellschaftliche Leben auf Zanzibar eintauchen und Teil davon sein möchten. Private Gründe, die nicht im Zusammenhang mit dringenden Überlebensfragen stehen, reichen in meinen untersuchten Fällen nicht aus, um die Sprache lernen zu wollen. Mit einem Lebenspartner zanzibarischer oder tanzanischer Herkunft zusammenzuleben ist nicht gleichzeitig ein Indiz dafür auch dessen Sprache zu können oder diese lernen zu wollen oder lernen zu können. Auf Zanzibar ist neben Kiswahili Englisch die zweitmeistverwendete Sprache. Behördengänge, Amtshandlungen und auf gewissen Märkten kann man sich also auch ohne Kiswahili zu sprechen verständigen. Im gesellschaftlichen Bereich sind es vor allem Menschen, die im engen Kontakt mit dem Tourismus stehen, oder Geschäftsleute, die Englisch verwenden. Doch ein dauerhaftes Leben im engen Kontakt mit der Gesellschaft Zanzibars, ist - gegen meine persönlichen Erwartungen überraschender Weise nicht auf gute Kiswahili-Kenntnisse angewiesen. Helmut ist dafür das beste Beispiel. Er bewegt sich in der Gesellschaft und hat seinen Platz, auch ohne Kiswahili zu sprechen, eingenommen. Er ist täglich in Kontakt mit den Menschen, wird um Rat, Meinungen und Hilfestellungen gebeten. Er kommuniziert auf Englisch und hat bisher immer erreicht was er wollte. Helmut ist in dem Maße und in der Tiefe in Kontakt mit seinem Umfeld, wie er es persönlich für befriedigend empfindet. In der Qualität und Tiefe des Kontaktes sehe ich den entscheidenden Unterschied, welche Arten von Beziehungen gepflegt werden und was die MigrantInnEn von ihrem Umfeld brauchen. Es geht dabei nicht nur um Abhängigkeiten, sondern auch darum, persönliche zwischenmenschliche Bedürfnisse wahrzunehmen. Und diese liegen bei jedem Menschen anders, Inwieweit die MigrantInnEn die Gesellschaft, ihre Denkweise und Regeln, verstehen möchten und inwieweit dies für sie persönlich oder ihr Leben auf Zanzibar wichtig ist. Teil einer Familie oder eines Arbeitsumfeldes zu sein, in dem man sich täglich aufhält, erfordert mehr Sprachkompetenzen, wenn der Wille danach besteht auch aktiv daran teilhaben zu wollen. Melanie und Susanne sind sowie in ihren Familien, als auch durch ihre Arbeit gefordert ihr kiswahili immer weiter zu verbessern. Anders wären wichtige Zusammenhänge und Geschichten, die ihre engsten Bezugspersonen betreffen, für sie nicht in der Qualität verständlich und zugänglich, was eine sehr große Auswirkung auf den Bau einer gemeinsamen Geschichte hätte. Das schließt aber nicht aus, dass es auch andere funktionierende Strategien gibt, mit denen man sein Auskommen finden kann. Am deutlichsten zeigt das das Beispiel von Christofs Leben ohne Kiswahili und ohne Englisch auf Zanzibar.

6.4.5. Religion

Eigene religiöse und nicht-religiöse Wege auf Zanzibar

Die religiöse Vielfalt auf der Insel, die Begeisterung über das Neben- und Miteinander, das durch die Zeit vorkolonial, kolonial, danach und bis heute immer wieder beobachtet und bewundert wird, ist bei näherer Betrachtung doch um einiges komplexer als sie anfangs scheint. Plötzlich kann sich in der Ferne das Christentum vielleicht wieder mehr wie „zu Hause“ anfühlen als im Herkunftsland. Das Christentum und seine kulturelle Umgebung in der die MigrantInnEn aufgewachsen sind, sind plötzlich in der Ferne nicht mehr so fremd. Bei den MigrantInnEn hat sich allerdings niemand wirklich zu einem aktiv ausübenden Christentum bekannt. Doch zeigt das Thema der Feiern um Weihnachten, Ostern u.a. doch, welche wichtige Rolle diese Rituale im Leben der MigrantInnEn hat.

Rückblickend auf die Geschichte der Deutschsprachigen in den Kolonien Afrikas fällt auf, dass Beschreibungen, vor allem über das Weihnachtsfest nie fehlen! Ob Kolonialbeamte, SiedlerInnen, MissionarInnEn oder Entsandte der DDR, das Weihnachtsfest hat einen ganz besonderen Stellenwert. (Mamozai 1982:17) Es wird verbunden mit der Kindheit und beinhaltet viel von der sozialen und kulturellen Umgebung, in der die MigrantInnEn aufgewachsen sind und die sie besonders geprägt hat. Bestimmte immer wiederkehrende Ereignisse machen eine zyklische Zeiterfahrung aus. Zyklische Zeiterfahrungen haben, im Vergleich zu linearen, die Folge, dass sie für den / die BetroffeneN identitätsstiftende bzw. identitätsbewahrende Funktionen erfüllen. (Holl 1990:65)

Helmut sagt, wenn er nach seiner Religionszugehörigkeit gefragt wird, dass er evangelischer Christ ist. Und das, obwohl er aus der Kirche vor vielen Jahren ausgetreten ist. Er geht hin und wieder zur Kirche. Als er nach Zanzibar kam und anfangs einige Male am Sonntag in die benachbarte Kirche ging, musste er sich fortan immer wieder dafür rechtfertigen, wenn er mal nicht in der Kirche gesehen wurde. Er möchte seinen Glauben, den er trotz des Kirchenaustritts hat, gerne ungezwungen ausleben. Und zwar wann und wo er möchte, ohne an die Institution der Kirche gebunden zu sein, oder gar Vorwürfe zu hören bekommen wenn er an einem Sonntag nicht in der Kirche ist. Sein Beispiel zeigt sehr interessant auch die Rolle des Christentums auf der vorwiegend muslimischen Insel Zanzibar. Druck der von Religionen ausgeht, wird nicht nur von muslimischer Seite, etwa auf die deutschen Ehefrauen zanzibarischer Männer ausgeübt, sondern auch innerhalb einzelner Religionen und Konfessionen.

Dies bestätigen auch Ilses Erfahrungen. Ilse bezeichnet sich selbst nicht als religiös. Sie ist aus der evangelischen Kirche ausgetreten und glaubt nicht an die Existenz eines Gottes. Ihre Erfahrung ist, dass die Menschen auf Zanzibar Europäer grundsätzlich für Christen halten und Atheismus praktisch unmöglich ist. Dem widerspricht sie auch lieber nicht und lässt sich aus Einfachheitsgründen als Christin bezeichnen, um weiteren Diskussionen möglichst auszuweichen. Die Vorstellung, dass ein Mensch nicht an Gott glaubt, ist auf Zanzibar inakzeptabel und absurd. Ilse hatte bisher nie mit Bekehrungsversuchen der muslimischen Bevölkerung in Jambiani zu kämpfen. Im Gegenteil: sie hat die Menschen als sehr tolerant gegenüber den christlich Gläubigen empfunden. Ihrer Erfahrung nach ist es schwieriger mit absolutistischen Christen zusammenzuleben, als mit Muslimen. Dieses Urteil, das sie auf die Christenheit verallgemeinert, leite ich jedoch aus ihrer Erfahrung mit ihrem Lebensgefährten Paul ab, der sehr vehement seinen katholischen Glauben vertritt und Ilses Einstellung als Atheistin nicht begreifen und akzeptieren kann. Von seiner Seite fühlt sich Ilse immer wieder dazu aufgefordert seinem Glauben zu folgen.

Insgesamt beobachtete ich, dass es sehr schwierig ist eigene Religiosität zu leben. Besonders dann, wenn sie nicht klar zu einer der großen Religionen wie Christentum, Islam oder Hinduismus (den drei Hauptreligionen auf Zanzibar) zuordenbar ist.

Religion in Ehe und Beziehung

Für die deutschsprachigen Frauen, die sich in einer Beziehung zu einem zanzibarischen Mann befinden, kann neben dem eigenen Wunsch zur Heirat auch ein gesellschaftlicher, familärer und politischer Druck zur Heirat bestehen. Im Vergleich dazu ist es interessant, eine Parallele zur Situation binationaler Paare in Österreich zu ziehen, da hier Lebenspartner ebenfalls unter Druck stehen zu heiraten. Eine gemeinsame Zukunft in Österreich ist praktisch nur möglich, wenn eine Ehe vorliegt. Die Ehe bringt in Österreich erhebliche rechtliche Vorteile und mehr Chancen in vielen Bereichen, unter anderem der Zugang zum Arbeitsmarkt für den Partner aus dem Drittstaat. Die Interpretation liegt nahe, dass binationale Partnerschaften nur Zukunft haben können, wenn die Ehe geschlossen wird, da EhepartnerInnen andere Rechte zuteil werden als LebenspartnerInnen. Dies gilt für Österreich genauso wie für Tanzania.

Um Susannes Beziehung zu Ramadhani nach mehreren Jahren durch eine Eheschließung zu besiegeln, gab es vor allem zwei Hauptgründe. Erstens machte eine Eheschließung Susannes Aufenthalt in der ersten Zeit um vieles leichter. Denn so musste sie nicht alle drei Monate das Land verlassen um dann wieder als Touristin einzureisen, sondern konnte durch den Dependent Pass bleiben. Zweitens war es auch für die Familie Ramadhanis klar, dass nach

einer nunmehr acht Jahre dauernden Beziehung eine Heirat die „logische“ Folge sei. Das heißt, dass von dem Paar auch bis zu einem gewissen Grad erwartet wurde die Ehe zu schließen. Auch wenn eine Liebesbeziehung der Beiden nach außen hin offensichtlich war, gehörte eine Heirat auch für Ramadhanis Familie zum guten Ton. Eine Beziehung wird auf Zanzibar öffentlich und gesellschaftlich nur wertgeschätzt und anerkannt, wenn sie durch eine Eheschließung rechtmäßig vor Gott und/oder dem Staat geschlossen ist. Hier vermischen sich Tradition und Religion. Denn nicht nur unter Muslimen auf Zanzibar ist eine Heirat unbedingt erforderlich, sondern auch bei den meisten anderen Religionen. Vor allem in der ersten Zeit genießt die islamische Ehe, die vor dem Sheha geschlossen wird, eindeutig höheres gesellschaftliches Ansehen und Zustimmung.

„Also wenn du in dieser Gesellschaft leben willst kannst du nicht zusammenleben. In Respekt den Eltern gegenüber, in Respekt der Familie gegenüber solltest du schon irgendwie einen Ehering haben.“ (Melanie)

Sabine hatte nie vor zu heiraten, musste diese Entscheidung aber auf Grund des Aufenthaltsrechtes und wegen Ahmads in islamischer Tradition lebender, Familie und seiner muslimischen Umgebung treffen, um bei ihrem Partner auf Zanzibar dauerhaft leben zu können. Für Ahmad war die Eheschließung sehr wichtig, da er dadurch, auch gesellschaftlich, erst als erwachsener Mann angesehen werden konnte. Die Heirat war für Sabine ein sehr großer Kompromiss, den sie eingehen musste. Es stellte für sie ein sehr einschneidendes Erlebnis in ihrem Leben dar, mit dem sie nicht sehr glücklich war. Denn die Heirat symbolisiert den Abschied von Eigenständigkeit und Freiheit und steht außerdem in enger Verbindung zu ihrem Migrationsprozess. Die Hochzeit steht wie ein markanter Punkt am Anfang eines sichtbaren Migrationsprozesses.

Meine Beobachtungen lassen mich zu dem Schluss kommen, dass es sehr wichtig ist die Bedeutung von Ehe auf Zanzibar zu verstehen, bevor weitere Vergleiche, Analys oder Schlüsse gezogen werden können. Einer Ehe wird auf Zanzibar ähnliche Bedeutung zugemessen wie das gegenwärtige westliche Verständnis von „Beziehung“. Das Bekenntnis zur Beziehung zwischen zwei Menschen geschieht auf Zanzibar nicht wie in Deutschland, Österreich und der Schweiz, durch ein gemeinsames Auftreten in der Öffentlichkeit und eventuellen sichtbaren Gesten wie das Hand in Hand gehen, sich halten oder küssen, sondern durch das Schließen der Ehe. Erst damit wird die Beziehung legitim. Ehe bedeutet das Ausleben einer Beziehung und Partnerschaft. Und ein Zugeständnis, füreinander einzustehen. Die Migrantinnen haben die Philosophie der Ehe auf Zanzibar so verstanden, dass diese nicht wie in der katholischen Kirche bis ans Lebensende halten „muss“, weil sie ein Sakrament ist,

sondern die Praxis der Scheidung sehr verbreitet ist, vergleichbar mit einem Beenden einer (ehelosen) Beziehung in Österreich. Eine Ehe ist also die Veröffentlichung einer Beziehung. Aber gerade weil sich das Eheverständnis auf Zanzibar so sehr von dem der Migrantinnen unterscheidet, fällt es ihnen oft schwer damit umzugehen, wie Sabines Beispiel zeigt.

Melanie und Hamad haben als Mittelweg die Ziviltrauung, die in der Bedeutung der standesamtlichen Trauung in Österreich nahe kommt, gewählt. Auch wenn die Ziviltrauung anfänglich für Hamads Familie nicht gleichwertig mit einer muslimischen Hochzeit war, war es doch „*besser als keine*“ (Melanie). Melanie konnte durch die Ziviltrauung trotzdem sagen, dass sie verheiratet sei und einen Ehering trägt, was als Zeichen der gegenseitigen Wertschätzung gilt. Melanie hat die Erfahrung gemacht, dass es dann vor allem darauf ankommt, dass die Ehe „gelebt“ wird. Das heißt, dass auch nach außen hin erkennbar ist, dass die beiden Menschen zueinander stehen. Zu dieser Zeit war es für Melanie und Hamad auch noch nicht einfach eine Ziviltrauung zu schließen, da es erst sehr wenige Paare auf Zanzibar gab, die diese Art der Trauung vor ihnen geschlossen hatten. Heute sind es mittlerweile schon sehr viel mehr Paare, die eine Ziviltrauung auf Zanzibar vollziehen. Ein sehr wichtiges Papier im Prozess der Ziviltrauung waren Melanies Scheidungspapiere aus der Schweiz, die bezeugen, dass sie tatsächlich nicht (mehr) mit einem anderen Mann verheiratet ist. Einen Ehevertrag haben die beiden nicht aufgesetzt. Ist ein Ehevertrag rechtmäßig beglaubigt, hat dieser später vor Gericht auch Gültigkeit. Zivilrecht und „Familienrecht“ gehen aber mitunter weit auseinander. Hamads Familie kennt und lebt nach islamischem Recht. Ein Ehevertrag wäre für sie von geringerer Bedeutung und Streitfragen vor Gericht auszutragen wäre für Melanie eine sehr unangenehme Lösung. Indirekt mit Religion steht auch das System der Polygamie in Verbindung. In einigen Beziehungen zwischen Deutschsprachigen und Zanzibaris stellte sich heraus, dass das eigene Verständnis von Monogamie und das der PartnerInnen nicht immer übereinstimmen. Unter Monogamie, die vielleicht zu Beginn der Beziehung von den deutschsprachigen PartnerInnen als Bedingung einer Partnerschaft aufgestellt wurde, verstehen die Partner nicht unbedingt sexuelle Treue. Es kann sein, dass außerehelicher Sex nicht als Bruch der monogamen Vereinbarung verstanden wird. Monogamie wird nicht immer mit sexueller Treue gleich gesetzt. Die Treue bezieht sich darauf, dass der Mann hinter dieser einen Frau steht und für sie und die Kinder sorgt. Polygamie ist demnach entsprechend für zwei oder mehr Frauen zu sorgen. Auf Zanzibar können Männer, gemäß des islamischen Glaubens, mehrere Frauen haben, sofern sie es sich finanziell leisten können, für mehrere zu sorgen. Frauen dürfen immer nur einen Ehepartner haben.

Konvertieren – Ja oder Nein

Mit dem Entschluss zu heiraten, geht für die Migrantinnen auch meist die Diskussion einher zum Islam, der Religion ihrer Männer, zu konvertieren. Von den drei verheirateten Frauen, ist nur Susanne zum Islam konvertiert. Da die migrierten und verheirateten Frauen aber alle samt nicht Muslima sind, ergeben sich dadurch an einigen Stellen Reibungs- und Konfliktpunkte. Religiöse und spirituelle Einstellungen, die vom Islam abweichen oder diesen sogar konträr und kritisch gegenüberstehen, können zu einigen Schwierigkeiten im Zusammenleben führen. Aber auch für die eigene Lebensführung kann das Arrangieren mit einer anderen Religion als der eigenen, die in diesem Fall der Islam ist, zu vielen Umwälzungen, Schwierigkeiten und Herausforderungen beitragen. An der Aufforderung zu konvertieren lässt sich dies besonders deutlich zeigen.

Melanie stellte von vorneherein klar, dass sie nicht konvertieren würde, da sie ihre eigene Spiritualität hat. Sie ist ohne religiöses Bekenntnis. Mit einem Glaubensbekenntnis, was eine Konversion auch ist, geht für sie automatisch der gegenseitige Respekt verloren. *„Ich glaub mit Bekenntnis wird die Toleranz augenblicklich eingeschränkt. Es ist ein Teil des Bekenntnisses auch, dass das, das jene Eine ist.“* (Melanie) Zu konvertieren ist keine Kleinigkeit. Ohne sich selbst zu kennen, den eigenen Weg vor sich zu sehen und den Islam und seine Rolle in Zanzibars Gesellschaft zu verstehen, läuft man Gefahr seine Identität und seine persönliche Stabilität zu verlieren. So ist es Susanne ergangen. Ihre Ausgangsüberlegung, konvertieren zu können, da sie selbst ohnehin nicht religiös ist, hat sich bald als schlechtes Motiv für eine Konversion herausgestellt. Es schien ihr kein Opfer sein zu konvertieren, da sie keine eigene Religion aufgeben musste. Bald aber wurde ihr klar, dass konvertieren nicht nur bedeutet von einer in die andere Religion zu „wechseln“, sondern dass konvertieren auch bedeuten kann, sich von einer Nicht-Religiosität zu einer Religion zu bekennen. Als bekennende „Atheistin“ kann es aber mitunter schwieriger und eine größere Herausforderung sein, von *keiner* Religion zu *einer* Religion zu wechseln, als für einen religiösen Menschen von einer Religion zur anderen. Die Ziele unterscheiden sich bei religiösen Menschen nicht, nur die Wege dorthin. Zwischen Religion und Atheismus hingegen ist die größte Kluft, kein gemeinsames Ziel zu haben. Susanne konvertierte wegen der Familie ihres Mannes, um die Harmonie der Familie bestmöglich zu unterstützen und *„wegen des lieben Friedens willen.“* (Susanne) Im Nachhinein ärgerte sie sich über diesen Schritt. Denn er löste eine Flut von Bekehrungs- und Belehrungsversuchen aus. Zuerst sollte sie einen weiteren Namen bekommen, der ihr aber überhaupt nicht entsprach und mit dem sie

sich nicht identifizieren oder anfreunden konnte. Sie ignorierte es folglich, wenn jemand sie mit dem neuen Namen rief. Nach einiger Zeit gab man die Versuche auf und Susanne war wieder Susanne. Dann wurde damit begonnen, sie in religiösen Themen und Praktiken zu unterweisen, wofür sie sich ebenfalls nicht begeistern konnte. Und schließlich folgten noch viele Versuche, sie möglichst sittlich und gemäß den zanzibarischen Gepflogenheiten mit einem Buibui, oder zumindest mit Kopftuch auszustatten. Alle diese Bemühungen wies Susanne energisch ab. Diese Missionierungsversuche stellten für Susanne eine Gefahr für ihre Identität dar, wogegen sie sich wehren musste. Sonst wäre sie nicht mehr die Susanne gewesen und alles was sie als Mensch in ihrer Einzigartigkeit ausmacht, hätte sich in diesem Assimilationsprozess aufgelöst. Für Susanne war es der erste Kulturschock ihres Lebens, obwohl sie bis dahin immer der Meinung war, dass Kulturschocks Mythen wären. Getröstet hat sie sich in dieser Zeit mit dem Gedanken, dass die Menschen das tun, um ihr zu helfen in die zanzibarische Kultur hineinzuwachsen zu können.

Ramadhan

Die Zeit des Ramadhan bezeichnet den islamischen Fastenmonat. Auf Zanzibar, wo die meisten BewohnerInnen Muslime beziehungsweise Muslima sind, wird dieser Monat traditionell begangen und prägt das gesellschaftliche Leben in dieser Zeit sehr stark. Es gibt viele Regeln für den Ramadhan, wie sich Muslime in dieser Zeit verhalten beziehungsweise nicht verhalten sollten. Die MigrantInnen werden mit einigen gravierenden Punkten der „Enthaltsamkeit“⁴⁴ konfrontiert. Das Haupthindernis ist der Verzicht auf Speisen und Getränken, während des Tages nach dem Morgengebet zu Sonnenaufgang bis nach dem Abendgebet bei Sonnenuntergang, sowie der Verzicht des Rauchens. Kein Migrant und keine Migrantin fastet. JedeR hat seine eigenen Gründe dafür. Während der Fastenzeit sind die meisten Geschäfte und Lokale geschlossen und für TouristInnen und andere Nicht-Fastende ist es schwierig unter tags an Nahrungsmittel oder Wasser zu kommen. Zur Zeit ist eine rege Diskussion im Gange, in welche Richtung sich Zanzibar diesbezüglich weiterentwickeln soll. Die Gradwanderung zwischen traditionellen, religiösen Gewohnheiten und dem modernen Beschäftigungssektor Tourismus ist schwierig. Manche Cafés, Restaurants und Betriebe versuchen einen Mittelweg zu gehen, in dem sie zwar geöffnet haben, jedoch die Gäste und Kunden hinter verriegelten Türen, für die Öffentlichkeit unsichtbar, verköstigen.

⁴⁴ Mit Enthaltsamkeit ist nicht nur die sexuelle Enthaltsamkeit, sondern das Enthalten von irdischen Substanzen (Speisen, Getränke, Rauchen...) gemeint.

Melanie empfindet die Art zu fasten für ihren Körper nicht zuträglich. Auch die Philosophie des Ramadhans, teilt sie nicht. Tags über nicht zu essen und nicht zu trinken hält sie nicht aus. Im Ramadhan zieht sie sich gerne zurück und lebt ihr Leben etwas privater weiter. Aus Respekt gegenüber Fastenden geht sie ihren Vorlieben und Gewohnheiten daher eher in den eigenen vier Wänden nach. Sie raucht, trinkt oder isst nicht vor anderen. In Europa fastete sie oft im Frühling, um ihren Körper zu reinigen und ihr Immunsystem zu unterstützen, da sie an Allergien litt. Doch diese Allergien sind in ihrem jetzigen Leben auf Zanzibar kein Thema mehr und sie hat allgemein das Gefühl auf Zanzibar sehr viel gesünder zu leben als in der Schweiz. Sie verspürt keinen Bedarf den Körper zu reinigen und möchte ihn durch Fasten nicht schwächen. Denn bei einer auftretenden Krankheit würden ihr diese Kräfte fehlen, da sie ohnehin einen sehr zarten Körper mit eher wenigen „Reserven“ hat. Ein weiteres wichtiges Argument für Melanie ist der Betrieb, der auch in dieser Zeit nicht vernachlässigt werden kann. Der Fastenmonat Ramadhan liegt zumindest für die Strände im Osten der Insel, genau in der Hauptsaison. Die gleiche Leistung während des Fastens zu erbringen wäre Melanie nicht möglich. Ein weiterer Grund für ihren Rückzug im Ramadhan ist, Diskussionen aus dem Weg zu gehen. Denn obwohl Melanie schon so viele Jahre auf Zanzibar lebt, wird sie dennoch immer wieder daran erinnert zu fasten. Melanie findet es nicht fair dauernd daran erinnert zu werden, dass ja eigentlich Fastenzeit ist, während unter den Muslimen selbst sehr oft die Regeln des Ramadhan gebrochen werden. Mit der Erfahrung auf das Fasten angesprochen zu werden, ist Melanie nicht allein. Auch Helmut wurde und wird immer wieder aufs Neue darauf aufmerksam gemacht. Wenn er immer noch danach gefragt wird ob er fastet, erwidert er, dass er das nicht braucht, da er Christ ist. Trotzdem fällt es auf, dass er nach all den Jahren in denen er auf Zanzibar lebt, immer noch danach gefragt wird.

Im Gegensatz zu den Touristenzentren an der Ost- und Nordküste, wird es in Stone Town erfahrungsgemäß während des Ramadhan etwas ruhiger. Für Helmut ist der Ramadhan-Monat die schönste Zeit des Jahres auf Zanzibar. Denn es befinden sich sehr viel weniger TouristInnEn in der Stadt. Dafür nimmt er gerne in Kauf, dass seine Lieblingskaffee-Stelle nur abends geöffnet hat. *„Denn da wird Zanzibar wieder richtig Zanzibar, wie ich es kannte.“* (Helmut) Trotzdem befürchtet er für die kommenden Jahre eine massive Veränderung, da sich Zanzibar vor allem seit 2006 sehr dem Tourismus zugewandt hat. Er schließt mittlerweile nicht aus, dass es auch im Ramadhan sehr viele Touristen geben könnte. Er sieht diese Zeit also eindeutig als Chance, wieder ein Stückchen von dem Ort zu bekommen, den er einst so lieben gelernt hat. Hier zeigt sich wieder Helmut's Hauptanliegen, an einem Ort zu leben, der

so ursprünglich wie möglich ist, obwohl er selbst ein Teil dieses Fortschrittes und der erhöhten Mobilität ist.

6.4.6. Kleidung

Dass Zanzibar sich von Deutschland und der Schweiz auch hinsichtlich der Kleidung unterscheidet, wird sofort nach der Ankunft ersichtlich, kann aber bereits vorher in einem Reiseführer nachgelesen werden. Darin gibt es Empfehlungen für angemessene Kleidung. Es wird auch erklärt, was dringend zu vermeiden ist. Da die Mehrheit der Bevölkerung auf Zanzibar muslimisch ist, gelten auch dementsprechende Kleidungsempfehlungen und lokale Stile.

Frauenkleider - Männerkleider

Zanzibars Frauen tragen außer Haus in Stone Town fast immer Buibui. Ein Buibui ist ein Kleidungsstück, das wie ein Ganzkörperkleid bis zum Boden reicht und die Arme bis zu den Handgelenken bedeckt. Die übliche Farbe ist schwarz. Der Kopf wird ebenfalls bedeckt. Entweder mit einem Tuch passend zum Unterteil, so dass nur Haare, Ohren, Hals und Nacken bedeckt sind, oder mit einem zusätzlichen Teil, der auch das Gesicht bedeckt. Nur die Augenpartie ist dann noch frei. Auch die Komplett-Verschleierung wird hin und wieder getragen. Dieser Stil heißt umgangssprachlich „Ninja“.

Buibui Variationen:



(flickr)

Kanga Variationen:



(astate)

Wird von den Frauen kein Buibui getragen, ist es meist der Kanga, der mit seinen zwei Teilen als Rock und Kopfbedeckung getragen wird. Kangas werden vor allem zu Hause oder im ländlichen Bereich getragen. Unter dem Kanga kommen Hosen und Shirts zum Einsatz. Hin und wieder sieht man auch Frauen in für uns gängiger Kleidung, wie Hose oder Rock bis zu den Knöcheln und Oberteilen, die die Schultern bedecken. In Stone Town selbst sieht man eher selten Frauen mit Kanga außer Haus gehen. So könnte das Tragen des Buibui auch eine Modeerscheinung der städtischen Oberschicht sein. Denn es fällt auf, dass der Buibui vorwiegend in der Stadt getragen wird. Im ländlichen Raum ist er mir nicht begegnet, außer

von eben jenen Frauen, die als wohlhabender bekannt sind. Der Buibui ist ein arabisches Element hinsichtlich der Kleidung, während Kangas den afrikanischen Einfluss verkörpern. Von fremden Frauen wird es begrüßt, wenn sie diesen Vorschriften, Moden und Traditionen zumindest Respekt zollen. Das bedeutet, dass die Schultern und Knie mit Stoff bedeckt sein sollten. Sich nicht zu freizügig oder figurbetont zu kleiden ist auch für TouristInnEn angebracht.

Einen starken Kontrast liefert da das Festland, allen voran das Beispiel Dar es Salaam, in der es eine sehr große Bandbreite von vielen verschiedenen Kleidungsstilen und Traditionen nebeneinander gibt. Businessfrauen in straighten Hosenanzügen sah ich genau so häufig wie Frauen im Buibui, in indischen Saris oder in Miniröcken und bauchfreien Tops. Trotzdem wurde ich von einer Muslima hinsichtlich meiner Gewohnheit meine Schultern mit einem Tuch zu bedecken, auch in Dar es Salaam, gelobt.

Zanzibars Männer tragen legere Hosen auch meist über Knie lang und entweder langärmelige oder kurzärmelige Hemden oder T-Shirts. Oft wird dazu ein Barghashia (muslimische Kopfbedeckung für Männer) getragen. Bei religiösen Handlungen, für den Gang in die Msikiti (Moschee) und an Feiertagen tragen die Männer auch oft Kanzu (weiße langärmelige und bodenlange Überkleider).



(postcardjunky)

Zu Hause und manchmal auch auf der Baraza (Terrasse vor dem Haus) sieht man Männer auch mit einem Msuli (etwas dicker gewebtes Tuch, das um die Hüften gebunden und wie ein Rock getragen wird.) Arbeiter in den Straßen oder im Hafen sind manchmal auch ohne Oberteil anzutreffen. Die Stile der jüngeren Generation lehnen sich an außerafrikanischen Stilen an. Dreiviertel oder kurze Hosen und T-Shirts mit den unterschiedlichsten Aufdrucken sind beliebt. Auch die Haarmode ist stark im Wandel begriffen - hin zu längeren Haaren, die geflochten werden, oder Dreadlocks. Mit der Kleiderwahl können auch diverse religiöse

Einstellungen einhergehen, vom eher konservativen muslimischen Gewand, bis hin zu eher einem „revolutionären“ Rastastil. Bei der Männermode gibt es nicht so strenge Regeln, wie bei den Frauen. Die Migranten haben selbst keine Probleme mit dem Kleidungsstil auf Zanzibar. Daher ist dieses Kapitel vor allem in Hinblick auf die Migrantinnen interessant.

Nacktheit im Kontext Zanzibars

In der Hauptsaison verwandeln sich Stone Town und viele weitere Teile der Insel in eine Urlauberhochburg. Die Geschäftigkeit in den Gassen der Stadt und die Partystrände von Nungwi und Kendwa im Norden der Insel, erinnern an die Strände von Lignano, Bibione, Caorle und Co mit etwas anderer Hintergrundkulisse. Viele der TouristInnEn kommen aus großen Hotelanlagen von den Stränden der Insel, um die Stadt zu besichtigen. Frauen in Miniröcken und knappen Trägertops sind kein seltener Anblick und werden von der Stadtbevölkerung kritisch beäugt. Ein beengendes Schamgefühl kommt selbst in jenen hoch die zugewandert sind und vor Ort leben, jedoch dennoch das nötige Feingefühl in der Kleidungswahl aufbringen können. Das bedeutet nicht, dass sie den Geschmack der zanzibarischen Mode zu 100% teilen. Die Freizügigkeit der Touristinnen unterstreicht unter der Bevölkerung der Insel das Vorurteil, „weiße“ Frauen kämen nur auf die Insel, um dem Sextourismus nachzugehen. Dies wiederum wirkt sich stark auf die Vorurteile gegen alle „weißen“ Menschen aus, die von mir befragten MigrantInnEn nicht ausgenommen. Inmitten der TouristInnEngruppen fallen jene nicht mehr auf, die sich bewusst bedeckter bekleiden und werden mit allen anderen Menschen ähnlicher Hautfarbe gemeinschaftlich in einen Topf geworfen. Selbst jene Migrantinnen, die schon mehrere Jahre auf der Insel leben, werden in der Menge nicht mehr als Individuen wahrgenommen und gehen in den Rufen der Souvenierverkäufer unter. Oder aber es ist genau umgekehrt und sie werden als lobenswertes Beispiel hervorgehoben. Das passiert entweder auf Swahili, um daraus eine „Insiderinformation“ zu machen. Zu einer Insiderin wird die Betroffene automatisch, wenn sie auch Swahili spricht und versteht. Oder auf Englisch, um die Information gleich auch dem umliegenden Publikum zugänglich zu machen und gleichzeitig leise Kritik an jenen zu üben, die sich nicht bedecken. Mehrere Strategien, je nach beteiligten Personen und je nach Situation werden angewandt.

An den Stränden können unterschiedliche Definitionen von Nacktheit nur bewusst werden, wenn die gepflegten Strandzonen vor den Hotelanlagen, und auch der nächsten und übernächsten, verlassen wird. Zanzibaris, die leichtbekleidet aus reinem Vergnügen im Meer baden, sind äußerst selten bis nie zu sehen. Vor allem nicht Frauen. Selbst bei Arbeiten, die

sie im Wasser verrichten wie beispielsweise das Sammeln von Seetang den sie verkaufen, tragen sie immer Kangas und Oberteile sowie eine Kopfbedeckung als Sonnenschutz. An den kleineren Stränden von Stone Town gibt es vor allem gegen Abend immer wieder Gruppen von Jungen und (jungen) Männern die Fußball spielen, ihre Akrobatik und Sprünge ins Wasser üben, oder schwimmen. Mädchen oder Frauen sind nicht darunter. Vor dem Sonnenuntergang, am Strand vor dem Tembo Hotel in Stone Town, spielen sich hinterfragwürdige Szenen von Touristinnen in knappen Bikinis, muslimischen Männern auf dem Weg zum Abendgebet, Händlern die ihre Tücher, CDs und T-Shirts verkaufen wollen, und interessierten Beachboys, die nach Anschluss bei den Frauen suchen, ab. Hier treffen mehr als zwei Welten aufeinander, deren Einfluss und dessen Folgen hier jedoch nicht besprochen werden sollen und können. Es zeigt sich jedoch ganz eindeutig die unterschiedlichen Vorstellungen und Definitionen von Nacktheit sowie deren große Bedeutung.

Melanie hatte vor allem am Anfang Diskussionen mit Hamad wegen ihrer Art sich zu kleiden. Zu Hause bevorzugt sie Shorts und T-Shirt. Das war Hamad vor allem dann nicht recht, wenn andere Menschen anwesend waren. Für ihn war Melanie so schon nackt. Melanie hingegen tat sich schwer seine Vorstellungen wie sie sich kleiden sollte zu erfüllen oder wenigstens nachvollziehen zu können. Das lag vor allem daran, dass Melanie als Krankenschwester im Gegenteil gerade mit sehr niederem Schamgefühl arbeiten musste. *„...wo du gleichaltrigen Männern erzählst sie sollen sich jetzt mal nicht schämen wenn sie da ganz nackt vor einem liegen... ich komme also aus der gegenteiligen Seite. Von, von der Schamlosigkeit, die ich halt brauche im Beruf. Wo du dir selber einredest, dass bei Nacktheit gar nix dabei ist. Und dann kommst du in ein islamisches Land, denkst mit T-Shirt und Hose bist du angezogen. ... und das waren so harte Zeiten für mich.“* (Melanie) Melanie hat im Laufe der Zeit aber ein anderes Verständnis von Nacktheit bekommen und findet heute die europäische Mode zu freizügig. Sie konnte nach anfänglichem Unverständnis den Wünschen ihres Mannes und der Gesellschaft auf etwas mehr Bekleidung entgegenkommen. Die Kritik an ihrem Kleidungsstil verstand sie nicht als Kritik an ihrer Persönlichkeit, sondern akzeptierte, dass es auf Zanzibar einfach nicht üblich ist in Shorts zu gehen. Da sie einen bestimmten Zugang zu dieser Gesellschaft und auch respektvoll behandelt werden wollte, war es unumgänglich gewisse vorhandene Regeln zu akzeptieren. *„Ich hab dann so langsam, langsam gemerkt, dass ich effektiv... dass vieles einfacher geht wenn man sich an gewisse Regeln hier hält. Das ist einfach so.“* (Melanie)

Kleidung als Zeuge von Identität

Viele der Migrantinnen sind in Diskussion mit ihren Männern, Familienmitgliedern oder Menschen aus der Gesellschaft wegen der Bekleidung geraten. Jede hat diese Diskussionen für sich auf ihre Art gelöst. „Kleider machen Leute“ und so ist es eben nicht egal was man trägt. Die Kleidung sagt viel über die eigene Persönlichkeit aus und spiegelt sie wieder. Etwas Bestimmtes an zu haben ist auch ein Statement das abgegeben wird, vor allem, wenn sich der eigene Kleidungsstil vom ortsüblichen unterscheidet. Wenn Kleidung im Allgemeinen ein Spiegel der eigenen Identität ist, dann ganz besonders, wenn man fremd ist. Es stellt sich die Frage, in wie weit man selbst bleiben kann, oder will. Welche Kompromisse jedeR für sich bereit ist einzugehen, um sich unbeschwert bewegen und sich wohl fühlen zu können, ist von Person zu Person unterschiedlich. Aufnahmegesellschaften reagieren oft mit der Forderung sich auch, oder vor allem, den landesüblichen Kleidungsgewohnheiten anzupassen. In Österreich gibt es seit einiger Zeit eine Diskussion darüber, das Tragen der Burka zu verbieten. Vor einigen Jahren war es auf Zanzibar noch üblich, dass Ordnungshüter mit Kangas ausgestattet auf TouristInnEngruppen zugegangen sind um Frauen zu bitten, sich mit den Kangas zu bedecken.

Susanne musste sich im Zuge vieler Bekehrungsversuche seitens der Frauen in ihrem Umfeld sehr eingehend mit dem Thema Bekleidung auseinandersetzen. Gerade ihre Konversion signalisierte offenbar eine gewisse Bereitschaft ihrerseits, sich auch in Sachen Äußerlichkeiten anzupassen. Sie bekam viele Tücher geschenkt, mit denen sie ihren Kopf bedecken sollte, wurde mit Komplimenten überhäuft, wie hübsch sie damit aussieht. Doch Susanne ließ sich nicht erweichen. Sie findet, dass ihr Tücher am Kopf nicht stehen und fühlt sich damit nicht schön, auch wenn sie eine große Schwäche für Tücher hat. Ein weiterer sehr wichtiger Grund diesen Stil abzulehnen, hatte mit der Wahrung ihrer Persönlichkeit zu tun. Hätte sie begonnen ihren Kopf zu bedecken, wäre das nicht nur eine Frage des Stils gewesen, sondern hätte auch einen Kompromiss bedeutet. Sie hätte einen großen Schritt getan und sie hatte das Gefühl, sich damit noch weiter von sich selbst zu entfernen, ein Stück ihrer Persönlichkeit aufzugeben. Ein Stilwechsel hin zu zanzibarischen Gepflogenheiten hätte nicht aus eigenem Ermessen stattgefunden, sondern um ein guter Gast zu sein, der sich so gut wie möglich zu integrieren versucht. Heute, da ihr Standpunkt mittlerweile klar, deutlich und bekannt ist, trägt sie zu Anlässen wie einer Beerdigung auch einen Kanga und bedeckt damit ihren Kopf. Das tut sie aus Respekt und in dem Bewusstsein, dass es in dieser Situation nicht um sie selbst geht und es unangebracht wäre, hier die eigene Meinung zu demonstrieren.

Kleidung ist für sie nicht nur Teil ihrer Identität, sondern auch Authentizität. Authentisch zu sein ist ihr sehr wichtig, wenn sie authentisch ist, fühlt sie sich wohl.

Die Entscheidung was man anzieht, kann ein äußeres sichtbares Zeichen dafür sein, woher man kommt, welche moralischen, religiösen und modischen Vorstellungen man hat. Menschen sind mit den Kleidungsgewohnheiten einer Gesellschaft aufgewachsen und diese zu ändern oder aufzugeben ist nicht einfach und könnte als Verleugnen der eigenen Herkunft und Wurzeln interpretiert werden. Manchmal machte es auf mich den Eindruck, als sei es der letzte Rest der „Heimat“, an dem sich Migrantinnen manchmal festhielten. Ein Zeichen dafür, dass die eigene Persönlichkeit Teile beider Welten ausmacht. Sich auch äußerlich an die Aufnahmegesellschaft anzupassen stellt fast schon den letzten Schritt hin zur Assimilation dar. Die Grenze von Integration und Assimilation ist gerade bei diesem Thema eine sehr heikle.

Eine Anpassung in Sachen Kleidung habe ich unter den Migrantinnen in verschiedenen Ausprägungen beobachten können. Alle Migrantinnen tragen im öffentlichen Raum nie freizügige Kleidung, halten Schultern und Knie stets bedeckt. Dem Wunsch der Bevölkerung Buibui aus Überzeugung und mit Freude ständig im Alltag zu tragen ist aber keine der Migrantinnen bisher nachgekommen. Interessant ist es, dass keine der von mir getroffenen Migrantinnen diesen Teil der Persönlichkeit hat verändern wollen. Durchwegs sind die Standpunkte über dieses Thema sehr klar. Es geht um die Manifestation des Selbst. Das, was nach außen präsentiert wird, ist auch ein Teil dessen, was sich im Inneren befindet.

Assimilation durch Kleidung

Ich habe beobachten können, dass es einige wenige nicht aus Afrika stammende Frauen wie zum Beispiel Studentinnen, Expats oder von mir nicht interviewte Migrantinnen, gibt, die sich auch hinsichtlich der Kleidung der Aufnahmegesellschaft angepasst haben. Inwieweit sie den Buibui aus religiöser Überzeugung tragen ist mir nicht bekannt. Die Reaktionen darauf sind jedoch unterschiedlich. Einige ältere Zanzibaris haben mir mit großer Freude von diesen wunderbaren und respektvollen Frauen erzählt und sie für ihre Fähigkeit sich so gut einzugliedern hoch gelobt. Von anderer Seite jedoch hörte ich kritische Bemerkungen. Überlegungen werden angestellt, welches Ziel die „weiße“ Frau damit verfolgt einen Buibui zu tragen. Spekulationen kommen auf, dass sie sich damit noch bessere Chancen auf einen Mann ausrechnet. Der Buibui als eine Art gefährliche Tarnung und Falle, in die der eine oder andere leicht ins Netz geraten könnte, eine ganz und gar ausgeklügelte Hinterhältigkeit.

Eine wieder andere Beobachtung hat ergeben, dass „weiße“ Frauen im Buibui belächelt werden. Das Tragen des Buibuis wird als lächerlicher Versuch angesehen, sich in die Gesellschaft einzugliedern, eine „Mswahili“ sein zu wollen, oder sich mit den anderen Frauen der zanzibarischen Gesellschaft gleich zu stellen. Obschon dies für die, die diese Meinung vertreten, aus vielerlei Gründen niemals gelingen kann. Einer der sichtbarsten ist die Hautfarbe, ein anderer die Sprachkenntnisse, ein weiterer das viel zu konträre Rollenverständnis und so weiter.

Manchmal trägt Melanie sogar Buibui. Jedoch nicht aus Überzeugung sondern als Strategie. Sie hat festgestellt, dass sie dadurch eine sonst nicht vorhandene Anonymität erlangt. Viele Menschen auf Zanzibar kennen Melanie. Und alleine durch ihre Hautfarbe kann sie sich nicht unbemerkt bewegen. Als sie einmal im Buibui auf ein Amt ging, erhielt sie plötzlich andere Informationen als ohne Buibui. Es war ihr ein Vergnügen dem Beamten einen Streich zu spielen, um aufzuzeigen, wie absurd diese Unterscheidung nach Hautfarbe ist.

Als „*African Queens*“ hat Susanne jene Frauen bezeichnet, die nach außen „*afrikanischer als die Afrikanerinnen selbst*“ (Susanne) sind. Frauen, die nicht am afrikanischen Kontinent, sondern auch außerhalb Afrikas leben, wo sie durch den Kontakt mit Menschen aus Afrika oder durch Recherchen aus eigenem Interesse in den Bann des ihnen mystisch erscheinenden Kontinents gezogen wurden. Das Nicht-Eigene so sehr anzunehmen, dass es bis nach außen, oder gerade vor allem nach außen hin sichtbar wird, ist ebenfalls etwas, das von den meisten befragten MigrantInnEn abgelehnt wird. Die überschwellige Begeisterung für das Fremde kann aus mangelnder Reflexion diesem gegenüber, oder mangelnder Selbstreflexion entstehen. Oder durch das extreme Ablehnen und Verneinen der eigenen Herkunft und Persönlichkeit, sodass es lieber gegen etwas Neues und Besseres eintauscht wird. Auch anfängliche Angst, Verunsicherung und dem Bedürfnis angenommen zu werden, kann dieses Verhalten bei neu angekommenen Migrantinnen erklären. Viele der Neuankömmlinge, Befragte und ich selbst eingeschlossen, versuchen anfangs „ein guter Gast“ zu sein, so wenig wie möglich falsch zu machen und immer so viel Respekt wie möglich aufzubringen.

Im eigenen Zuhause

Was angezogen wird hängt auch davon ab, wo und mit wem man sich überwiegend aufhält und welche Tätigkeit verrichtet wird, im Garten, ums Haus, im Büro oder in Kommunikation mit anderen Menschen im Außendienst. Wie viel Freiheit es im eigenen Zuhause bezüglich der Kleidung gibt, kommt einerseits darauf an, in wie weit das eigene Haus und Grundstück im Dorf und damit im Kontakt mit der umliegenden Bevölkerung ist. Und andererseits

inwieweit die MigrantInnEn in diese eingebunden sind, oder sein möchten, beziehungsweise, inwieweit die MigrantInnEn auch dort noch bereit sind Kompromisse einzugehen und Grenzen zu ziehen. Dem allgemeinen Durchzugsverkehr zu Fuß durch Sabines Grundstück, das zwar an vorderster Reihe zum Strand liegt aber trotzdem auch mitten im Dorf ist, ist selbst durch Schlösser an der Gartentür schwer Einhalt zu gebieten. So sorgt ihre bevorzugte Kleidungswahl, Bikini und Strandtuch oder luftiges Oberteil in ihrem eigenen Garten trotzdem schnell für Gespräche im Dorf. Da sie ihr klar abgegrenztes Grundstück jedoch als ihr eigenes Reich betrachtet, in dem sie gerne tun und lassen möchte was sie will, bleibt sie, trotz Aufforderungen ihres Mannes sich mehr zu bedecken und Unverständnis bei Nachbarn und Dorfbewohnern, bei ihrer Art sich zu kleiden.

6.4.7. Medizinische Versorgung

Die Situation der medizinischen Versorgung auf Zanzibar genießt unter den MigrantInnEn nicht den besten Ruf. Für diejenigen, die es sich finanziell leisten können, ist die beste Option bei gesundheitlichen Problemen nach Europa zu fliegen, um sich dort behandeln zu lassen. Susanne wollte für ernste Fälle Geld sparen, um dann im Notfall auch teurere Behandlungen bezahlen zu können, was aber leider praktisch noch nicht klappte.

Helmut lässt sich weder auf Zanzibar noch in Tanzania ärztlich behandeln. Er hat nicht das Gefühl in guten Händen zu sein und würde, wenn er gesundheitliche Probleme bekäme, was bisher eher die Ausnahme war, dann eher nach Europa zurückfliegen, um sich dort behandeln zu lassen.

Melanie hingegen macht sich darüber kaum Sorgen. Sie hat selbst umfassendes medizinisches Wissen durch ihre Berufsausbildung zur Krankenschwester. Sollte ihr eigenes Wissen und das Angebot auf Zanzibar oder in Dar es Salaam nicht ausreichen um eine gute Versorgung sicherzustellen, bleibt ihr, durch ihre mittlerweile relativ sichere finanzielle Situation, immer noch der Weg in die Schweiz. Für jene, die mehr oder minder gezwungen sind auf zanzibarische oder tanzanische medizinische Leistungen zurückzugreifen, stellt sich oft die Frage, welche Adresse das beste Preis-Leistungs-Verhältnis hat.

Sabine hat zwar eine Krankenversicherung, glaubt aber trotzdem nicht daran, im Ernstfall die beste medizinische Versorgung zu erhalten. Ihr derzeitiges Einkommen würde für teurere Behandlungen nicht ausreichen. Es lässt sie diesbezüglich wenig entspannt in die Zukunft blicken.

Auch Ilse hat, wie Melanie, medizinisches Vorwissen mitgebracht, das ihr sehr in eigenen Belangen hilft. Zwar bezog sich ihre Ausbildung auf Tiere, trotzdem kann sie daraus vieles auf den Menschen umlegen. Sie fühlt sich durch ihr Wissen weitestgehend unabhängig von ärztlichen Konsultationen. Vieles diagnostiziert und behandelt sie mittels Homöopathie selbst. Die größte Ausnahme sind Zahnprobleme, für die sie ärztliche Unterstützung braucht. Bezüglich ernsterer Erkrankungen macht sie sich keine Sorgen.

Christof lässt sich im Al-Rahma Krankenhaus in Stone Town behandeln. Das Al-Rahma ist ein Privatspital, mit sehr gutem Ruf. Dort lässt er sich behandeln und auch die Vorsorgeuntersuchungen durchführen. Damit ist er sehr zufrieden. Auch mit den zanzibarischen Zahnärzten ist er sehr zufrieden, obwohl er bei seinem letzten Anliegen nach Dar es Salaam geschickt wurde.

Das Thema Gesundheit wird von MigrantIn zu MigrantIn unterschiedlich stark problematisiert und ist auch unterschiedlich stark im Bewusstsein. Auch hier zeigt sich, wie sehr die

Handlungen und Reaktionen auf so eine Situation mit der finanziellen Situation zusammenhängen. Und diese wiederum hängt direkt mit dem jeweiligen Aufenthaltstitel und der Ausgangssituation und Lebensgeschichte der MigrantInnEn zusammen. Außerdem ist es auch ganz von der jeweiligen persönlichen gesundheitlichen Situation abhängig, inwieweit sich die MigrantInnEn um dieses Thema sorgen. Zwar gibt es das Vorurteil der Bevölkerung, dass „weiße“ Menschen immer in Verbindung mit Geld stehen und sich daher alles leisten können, was sie sich wünschen und sie daher automatisch ein leichteres Leben auf Zanzibar genießen, aber im Verständnis der MigrantInnEn selbst ist dies bei weitem nicht so. Vielleicht ist ihr Leben nicht „leicht“, aber zumindest „leichter“, betrachtet man es im Vergleich zu der Mehrheit der Bevölkerung auf Zanzibar. Die Perspektive ist dabei ausschlaggebend. Denn die MigrantInnEn wissen um die medizinische Versorgungssituation Europas und vergleichen sie mit der Situation auf Zanzibar. In diesem Ranking liegt Zanzibar eindeutig nach Europa. Einigen MigrantInnEn bleibt zumindest die Möglichkeit bei einer schweren Erkrankung zurück nach Europa zu fliegen. Dieser Unterschied lies einen meiner Studienkollegen zu der Einsicht kommen: *„Solange ich beim Anflug von Zahnschmerzen nach Hause fliegen kann, werde ich immer Europäer bleiben. Da kann ich die Sprache noch so gut können, oder noch so gut integriert sein. Das ist unser Privileg das uns von den anderen unterscheidet.“* (Philipp Weingartshofer)

6.4.8. Was ich vermisse ...

Ich wollte von den GesprächspartnerInneN auch wissen, was sie aus ihrem Leben vor Zanzibar, aus ihrer (früheren) Heimat, vermissen. Gibt es vielleicht in Deutschland und der Schweiz etwas, das es auf Zanzibar nicht gibt? Und wird eher Materielles oder Ideelles vermisst? Oder vielleicht beides? Die Frage war kein fixer Bestandteil der Gespräche und auch nicht immer eingeplant, sondern richtete sich eher nach den Persönlichkeiten, die mir gegenüber saßen und nach der Gesprächssituation, in der ich mich mit ihnen befand. Manchmal schien die Frage sich geradezu aufzudrängen, weil ich spürte, dass da etwas war, das vermisst wird. Manchmal war es eine Herausforderung im Gesprächsverlauf, eine Ablenkung oder Ergänzung. Ebenso spiegelt das Interesse meinerseits wieder, dass ich davon ausging, dass jeder Mensch irgendetwas vermissen muss, wenn er nicht dort lebt, wo er aufgewachsen ist. Ich habe also auch mein persönliches Empfinden in der Forschung hinterfragt und überprüft, wie sich das Empfinden anderer Menschen mit meinem deckt. Überraschender Weise stellte ich fest, dass es sich seltener deckt als angenommen. Jeder Mensch hat andere Dinge, die ihm wichtig sind und andere Strategien, wie er damit umgeht, wenn diese nicht zur Verfügung stehen. Es gibt auch Menschen, die diese Dinge auf Grund ihrer Flexibilität dann gar nicht mehr vermissen oder sie durch andere, neue, der Umgebung entsprechenden Dinge ersetzen.

Bei Susanne musste ich nicht extra danach fragen, was sie vermisst, es ergab sich in der ersten Gesprächssituation bei Kaffee und Kuchen. Sie vermisst dunkles Brot und Vollkornbrot sehr. Sie ließ sich von Melanie eine Brotmaschine und Sauerteig aus Europa mitbringen und verwendet ein tanzanisches Vollkornweizenmehl zum Backen des Brotes. Die Luxusvariante ergibt sich beim Verwenden von Roggenmehl aus Moshi. Dieses Korn wird dort in einem Klosterbetrieb angebaut. Außerdem würde sie gerne öfter, wie in Deutschland, auf Vernissagen, Ausstellungen oder ins Kino gehen, oder in einem guten Buchladen schmökern. Melanie hat von sich aus nichts erwähnt, das sie aus ihrem Leben in der Schweiz vermisst. Ich habe ihr die Frage auch nicht explizit gestellt, da ich von Melanie den Eindruck hatte, als würde sie ihr Leben auf Zanzibar vollkommen akzeptieren. Sie ist mit ihrem Bewusstsein im Hier und Jetzt und nimmt die Dinge so wie sie sind. Wenn sie etwas übermäßig nervt, oder sie wirklich beginnt etwas oder jemanden zu vermissen, bleibt ihr immer noch die Möglichkeit in die Schweiz zu fliegen.

Sabine vermisst ihre Freunde am meisten. Auch Bücher und andere ihr wichtige persönliche Gegenstände, die sie nicht mitnehmen konnte, hätte sie sehr gern bei sich.

Helmut vermisst, abgesehen von seiner Familie, auch den Frühling in Norddeutschland sowie die eine oder andere Käsesorte. Grund genug für ihn wegen der Blüte jedes Jahr zu dieser Zeit nach Deutschland zu reisen, um das Naturschauspiel mitzuerleben. Er hat sich voll und ganz darauf eingestellt, in seiner Rente ein anderes Leben zu leben als er es bisher in Deutschland geführt hat. Ihm war bewusst, dass es in anderen Ländern bestimmt Dinge geben, bestimmte andere Dinge eben nicht geben würde. Diesen Prozess hat er zum Großteil, und soweit es ging, bereits vor dem eigentlichen Ortswechsel in seinem Inneren abgeschlossen. Wodurch er dann vorort weniger Schwierigkeiten damit hatte, dass vielerlei Dinge auf Zanzibar anders oder nicht verfügbar sind. Klar macht dies die Aussage, dass er in China genau so wenig vermissen würde, wie auf Zanzibar.

Ilse fällt vor allem auf, dass sie Kleinigkeiten vermisst, wenn sie ihrem Lebensgefährten Paul etwas von ihrer Heimat erzählt. Vor allem vermisst sie Früchte, die auf Zanzibar nicht wachsen, wie Erdbeeren oder Kirschen.

6.4.9. Abstraktum „Zuhause“

„Zuhause“ – was ist das?

„In Afrika ist alles anders, besonders die Europäer. Die Leichtigkeit des Seins lässt viele ihr Ziel aus den Augen verlieren, als Fremder unter Fremden macht ihnen die Heimatlosigkeit zu schaffen, unter der sie zu leiden beginnen.“ (Chesi 2002:97)

Die Frage wo man zu Hause ist, ist für viele Menschen eine sehr schwierige.

Was macht dieses diffuse Gefühl von „Heimat“ aus? Ist es, dass man sich in der Sprache ausdrücken kann, mit der man aufgewachsen ist? Ist es die Familie, die einen groß gezogen hat? Oder die Familie, die man selbst gegründet hat? Ist es der Lebenspartner oder die Lebenspartnerin und der Ort an dem er/sie sich befindet? Ist es ein bestimmter Ort zu dem man immer schon eine Verbindung verspürte ohne genau zu wissen warum? Dieser Ort könnte sich sogar von dem Geburtsort, oder dem Ort an dem man aufgewachsen ist unterscheiden. So gesehen kann Migration das Identitätsgefühl stärken, anstatt es zu destabilisieren. (Grinberg/Grinberg 1990:153) Was hat dazu geführt dass man sich an diesem bestimmten Ort so wohl fühlt, gefühlt hat oder fühlen würde? Könnte es das Befriedigen von persönlichen Bedürfnissen sein? Manche Menschen fühlen sich wohler in einer Großstadt, obwohl sie irgendwo am Land aufgewachsen sind, weil sie immer schon anonym durch die Straßen gehen wollten. Andere fühlen sich in der Großstadt nicht wohl, weil sie sich in einer Umgebung mit üppigen, grüner Vegetation freier fühlen. Durch das Gefühl von Verbundenheit mit Menschen, seien es Freunde, Bekannte oder Verwandte, kann ein Ort zum Zuhause werden. Oder es ist die berufliche Möglichkeit, die Raum zur Entfaltung bietet. Sogar das Klima und das Wetter können dazu beitragen, dass man sich an einem Ort mehr zu Hause fühlt als an einem anderen.

Den Begriff Heimat empfinde ich als sehr individuell. Jeder Mensch macht an seiner Heimat unterschiedliche Dinge fest, verbindet mit seiner Heimat verschiedene Erinnerungen und Emotionen. Unabhängig davon, wie Heimat in der Wissenschaft definiert wird, möchte ich untersuchen, wie die Migrantinnen und Migranten diesen Begriff für sich definiert haben.

Zuhause durch Rückhalt

Eine österreichische Modedesignerin habe ich in einem TV-Interview einmal sagen gehört: „*Heimat ist Rückhalt.*“⁴⁵ Aus dieser Perspektive Heimat zu betrachten, halte ich für sehr interessant und fand ihn in dieser Kombination abstrahiert auch bei den Aussagen der MigrantInnEn wieder. Menschen brauchen Rückhalt auf verschiedenen Ebenen um sich sicher fühlen zu können. Auf der zwischenmenschlichen, familiären, freundschaftlichen, partnerschaftlichen, gesellschaftlichen Ebene genauso wie auf rechtlicher, gesetzlicher und finanzieller Ebene. „*„Zu Hause“ kann bedeuten, dass man es braucht, dass alle um einen herum schwarz sind. Oder es kann Sicherheit bedeuten.*“ (Melanie) Melanie fühlte sich mit dem Dependent's Pass zwar ganz wohl auf Zanzibar, Rückhalt war jedoch etwas, das ihr vor allem auf gesetzlicher und rechtlicher Ebene fehlte. In der Schweiz hatte sie bereits einiges abgebaut, während sie in Bwejuu schon einiges aufgebaut hatte. Die Schweiz wurde ihr immer fremder und Zanzibar immer mehr zu ihrem neuen Zuhause. Ihr Lebensmittelpunkt war nun nicht mehr in der Schweiz. Doch als schweizer Staatsbürgerin hatte sie immer noch Anspruch auf schweizer Recht, nicht jedoch auf tanzanisches Recht. Ihr gefühltes zu Hause passte mit dem zu Hause in ihrem Pass nicht mehr zusammen. Da ihr das schweizer Recht im Ernstfall in Tanzania nicht viel nützen würde, war es wichtig für sie auch die tanzanische Staatsbürgerschaft anzunehmen und damit tanzanisches Recht in Anspruch nehmen zu können. Es war der letzte und wichtigste Schritt für Melanie, um sich auf Zanzibar auch zu Hause fühlen zu können.

Eigene Geschichte, fremde Geschichte und gemeinsame Geschichte

In Gesprächen mit Hamad und auch mit Melanie wurde Heimat in Verbindung mit Geschichte angesprochen, Geschichte als ständiges Ereignis überall auf der Welt, vergangen, gleichzeitig und künftig, als Zeuge von Entwicklungen. Die Welt als Gesamtheit und darin jeder Mensch verfügt über eine Geschichte. Menschen, die von einem Ort zum anderen migrieren, gehen in ihrer persönlichen Entwicklung der persönlichen Geschichte weiter. Eingebettet in ein Umfeld, das ebenfalls seine eigene Geschichte hat. Die Schwierigkeit und Herausforderung der Migration besteht darin, zu einem Teil dieser neuen Geschichte zu werden, während die eigene weiter existiert, ja sich sogar weiter entwickelt. „*Und wenn man neu an einem Ort ist, ist es diese absolute Geschichtslosigkeit, die einen fast in den Wahnsinn treibt. Alles ist neu. (...) wenn du erzählst von zu Hause, den Eltern, ... weißt du ich hab kein Bild! ... eine wahnsinnige Einsamkeit. Diese Geschichtslosigkeit ist ganz schwierig zu überbrücken.*“

⁴⁵ Name leider unbekannt

(Melanie) Kommt ein Mensch in eine neue Umgebung, von der er wenig weiß⁴⁶, vielleicht auch wenig versteht, weil ihm die Erfahrung fehlt, ist er innerhalb dieser neuen Gegebenheiten sozusagen „geschichtslos“. Oft wird nach der eigenen Geschichte gar nicht gefragt, und seinen Teil zur Geschichte dieser „neuen“ Gesellschaft beizutragen erfordert Zeit. Gegenseitige Bereitschaft die jeweilige Geschichte kennenzulernen, wenn schon vielleicht nicht zu verstehen, jedoch zu respektieren ist ein wichtiger Schritt um den Menschen im Hier und Jetzt annehmen und respektieren zu können. Der zweite Schritt zum Erbauen einer von nun an gemeinsamen Geschichte ergibt sich dann wie von selbst. Das Kennenlernen der „nicht eigenen Geschichte“ führt dazu, Teil davon zu werden.

Wenn MigrantInnEn Objekte aus der Heimat mitnehmen, kann er/sie die Kontinuität seiner eigenen Vergangenheit erkennen. (Grinberg/Grinberg 1990:152) Es sichert den Unterschied zu den Einheimischen, hebt die Existenz einer Vergangenheit hervor und vergegenwärtigt Beziehungen zu abwesenden Menschen. Ohne diese Menschen, die zurückgelassen wurden, kann in der neuen Umgebung niemand ihre Existenz bezeugen. Die mitgenommenen Objekte können vor allem in der ersten Zeit helfen, die vorläufige Geschichtslosigkeit im neuen Ort zu ertragen. (Grinberg/Grinberg 1990:152) Sich zu Hause zu fühlen kann also auch bedeuten, sich verstanden zu fühlen. In wie weit sich ein Mensch verstanden fühlt, ist wiederum abhängig von dessen Persönlichkeit und den Menschen in seiner Umgebung. Nicht jeder braucht Verständnis in gleichem Maße. Nicht jeder will in gleichem Maße verstehen.

Melanie hat ihre Geschichte weitergebaut. Anfänglich war das sehr schwierig, doch die solide Beziehung mit Hamad half ihr, diese erste Zeit der „Geschichtslosigkeit“ in ihrer neuen Heimat zu überbrücken. Während sie sich langsam gegenseitig an die jeweilige Geschichte des anderen angenähert haben, bot die Liebe den entscheidenden Halt, bis sich eine gemeinsame Geschichte entwickeln konnte. Und das sowohl zwischen den Beiden als Paar, als auch zwischen Melanie und der Gesellschaft. Zur Geschichte eines Menschen gehört für Melanie auch die Familie. Es ist ihr wichtig, dass Hamad die Gesichter zu ihren Erzählungen kennt, dass er wahrnimmt, dass es Persönlichkeiten sind, die hinter diesen Namen stehen. Genauso wichtig ist es auch für sie, Teil seiner Familie sein zu können, ihre Persönlichkeiten zu kennen und zu schätzen. Nur so kann ihre eigene Geschichte fortgesetzt werden und sie sich gleichzeitig besser verstanden fühlen. Was schließlich dazu führt, dass sie sich Zuhause fühlt.

⁴⁶ Ich verstehe „Wissen“ hier nicht als angelesenes Wissen, sondern als Wissen erwachsen aus Erfahrung.

Eher da als dort

Je nachdem wie sehr sich die MigrantInnEn auf das Leben auf Zanzibar eingelassen haben und Teil davon geworden sind, sich damit identifizieren können und es befürworten oder ablehnen, bevorzugen sie das Leben auf Zanzibar dem Leben in Deutschland oder der Schweiz. JedeR hat seine oder ihre Gründe, weshalb er / sie sich auf Zanzibar mehr zu Hause fühlt als im Herkunftsland. Oftmals, wenn auch nicht immer, deckt sich dieses Gefühl von Heimat mit den Migrationsgründen. Klima, Landschaft und stressfreieres Umfeld zum Beispiel sind ausschlaggebende Faktoren, warum sich Christof auf Zanzibar wohler fühlt als in Deutschland. Trotzdem ist ein Wohlgefühl nicht gleich zu setzen mit der Bezeichnung, ein Ort wäre das „Zuhause“.

Für Melanie ist es sehr wichtig sich an dem Ort an dem sie lebt und ihren Lebensmittelpunkt hat, zu Hause fühlen zu können. Denn Wurzeln schlagen kann sie nur an solch einem Ort.

Es ist ihr sehr ernst auf Zanzibar zu leben. Sie denkt auch nicht daran, wieder zurück in die Schweiz zu gehen. Für sie ist ihr Leben nun auf Zanzibar. Auch wenn die Beziehung zu Hamad beendet würde, sei es durch Scheidung oder einen Todesfall, würde Melanie ihr Leben auf Zanzibar fortführen. Das bedeutet nicht, dass sie keine Verbindung mehr in die Schweiz hat. Nach so vielen Jahren auf Zanzibar ist ihr die Schweiz allerdings schon etwas fremd geworden. Sie schafft es zum Beispiel nicht mehr auf die Minute genau pünktlich zu sein, eine Eigenschaft, die sie auf Zanzibar nicht sehr oft braucht. Trotz des Entschlusses auf Zanzibar zu leben, behält sich Melanie immer auch eine gewisse Flexibilität und versteht das Leben als wandelbar. Sie schließt die Möglichkeit nicht aus, dass es aus irgendeinem Grund notwendig sein könnte doch wieder zurück in die Schweiz zu gehen, oder sogar ganz wo anders weiter zu machen. *„Ich lebe da und bin hier zu Hause ... und das passt schon.“* (Melanie)

Zu Hause im Innen – zu Hause im Außen

Wenn der äußere Raum (noch) nicht als zu Hause empfunden wird, weichen die MigrantInnEn häufig auf innere Räume aus. Es ist sogar möglich, weder im Raum der einen umgibt, noch im inneren Raum seinen Platz einzunehmen. Die Strategie, sich auf einen Beobachtungsposten zu begeben und von dort aus das Geschehen zu überschauen, ist ebenfalls möglich. Physischer Raum und psychischer Raum sind verschiedene Konzepte.

Ich hatte bei Susanne nicht den Eindruck, dass sie sich auf Zanzibar wirklich „Zuhause“ fühlt. Sie ist Deutsche, die auf Zanzibar lebt und arbeitet. Ihre Ausführungen über die Rolle der Hautfarbe, ihre eigene Identität und ihre Rolle im gesellschaftlichen Gefüge auf Zanzibar

zeigen, dass sie in sich angekommen und sicher zu Hause ist und dadurch gleichzeitig eine beobachtende Position einnehmen konnte. Sie fühlt sich trotz Arbeit, Freunden, Ehemann, Kind und Familie fremd, was einerseits auf das Feedback über sie selbst als Mensch hellerer Hautfarbe zurückzuführen ist, andererseits auf gesellschaftliche und kulturelle Lebensweisen, die sich von ihren eigenen Vorstellungen stark unterscheiden.

Susanne nimmt die Rolle einer Beobachterin ein. Wie sie selbst sagte, beobachtet sie sehr gerne und ist gleichzeitig auch noch Teil des Beobachteten. Sie ist Teil der Gesellschaft Zanzibars, wie sie auch Teil ihrer Herkunftsgesellschaft war bzw. ist, doch bleibt sie immer eine Spur weit außerhalb auf einem Posten, von dem aus sie alles gut überschauen kann. Vielleicht ist es eine Suche nach einem Weg Zuhause anzukommen. Vielleicht ist aber auch dieser Beobachtungsposten ihr zu Hause.

Sabine hilft es sich zu Hause zu fühlen, wenn sie Besuch von ihren Freunden aus Deutschland bekommt. Diese Menschen fungieren als Träger einer Erinnerung an das Leben und die Menschen in Deutschland. Da Sabine noch keine tiefen freundschaftlichen Verbindungen auf Zanzibar knüpfen konnte, hängt sie noch mehr als die anderen MigrantInnEn an den sozialen Kontakten aus der Zeit in Deutschland. Durch Sabines Beispiel wird auch Melanies Theorie über das „Zuhause“ durch Verstandenwerden bestärkt. Sabine fühlt sich weder verstanden noch akzeptiert. Diese Gefühle gründen in dem Unverständnis über ihre Person und Teilaspekte derer, wie ihre Liebe zu Tieren und ihren Vegetarismus. Trotz Sabines Außenseiterrolle fühlt sie sich dennoch zu Hause. Entscheidend ist für sie, dass sie in sich selbst angekommen ist. Sie bestätigt damit auch Susannes und Melanies Aussagen, dass es wichtig sei, zuerst sich selbst zu kennen und in sich selbst sicher und zu Hause zu sein, bevor man sich dazu entschließt in einem anderen Erdteil eine neue Bleibe zu finden. Daher würde sie auch gerne auf Zanzibar bleiben wollen, wenn die Beziehung zu Ahmad irgendwann auseinandergehen würde. Im Notfall hat sie durch die deutsche Staatsbürgerschaft die Option, doch nach Deutschland zurückkehren zu können.

Gleichbehandlungsfrage

Helmut fühlt sich „*wie ein Einheimischer*“ wenn er mit seiner Gruppe von Biologen und Schatzsuchern unterwegs ist. Weil er dann nicht wie andere „Weiße“ wahrgenommen und behandelt wird und nicht von vornherein klar ist, dass er mehr Geld hat als andere. Vor allem stellt sich bei ihm dieses Gefühl ein, wenn er keine Sonderbehandlung erfährt. Ich bin mir allerdings nicht sicher, ob dieses Gefühl dem Gefühl sich „zu Hause“ zu fühlen gleich kommt. Denn ich bin der Meinung, dass ein „zu Hause“ mehr ausmacht, als gleich behandelt zu

werden. Obwohl er nicht nach einem neuen zu Hause suchte, hat er sich im Laufe der Zeit doch so auf Zanzibar eingelebt, dass es ihm schwer fällt wieder weg zu gehen. Die Migration von Deutschland nach Zanzibar fiel ihm leichter, als von Zanzibar aus in einen anderen Ort Ostafrikas zu wechseln. Ich mache das mittlerweile recht große gesellschaftliche Netz, in dem er sich befindet und die Rolle, die er darin einnimmt, dafür verantwortlich. Immer wieder fällt auf, dass die Erfahrung fremd zu sein, als FremdeR behandelt zu werden oder sich von der übrigen Gesellschaft abzuheben, kontraproduktiv auf das Wohlbefinden der MigrantInnEn auswirkt. Je weniger sie Sonderbehandlungen erfahren und über sich ergehen lassen müssen, desto wahrscheinlicher ist es, dass sie sich zu Hause fühlen können. Selbst Sonderbehandlungen im „positiven“ Sinn, Bevorzugungen, sind dahingehend hinderlich.

6.4.10. Rückkehr

Schließlich stellt sich auch die Frage nach einer möglichen Rückkehr. Mit dem Herkunftsland auch physisch in Verbindung zu bleiben ist für fast alle MigrantInnEn wichtig. Weniger wichtig ist es für Ilse, die nur noch ein Mal nach Deutschland fliegen will, um ihrem tanzanischen Partner einen Eindruck ihrer Herkunft zu vermitteln. Christof, der vorerst jährlich nach Deutschland reiste, plant die Anzahl seiner Besuche zu vermindern. Alle anderen MigrantInnEn besuchen ihr Herkunftsland regelmäßig immer wieder. Diese Besuche sind wie temporäres Rückkehren. Durch die Reisen in die frühere Heimat halten die MigrantInnEn Kontakt zu ihrer früheren Welt, frischen die Erinnerungen an ihre Wurzeln auf und müssen sich aber dadurch auch mit ihrer Entscheidung zu migrieren immer wieder konfrontieren. So können sie sich bestätigt fühlen in der Richtigkeit ihrer Entscheidung. Es kann aber auch passieren, dass sie durch so eine Konfrontation verunsichert werden und ihre Entscheidung wegzugehen in Frage stellen. Durch die Besuche können die MigrantInnEn sich darüber vergewissern, ob die zurückgelassenen Menschen und Dinge noch existieren, ob sich Wertigkeiten hinsichtlich von zurückgelassenen Dingen oder Beziehungen verschoben haben, ob sie vergessen wurden und vor allem, ob sie noch geliebt werden. (Grinberg/ Grinberg 1990:210,212) Die Besuche sind daher sehr wichtig hinsichtlich des Identitätsgefühls und bieten die Möglichkeit, die Erfahrung von Heimat auf mehrere Orte, mehrere Menschen und Dinge auszuweiten und die Migration als Bereicherung zu erfahren. (Grinberg/Grinberg 1990:205) Voraussetzung dafür, die Besuche positiv erleben zu können ist aber, dass eventuelle Trauer um Zurückgelassenes überwunden wurde. Besuche können auch stark verunsichern und das Gefühl auslösen, nirgendwo richtig zu Hause zu sein. Je nachdem wie sehr sich die geliebten Menschen, Orte und Dinge seit der Migration verändert haben und inwieweit die MigrantInnEn diese Veränderungen verkraften. (Grinberg/Grinberg 1990:210) Es kann befremdlich sein, so *„als könnte man die Welt sehen, nachdem man gestorben ist.“* (Grinberg/Grinberg 1990:212) Für MigrantInnEn, die die Erfahrung der Migration (noch) nicht überwunden haben, bewusst oder unbewusst, können Besuche im Herkunftsland sehr destabilisierend wirken. Melanie hat sich aus Angst davor, sich durch zu frühe Heimatbesuche zu sehr eine Rückkehr zu wünschen, selbst verboten innerhalb der ersten beiden Jahre in die Schweiz zu reisen.

Rückkehr als Möglichkeit

Abgesehen von Besuchen in der (früheren) Heimat, haben einige MigrantInnEn auch die Überlegung, nach Deutschland zurück zu kehren. Vor allem kamen diese Gedanken bei

Unsicherheiten über das bevorstehende Leben auf Zanzibar auf. Sollte ein Überleben auf Zanzibar nicht mehr möglich sein, würden psychische Herausforderungen der Migration und Integration auch auf Dauer zu groß, oder bestünde eine schwere Krankheit. Sabine, die erst seit kurzem auf Zanzibar ist und sich über ihren Erfolg und ihre Möglichkeiten auf Zanzibar zu leben noch unsicher ist, hält eine Rückkehr für nicht ausgeschlossen, wenn auch nicht wünschenswert. Dadurch, dass sie bis vor kurzem fest in die Arbeitswelt in Deutschland integriert war, wäre ein Wiedereinstieg durch ihre Erfahrungen und Kompetenzen durchaus denkbar. Je größer jedoch der zeitliche und räumliche Abstand zum Beruf und dem Fach ist, umso schwieriger wird die Situation auf einem sehr rasch wechselnden und konkurrierenden deutschen Arbeitsmarkt. Auch wenn die MigrantInnEn auf Grenzen der möglichen Integration auf Zanzibar stoßen, kommen manchmal Ängste auf, nie wirklich „dazu zu gehören“, immer irgendwie anders und manchmal trotz aller Anstrengungen, nie wirklich Teil der zanzibarischen Gesellschaft sein zu können.

Susanne, die seit ihrer Ankunft in die tanzanische Pensionskasse eingezahlt hat, hätte in Deutschland ihrer Meinung nach schlechte Chancen. Weder später mit ihrer tanzanischen Pension, noch in nächster Zeit. Sie fühlt sich für den rasanten Arbeitsmarkt Deutschlands zu alt und unvermittelbar, um noch einsteigen zu können. Und auch um sich in Deutschland auf selbstständiger Basis etwas aufzubauen fühlt sie sich nicht mehr im Stande. So verebben ihre Überlegungen zur Rückkehr. Grinberg und Grinberg meinen, dass die Gründe für das Verwerfen der Rückkehrideen auch darin liegen könnten, da eine Rückkehr die Ausmaße einer zweiten Migration annehmen kann. Auch wenn das Land das Geburts- und Herkunftsland ist, so ist inzwischen viel Zeit vergangen, in der sich vieles verändert hat. „Kaum“ wurde eine Reorganisation und Integration in die neue Gesellschaft in mehr oder weniger akzeptabler Weise geschafft, soll dieser Prozess von Neuem erfolgen. Durch die bereits gemachten Erfahrungen der Schwierigkeiten von Migration, ist ein neuerlicher Prozess angsteinflößend. (vgl. Grinberg/Grinberg 1990)

Ilse wiederum schließt eine Rückkehr völlig aus. Sie möchte Deutschland um keinen Preis wieder gegen Zanzibar eintauschen. Ihre persönlichen Wünsche, abseits von Arbeit und Lebenserhaltung stehen bei ihr eindeutig im Vordergrund. Existenzängste oder Gedanken darüber, dass es einmal nicht so gut laufen könnte, hat sie nicht. Ilse wiegt sich im Vertrauen, dass alles gut so ist, wie es ist. Obwohl sie im Vergleich zu Susanne höhere Ansprüche auf Arbeitslosengeld bis zu ihrer Rente hätte, ist es für sie aus ideologischen Gründen keine Option zurückzukehren. Es gibt einen Unterschied zwischen der Möglichkeit zurück zu kehren und der Notwendigkeit. Die theoretische Möglichkeit besteht bei allen MigrantInnEn.

Denn bis auf Melanie, die zwei Staatsbürgerschaften hat, haben alle noch die deutsche Staatsbürgerschaft und halten sich mit diversen Aufenthaltstiteln in Tanzania auf. Das bedeutet auch, dass aus rechtlicher Sicht für alle eine Rückkehr möglich wäre. Doch nicht jedeR hat dann nach der Rückkehr Aussicht auf eine lebenswerte Zukunft, wie die Beispiele von Susanne und Ilse zeigen. Wichtige Faktoren hinsichtlich der Rückkehrgedanken sind also das Alter, die finanzielle Sicherheit, Kompetenzen und persönliche Lebensenergie, sowie bis zu welchem Grad die MigrantInnEn mit ihrem Leben auf Zanzibar zufrieden sind und sich wohl fühlen. Beziehungsweise wie stark die Anziehungskraft des Herkunftslandes auf die Person ist und warum. Auffällig ist, dass die beiden älteren Migranten Christof und Helmut, durch die freie Wahl ob Rückkehr oder nicht, viel entspannter Leben als die Migrantinnen mittleren Alters (50). Ihr Alter und die deutsche Pension die sie beziehen, befreit sie von Druck. Für sie ist es, als wären die eigenen Wurzeln in Deutschland in Sicherheit. Das Gefühl der Entwurzelung ist eher gering, obwohl auch sie fern ihrer geliebten Menschen, Landschaften und Dinge sind. Allein die Möglichkeit, jeder Zeit zu ihnen zurückkehren zu können lässt sie ihre Migration eher als Abenteuer erscheinen, das sie auch selbstständig beenden könnten, wenn sie es wollten. Die Furcht vor dem Verlust des eigenen Identitätsgefühls ist bei ihnen viel geringer als bei jenen Migrantinnen, die jeden zukünftigen Schritt schon aus wirtschaftlichen Gründen sehr gut überlegen müssen. (Grinberg/Grinberg 1990:208) Vor allem Helmut's Beispiel zeigt, dass Migration in relativ „abgesicherter“ finanzieller Situation, genussvoll sein kann und Menschen für neue Erfahrungen öffnet. Und, wie in Christof's Fall, es die Freiheit verleiht so zu leben, wie man es gerne möchte und soweit es die Aufnahmegesellschaft und die eigene Persönlichkeit zulassen.

Die Wahlmöglichkeit impliziert nicht automatisch den Wunsch zurückzukehren. Doch sie gibt den MigrantInnEn das Gefühl, an Raum zu gewinnen. (Grinberg/Grinberg 1990:216)

Melanie stellt unter den Frauen eine Ausnahme dar. Sie ist etwas jünger als die Anderen. Bei einer Rückkehr würde ihr der Wiedereinstieg in die Arbeitswelt diesbezüglich zwar eventuell leichter fallen als Susanne oder Ilse. Doch ob ihr die Reintegration in die Gesellschaft im Allgemeinen gelingen würde ist fraglich. Melanie hat Zanzibar voll und ganz zu ihrer neuen Heimat erkoren und möchte nicht zurückkehren, auch wenn sie es könnte. Ihr Herz hängt mittlerweile schon zu sehr an Zanzibar und allem was sie sich dort durch viel Einsatz von Nerven, Zeit und Geld aufgebaut hat. Sie fragt sich sogar bei Besuchen in der Schweiz, ob ihr eine Rückkehr gelingen würde, denn sie hat mittlerweile viele Lebensweisen Zanzibars angenommen und ist von der Kultur und den Gewohnheiten so stark geprägt, dass sie sich mehr mit Zanzibar identifiziert als mit ihrem Herkunftsland. Als Beispiele nennt sie ihre

angewöhnte Unpünktlichkeit, mit der sie in der Schweiz jeden Zug verpassen würde, oder stärker im Jetzt und Hier zu leben als in der Zukunft. Ihre veränderten Gewohnheiten lassen sie ihre frühere Heimat als fremd erscheinen.

7. Conclusio

Diese Arbeit konnte zeigen, dass Migration vom Norden in den Süden in vorkolonialer und kolonialer Zeit bis zur Unabhängigkeit vieler afrikanischer Staaten in den 1960-er Jahren durchaus ein interessiert beobachtetes Phänomen war. Stärkere Aufmerksamkeit erhielten jedoch die Migrationsströme in die „neue Welt“ (Amerika). Die Zahl der MigrantInnEn, die nach Afrika migrierten hielt sich stets in Grenzen, war aber in früherer Zeit durch ihre Abenteuerlichkeiten mit Spannung verfolgt worden. Die Geschichten und Berichte waren für viele Menschen zugänglich. In den letzten Jahrzehnten konzentrierte sich die Sichtweise vor allem auf den Zuzug in die deutschsprachigen Gebiete, auch aus Afrika kommend. Die hohe Zahl der MigrantInnEn drängte darauf, nach den Ursachen und Auswirkungen zu forschen und stellt Emigration aus den deutschsprachigen Gebieten in den Schatten. Bei der Diskussion von Integration der Zugewanderten nach Europa, wurde vergessen, den Blick auch nach außen zu richten. Diese Blicke nach außen, zu abgewanderten Menschen, kann Rückschlüsse auf die innergesellschaftliche Situation liefern. Weiters könnte der Vergleich zur „Integrationsleistung“ der eigenen Staatsbürger in anderen Ländern viele Erfahrungswerte bringen. Kommunikation und Vernetzung der Staaten und auch der Einzelpersonen und migrierenden Gruppen über Ursachen und Auswirkungen der wechselseitigen Prozesse wären eine Bereicherung für politisches Handeln.

Migration nach Afrika und im Speziellen Tanzania und Zanzibar wurde zum „letzten Mal“ durch Berichte der DDR-Entsanten betrachtet, wohingegen lediglich von temporärer Migration gesprochen werden kann. Meine Forschung hat außerdem ergeben, dass unter dem Gesichtspunkt der Migration, wie es etwa bei Migration von Afrika nach Europa der Fall ist, im deutschen Sprachraum keine Untersuchungen angestellt wurden. Einzig das Werk von Schnepfen „Zanzibar und die Deutschen“, beleuchtet Aspekte des deutschen Zuzugs nach Zanzibar, jedoch ist das Werk als geschichtswissenschaftliche Betrachtung der Beziehungen zwischen Deutschland und Zanzibar gemeint und thematisiert nicht primär deutschsprachige Migration nach Zanzibar. Es besteht die starke Tendenz, in wissenschaftlichen Diskursen, bei Emigration aus dem deutschen Sprachraum von „Auswanderung“ zu sprechen. Nicht jedoch von Migration. Durch den doch beträchtlichen Bedeutungsunterschied zwischen „Emigration“ und „Auswanderung“ (sh. Kapitel „Phänomen Auswanderung“), wird die Emigration aus dem deutschsprachigen Europa in andere Staaten aus dem Diskurs über Migration weitestgehend ausgenommen und erhält so eine Sonderstellung. Dem wirke ich mit meiner Forschung entgegen.

Die Betrachtung der umgekehrten Migrationsrichtung vom Norden in den Süden, setzt ein Zeichen und macht diesen Teil des Phänomens sichtbar. Migration nach Afrika, nach Tanzania, und in diesem Fall Zanzibar, findet definitiv statt. In Anbetracht der geringen Größe der Insel, kann sogar von regem Zuzug gesprochen werden. Eine empirische Untersuchung über Herkunft und Zahl der zugezogenen MigrantInnEn wäre von großem Interesse und von großer Bedeutung für Zanzibar und Tanzania, sowie für die Herkunftsstaaten. Gerade in den letzten Jahren verschärfen sich Probleme innerhalb der Gesellschaft auf Zanzibar durch die hohe Zuzugsrate. Und politisches Handeln wäre dringend nötig, um ein Zusammenleben und eine gemeinsame Entwicklung zu ermöglichen.

7.1. Ergebnisse der Analyse

Die Ergebnisse der Analyse zeigen weiters, dass es wichtig ist zu verstehen, warum es diesen Zuzug nach Zanzibar gibt. Für wen die Insel aus welchen Gründen attraktiv ist. Die Gruppe der deutschsprachigen MigrantInnEn dieser Studie, die aus vorwiegend privaten Gründen nach Zanzibar migrierten, zeigt eine auffällig hohe Frauenquote. Diese kommt durch soziale, gesellschaftliche und traditionell islamische Lebensweisen und dem regen Interesse an „weißen“ Frauen zu stande. Die Rolle der Frauen und Männer auf Zanzibar, gepaart mit den Auswirkungen des Tourismus und dem Kampf um „Fremde“ als Einnahmequelle, legt den Grundstein für diese Entwicklung und gipfelt schließlich in der veralteten, und nicht auf aktuelle Situationen adaptierten, Immigrationsgesetzen. Eine starke Tendenz von weiblicher Migration aus privaten Gründen ist zu beobachten. Interessant wäre eine Gegenüberstellung zur Frauenquote bei MigrantInnEn aus anderen Migrationsgründen, beispielsweise bei InverstorInnEn. Sehr interessant ist dazu im Vergleich die deutsche Auswanderungsstatistik. Bis zum Ende der 1980-er Jahre dominierten Frauen die deutsche Auswanderungsstatistik. Erst seit der 1990-er Jahre dominieren Männer bei der Auswanderung aus Deutschland. (Ette/Sauer 2010:71)

Durch die Methode der lebensgeschichtlichen und narrativen Interviewführung konnte veranschaulicht werden, dass Lebensgeschichte und Geschichte eng miteinander verknüpft sind und sich gegenseitig bedingen. Die Geschichte von Immigration nach Zanzibar wird so erstmals erfahrbar und bildet das Fundament für weitere Untersuchungen, da die Studie es durch die Lebensgeschichten und deren Analyse schafft, viele verschiedenen Aspekte und Probleme aufzuwerfen, die weiter verfolgt werden sollten.

Die Analyse ergab, dass es unter den aus privaten Gründen migrierten Deutschsprachigen verschiedene Hauptmigrationsgründe gibt, dass jedoch viele persönliche Faktoren aus der

eigenen Lebensgeschichte erhebliche Auswirkungen auf die Entscheidung zur Migration hatten. Abgesehen von diesen persönlichen Faktoren können drei Hauptgründe für die Migration nach Zanzibar genannt werden: Partnerschaft zu einem/einer Zanzibari; klimatische und landschaftliche Aspekte in Verbindung mit dem Wunsch, sich möglichst viel „draußen“ aufhalten zu können; veränderte Vorstellungen bezüglich der eigenen Moral, sich nicht mehr mit den Entwicklungen der Herkunftsgesellschaft identifizieren zu können; was dazu führt, dass sich viele nach mehr Ruhe, weniger Stress und Leistungsdruck sehnen; Abenteuer- und Entdeckungslust. Keine Auswirkung auf das Migrationsverhalten hat die bereits vorhandene deutschsprachige Diaspora Zanzibars. Bestehende Netzwerke sind eher lose und dienen zur gegenseitigen Unterstützung, sowie dem wichtigen Aspekt durch den Kontakt mit Landsleuten den physischen Kontakt zur Herkunftsregion nicht zu verlieren. Auch der geschichtliche Rückblick zeigte ähnliche Motive. Neu hinzu gekommen sind die Flucht vor Stress, Hektik und dem gesellschaftlichen Leistungsdruck im deutschsprachigen Europa. klimatische und landschaftliche Aspekte, Partnerschaft und die Lust auf Abenteuer und Entdeckungen ist auch bei Migrationen vorkolonial und kolonial in diese Gebiete zu beobachten. Den Aspekt der „Entwicklungszusammenarbeit“ und „Entwicklungspolitik“ habe ich in meiner Arbeit nicht berücksichtigt.

Stark geändert hat sich die Reise an sich in das Zielland. Sie wurde durch den technischen Fortschritt vereinfacht, verkürzt und verbilligt. Die erhöhte Mobilität, die Öffnung der Märkte, Globalisierung und die Salonfähigkeit des Tourismus, hatten Auswirkungen auf die Immigration nach Zanzibar, die vor allem in den letzten Jahren stark gestiegen sein dürfte. Genaue Zahlen und Statistiken liegen leider nicht vor, dieses Urteil ergibt sich jedoch aus der teilnehmenden Beobachtung. Auf den ersten Blick hat es so ausgesehen, als wäre die Migration der MigrantInnEn, die vom Norden in den Süden gehen, einfacher. Das trifft auch in gewissen Bereichen durchaus zu, wenn man bedenkt, dass die MigrantInnEn dieser Studie keine politische Verfolgung in ihrem Herkunftsland oder kriegsähnliche Zustände erlebt haben beziehungsweise sich aus wirtschaftlichen Gründen gezwungen sahen, ihr Herkunftsland zu verlassen. Sie sind nicht mit hunderten anderen Menschen in einem Boot gepfercht illegal nach Zanzibar gefahren, mussten nicht die Sahara zu Fuß durchqueren und standen auch nicht vor einem Grenzzaun, der es ihnen unmöglich machte einzureisen. Bei genauerer Betrachtung stellte sich allerdings heraus, dass sich ihnen große bürokratische und gesetzliche Hürden in den Weg stellten, die es ihnen zwar nicht erschwerten ins Land zu kommen, jedoch in weiterer Folge sehr wohl erschwerten im Land zu leben. Zwar gibt es keine Auflagen bezüglich erforderlicher und verpflichtender Sprachkenntnisse, doch ist das

Hauptproblem für die MigrantInnEn der extrem erschwerte Zugang zum lokalen Arbeitsmarkt. Zumindest für jene MigrantInnEn, die abhängig von eigenem Einkommen sind und keine Rente aus dem Heimatland beziehen, ist dies ein großes Hindernis und führt mitunter zu Existenz- und Zukunftsängsten.

Abhängig vom Aufenthaltsstatus der MigrantInnEn, stehen sie in unterschiedlichen Beschäftigungsverhältnissen, arbeiten selbstständig oder illegal. Die beschränkten Möglichkeiten für zugezogene verheiratete Frauen in einer Ehe mit einem Zanzibari ist besonders schwierig und treibt die Betroffenen in die Illegalität. Nicht nur auf gesetzlicher Ebene, sondern auch im Alltag, stoßen die MigrantInnEn auf ungleiche Behandlungen. Es stellte sich heraus, dass sie häufig Opfer von korrupten Geldforderungen werden, die sich aus den Bestimmungen für ImmigrantInnEn ergeben und woraus lokale MachthaberInnen versuchen einen persönlichen Vorteil zu ziehen. Weiters erleben sie häufig ungleiche Behandlungen auf Grund ihrer Hautfarbe. Es ergeben sich Nachteile beim Einkaufen durch höhere Preise, Belästigungen und besonderer Umgangsformen. Die hellere Hautfarbe wird eindeutig mit stereotypen Eigenschaften in Verbindung gebracht und belegt somit die Existenz von Rassismus⁴⁷ gegen „Weiße“. Eine völlige Assimilation wird dadurch unmöglich. Integration ist in Grenzen möglich, doch scheint die Hautfarbe die letzte Hürde für erfolgreiche Integration zu sein. Zumindest wenn Integration so verstanden wird, dass sie mit einem Wohlfühl und dem Gefühl des „Respektiertwerdens“ in der neuen Gesellschaft einhergeht. Inwieweit sich die MigrantInnEn integrieren konnten und wollten, hängt von der Dauer des Aufenthalts, der Persönlichkeit und den Reaktionen der Aufnahmegesellschaft ab und lässt sich somit durchaus mit der Situation der MigrantInnEn im deutschen Sprachraum vergleichen.

Größeren Respekt wird jenen MigrantInnEn entgegengebracht, die sich durch sehr gute Sprachkenntnisse auszeichnen, Kleidungsstandards von Zanzibar zumindest nicht verletzen, allgemeine Regeln der Höflichkeit und des Respekts verstehen und anwenden und den Willen zeigen, zumindest nach außen, die sozialen Systeme zu würdigen und zu pflegen. Je mehr MigrantInnEn dies erkannt und gelebt haben, ohne sich selbst dabei aufzugeben, umso eher konnten sie sich als Teil der Gesellschaft und somit „zu Hause“ fühlen.

Die MigrantInnEn sind auf unterschiedlichste Art und Weise in soziale Netzwerke eingebunden. Dies ist wiederum abhängig von der Persönlichkeit der/des Migrantin/Migranten sowie den Persönlichkeiten und sozialen Strukturen auf die er/sie trifft.

⁴⁷ Nach meiner Definition von Rassismus: Zuschreibung von Eigenschaften durch bestimmte Merkmale eines Menschen (Hautfarbe, religiöse Zugehörigkeit, Kleidung, Verhalten, sexuelle Orientierung...) und damit verbundene ungleiche Behandlung.

Von fast völliger Abgeschiedenheit und Rückzug, über teilweise lose Kontakte bis hin zu starker Verbundenheit zur Gesellschaft sind so möglich.

7.2. Fazit und der Schritt von der Mikro- in die Makroebene und wieder zurück

Die Grundidee meiner Forschung war, die Menschen, mit denen ich auf Zanzibar gesprochen habe aus der Perspektive der Migrationsforschung zu betrachten. Ich habe ein Modell für mich erstellt, das die Basis meiner Untersuchung bildete und Hintergrund meiner Analyse und Anschauungen ist. Ich gehe davon aus, dass sich Migration als Phänomen und Prozess aus einigen Teilen zusammensetzt und diese folglich zu dem macht was sie ist.

Grund einer jeden Handlung, und so auch die der Migration ist meiner Meinung nach die Suche nach Möglichkeiten des Selbstausdruckes oder der Suche nach dem, was den Menschen selbst mit seiner Persönlichkeit am besten widerspiegelt. Dies inkludiert auch die Suche nach einer dafür „bestmöglichen“ Umgebung, einem Ort, einem Land. Es geht darum seine eigene Identität in jedem Schritt neu zu formen und hervorzubringen und sich damit in Beziehung zu allem was ist zu setzen. Dabei hat das Individuum zu jeder Zeit und in jedem Moment die Wahl bewusst oder unbewusst zu entscheiden wie, wer oder was er in Bezug auf die Gegebenheit, die Situation, den (Mit)Menschen, die Gesellschaft usw. sein will oder kann. Um dies besser vollführen zu können, kann es erforderlich sein, dass sich der Mensch vom Gewohnten entfernt, um sich selbst besser zu erkennen. Denn nur in Abwesenheit dessen was man selbst ist, kann man erkennen was man selbst ist.

Dem nach sollte die Frage nach der „Integrationsleistung“ aus der Sicht der Identitätsbildung gestellt werden. Das Ablehnen von bestimmten Dingen in der Aufnahmegesellschaft hat häufig nichts damit zu tun, dass MigrantInnEn diese Dinge abwerten, sondern viel mehr damit, dass es mit der eigenen Identität und Selbst-Gefühl zusammen hängt. Eine Kopfbedeckung abzulehnen bedeutet meist nicht, die Tradition der Kopfbedeckung im Allgemeinen abzulehnen, sondern seine Identität zu wahren, da sich ein Kopftuch eventuell nicht mit der eigenen Persönlichkeit und Sozialisation vereinbaren lässt.

Während der Zeit von zwei Jahren, in der diese Arbeit entstanden ist, tauchte ich selbst jedoch in einen Prozess ein, in dem sich meine Meinungen und Vorstellungen über das zu Erforschende stetig im Wandel befanden. Immer wieder änderte sich meine Sichtweise durch Inputs aus der Literatur, die nochmalige Betrachtung des Materials und den vielen Gesprächen mit KollegInnEn und Lehrenden.

Ich bin daher zu dem Schluss gekommen, dass ein Theoriemodell wie in diesem Fall die Migrationsforschung, ein guter Ausgangspunkt sein kann. Doch er liefert nicht jene

Flexibilität, jene Bewegung und Formbarkeit, jene Veränderung, die das Leben in sich trägt. Mir wurde der eine Blickwinkel aus der Migrationsforschung im Laufe des Arbeitens bald zu eng, starr und unflexibel und daher schließlich nur noch aus einem Grund legitim:

Es hatte den großen Vorteil, die Migration aus dem deutschsprachigen Europa nach Afrika sichtbar zu machen und sie ins Rampenlicht zu rücken. Sie sollte als Teil dieser großen Diskussion um Migration wahrgenommen werden. Ich halte es für sinnvoll in weiteren Betrachtungen neuere Theorien des Transnationalismus einzubeziehen, die das Betrachtungsfeld erweitern und interdisziplinär ansetzt. Durch die Internationalität und die hohe Mobilität von Menschen kann nur noch in seltenen Fällen von Migration, einem Ortswechsel ohne Rückkehrgedanken, gesprochen werden. (Ette 2010:21) Für die MigrantInnEn meiner Forschung trifft dies jedoch zu fast 100 Prozent zu. Obschon die Möglichkeit zur Rückkehr theoretisch fast immer möglich wäre.

Um den „verallgemeinernden“ Schritt aus der Mikroebene heraus zu wagen und die Essenz aus meiner Forschung zu ziehen:

MigrantInnEn sind Menschen und verändern sich. Der Begriff MigrantIn kann vielleicht auf einen Menschen in gewisser Weise zu einer bestimmten Zeit zutreffen. Doch halte ich es für noch wichtiger zu verstehen, dass dies nur ein Teil des Ganzen ist. Ein Migrant oder eine Migrantin kann im Laufe der Zeit zu einem Siedler, einer Siedlerin werden, nämlich dann, wenn er/sie durch sein/ihr Verhalten und Leben unter der Definition von SiedlerIn betrachtet werden kann. Das Gleiche gilt für Inländer, Ausländer, Staatsbürger, Auswanderer, Einwanderer und andere Begriffe. Die Betrachtung der Lebensgeschichten hat ergeben, dass manche GesprächspartnerInnen eben keine MigrantInnEn (mehr) sind, oder es noch nicht sind, oder nie waren. Sie können aber auch mehreres gleichzeitig sein. Zum Beispiel MigrantIn und Auswanderer. Es wäre dann in meinem Verständnis eine Untergruppe der Migration und hätte innerhalb dessen durchaus auch seine Berechtigung. Denn es gibt Menschen, die tatsächlich „wandern“, genau so wie ich es eingangs unter „Begriffsdefinitionen“ beschrieben habe. Fast im Sinne eines „Spaziergangs“. Allein die Tatsache, dass jemand ein Haus auf Zanzibar baut und dort über einen längeren Zeitraum lebt, macht ihn/sie noch nicht zu einem/einer Zanzibari. Dies zeigt nur umso deutlicher das Ungleichgewicht und die vielen verschiedenen Fassetten, die es innerhalb der Migration, ja der menschlichen Lebenswelten, gibt.

Die romantische Vorstellung, dass jeder Migrierende auch ein Suchender nach etwas ist, relativiert sich bald. Nämlich dann, wenn man versteht, dass jeder Mensch sucht. Bis zu dem Zeitpunkt, in dem man weiß was man sucht. Dann begibt man sich auf den Weg. Ziele sind so

vielfältig wie wir Menschen und ist keine Eigenheit, die nur Migrierenden zuzusprechen ist. Schlussendlich muss ich diese romantisierte These der Suchenden als Spezifikum für Migration negieren.

8. Bibliografie

Literatur:

Aderhold, Peter (2000): Der deutsche Fernreisemarkt. In: Landgrebe, Silke (Hrsg.): Internationaler Tourismus. München, Wien, Oldenbourg, Oldenbourg Wissenschaftsverlag, S 235-253

Akstinat, Simon (2008): Made in Austria – Die Erfolgsgeschichten österreichischer Auswanderer. Wien, Überreuter

Angerhausen, Julius (1957): Brückenschlag nach Afrika. Die Reise des Bischofs von Münster Dr. Michael Keller in die Ost- und Südostafrikanischen Missionen. Tagebuchnotizen und Bilder. Düsseldorf, Verlag Haus Altenberg

Ansperger, Franz (1994): Südafrika. Eine Geschichte von Freiheitskämpfen. Mannheim u.a., B.I.-Taschenbuchverlag

Anstein, Hans (1933): Afrika wie ich es erlebte. Stuttgart, Evangelischer Missionsverlag

Baer, Hans (Hrsg.) (2009): Missionar in Afrika. Briefe, Berichte und Bilder des Herrnhuters Konrad Meier (1867-1931). Herausgegeben und kommentiert von Hans Baer. Mit einer Einführung von Samuel Preiswerk. Egilsau, elfundzehn Verlag

Ben Lassoued, Andrea (2009): Kontexte transkultureller Eheschließungen – Einfluss von Recht und sozialem Umfeld auf Ehen zwischen Österreicherinnen und Männern aus dem Maghreb. Wien, Diplomarbeit

Böhm, Andreas (2003): Theoretisches Codieren: Textanalyse in der Grounded Theory. In: Flick, Uwe; Kardoff, Ernst von; Steinke, Ines (Hrsg.) Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Hamburg, Rowohlt, S 475-485

Bruckner, Roswitha (2009): Migrationserfahrung, Fremdheit, Biografie. Zum Umgang mit polarisierten Welten in Ost-West-Europa. Wiesbaden, Verlag für Sozialwissenschaften

Chesi, Gert (2002): Afrika im Herzen: Erinnerungen, Reflexionen, Fotografien. Innsbruck, Haymon

Cole, Anthony D. (2000): Vermarktung internationaler Destinationen – Die Arbeit der ausländischen Tourismusvertretung in Deutschland. In: Landgrebe, Silke (Hrsg.): Internationaler Tourismus. München, Wien, Oldenbourg, Oldenbourg Wissenschaftsverlag, S 283-297

Eber, Jochen (2006): Johann Ludwig Krapf. Ein schwäbischer Pionier in Ostafrika. Biografie. Riehen/Basel, arteMedia

Eckenbrecher, Margarethe von (1940): Was Afrika mir gab und nahm. Erlebnisse einer deutschen Frau in Südwestafrika 1902-1936. Berlin, Verlag von E.S. Mittler & Sohn

Engel, Ulf (2009): Anerkennungsdiplomatie in Tansania, 1964 bis 1965.; In: Heyden, Ulrich van der; Benger, Franziska (Hrsg.): Kalter Krieg in Ostafrika: die Beziehungen der DDR zu Sansibar und Tansania; Berlin, Münster, Lit, S 9-31

Ette, Andreas; Sauer, Lenore (2010): Auswanderung aus Deutschland. Daten und Analysen zur internationalen Migration deutscher Staatsbürger. Wiesbaden; Verlag für Sozialwissenschaften, GWV Fachverlage GmbH. (Online-Ressource)

Faßmann, Heinz (1996): Auswanderung aus der österreichisch-ungarischen Monarchie 1869-1910. In: Horvath, Traude; Neyer, Gerda (Hrsg.): Auswanderungen aus Österreich von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. Wien, Köln, Weimar, Böhlau Verlag, S 33-57

Gerner, Susanne (2007): Selbst- und Fremdbeziehung im Spiegel der Forschungsbeziehung. In: Figatowski, Bartholomäus; Gabriel Kokebe, Haile; Meyer, Malte (Hrsg.): The making of migration – Repräsentationen, Erfahrungen, Analysen. Münster, Westfälisches Dampfboot, S 14-23

Grinberg, Leòn; Grinberg, Rebeca (1990): Psychoanalyse der Migration und des Exils. München, Wien, Verl. Internat. Psychoanalyse

Gürtler, Stephan (2008): Die Situation Österreichischer Arbeiter in Frankreich in der Zwischenkriegszeit aus österreichischer Sicht. Wien, Diplomarbeit

Han, Petrus (2005): Soziologie der Migration. Regensburg, Lucius & Lucius

Handbuch des österreichisch – ungarischen Konsularwesens: nebst einem Anhang; nach Amtlichen Quellen / von Josef Freiherrn von Malfatti di Monte Tretto . Wien, Manz

Hannerz, Ulf (1990): Cosmopolitans and Locals in World Culture, In: Featherstone, Mike (Hrsg.): Global Culture. Nationalism, globalization and modernity. London, Sage Publ, S. 237-251

Hofmann, Inge; Vorbichler, Anton (1979): Der Äthiopenlogos bei Herodot. Wien, Afro-Pub [Beiträge zur Afrikanistik, Band 3]

Holl, Waltraud (1990): Geschichtsbewußtsein und Oral History. Geschichtsdidaktische Überlegungen. In: Vorländer, Herwart (Hrsg.): Oral history. Mündlich erfragte Geschichte. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, S 63-83

Husa, Karl (Hrsg.) (2000): Internationale Migration: die globale Herausforderung des 21. Jahrhunderts? Wien, Südwind / Brandes & Aspel

Huxley, Elspeth (1997): Nine Faces of Kenya. London, The Harvill Press

Iliffe, John (1969): Tanganyika under German rule: 1905-1912. Cambridge, Cambridge University Press

John, Michael (1996): Arbeitslosigkeit und Auswanderung in Österreich 1919-1937. In: Horvath, Traude; Neyer Gerda (Hrsg.): Auswanderungen aus Österreich von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. Wien, Köln, Weimar, Böhlau Verlag, S 83-111

Johnson, Dominic (2008): Kongo. Kriege, Korruption und die Kunst des Überlebens. Frankfurt am Main, Brandes & Aspel

Köfler, Barbara (2007): Oscar Baumann. Die wechselseitige Beziehung zwischen Forschungs- und Kolonialinteressen. In: Sauer, Walter (Hrsg.): K. u. K. Kolonial. Habsburgermonarchie und europäische Herrschaft in Afrika. Wien, Köln, Weimar; Böhlau Verlag

Köhnert, Steffen (2007): Migration – Eine Einführung.

http://www.berlin-institut.org/fileadmin/user_upload/handbuch_texte/pdf_Kroehnert_Migration_Einfuehrung.pdf (04.01.2011)

Kuhn, Elisabeth (2008): Die Veränderung von Tradition durch Migration am Beispiel Dreizehnlinden in Brasilien. Wien, Diplomarbeit

Livingstone, David (1875): Letzte Reise von David Livingstone in Centralafrika von 1865 bis zu seinem Tode 1873. Vervollständigt durch einen Bericht über seine Leiden und letzten Augenblicke nach den Erzählungen seiner treuen Diener Chuma und Susi. Von Hoace Waller F.R.G.S. Band 1, rechtmäßige deutsche Ausgabe besorgt von Boyes M. Josef (Hrsg), Hamburg, Hoffmann & Campe. (übersetzt von Boyes M. Josef)

Mamozai, Martha (1982): Herrenmenschen. Frauen im deutschen Kolonialismus. Reinbeck bei Hamburg, Rowohlt

Margesin, Martin (2010): Virtual Expats: Vernetzung und transnationale Räume bei Auslandsentsandten internationaler Organisationen; die soziale Organisation virtueller expatriate-Netzwerke in Wien. Wien, Diplomarbeit

Matthes, Helmut (2009): Zur Entwicklung außenpolitischer Grundlagen.; In: Heyden, Ulrich van der; Benger, Franziska (Hrsg.): Kalter Krieg in Ostafrika: die Beziehungen der DDR zu Sansibar und Tansania; Berlin, Münster; Lit, S 55-99

Mayring, Philipp (2003): Qualitative Inhaltsanalyse. In: Flick, Uwe; Kardoff, Ernst von; Steinke, Ines (Hrsg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Hamburg, Rowohlt, S 468-475

Medger, Ruth (1940): So fand ich Deutsch-Ostafrika. Beobachtungen und Erlebnisse einer deutschen Kolonialschülerin. Berlin, Schneider

Meyer, Reinhold (1980): Die Entdeckung Afrikas: Von den Pharaonen zu Livingstone. In: Buchholz, Axel; Geiling, Martin (Hrsg.): Afrika den Afrikanern. Vorkoloniales Erbe und nachkoloniale Entwicklung. Frankfurt, Berlin, Wien, Ullstein Buch, S 9-24

Mosley, Paul (1983): The Settler Economies. Studies in the Economic History of Kenya and Southern Rhodesia 1900 – 1963. Cambridge, Cambridge University Press

Neyer, Gerda (1996): Auswanderungen aus Österreich. Ein Streifzug durch die „andere“ Seite der österreichischen Migrationsgeschichte. In: Horvath, Traude; Neyer, Gerda (Hrsg.): Auswanderungen aus Österreich von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. Wien, Köln, Weimar, Böhlau Verlag, S 13-33

Noisser, Norbert; Steinberg, Antje (1984): Der europäische Zugriff vor 1884. In: Hinzn, Manfred O.; Patemann, Helgard; Meier, Arnim (Hrsg.): Weiss auf Schwarz. 100 Jahre Einmischung in Afrika. Deutscher Kolonialismus und afrikanischer Widerstand. Berlin, Elefanten Press

Obrecht, Andreas J. (1996): Österreicher und Österreicherinnen in Südafrika. Bericht zu einer qualitativen Untersuchung über Migrationsmotivationen und Lebenssituationen von in der Republik Südafrika lebenden ÖsterreicherInnen. In: Horvath, Traude; Neyer, Gerda (Hrsg.): Auswanderungen aus Österreich von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. Wien, Köln, Weimar, Böhlau Verlag, S 629-665

Padmore, George (1936): Afrika. Unter dem Joch der Weissen. Erlenbach-Zürich, Leipzig, Rotapfel Verlag

Philipper, Ingeborg (1997): Biografische Dimensionen der Migration. Zur Lebensgeschichte von Italienerinnen der ersten Generation. Weinheim, Deutscher Studien Verlag

Plankensteiner, Barbara (2007): Endstation Museum. Österreichische Afrikareisende sammeln Ethnographica. In: Sauer, Walter (Hrsg.): K. u. K. Kolonial. Habsburgermonarchie und europäische Herrschaft in Afrika. Wien, Köln, Weimar; Böhlau Verlag

Rathenau, Walter (1967): Tagebuch 1907-1922. Rathenau, Walter; Pogge, Hartmut (Hrsg.) Düsseldorf, Droste

Robert, Fritz (1885): Afrika als Handelsgebiet. West-, Süd- und Ost-Afrika. Wien, Carl Gerold's Sohn

Sauer, Walter (2007): Schwarz-Gelb in Afrika. Habsburgermonarchie und koloniale Frage. In: Sauer, Walter (Hrsg.): K. u. K. Kolonial. Habsburgermonarchie und europäische Herrschaft in Afrika. Wien, Köln, Weimar; Böhlau Verlag, S 17-78

Sebald, Peter (2009): Interview mit Peter Sebald, Franziska Benger. Als Direktor des „Nyumba ya Urafiki“ in Sansibar. In: Heyden, Ulrich van der; Benger, Franziska (Hrsg.): Kalter Krieg in Ostafrika : die Beziehungen der DDR zu Sansibar und Tansania. Berlin, Münster, Lit, S 251-267

Seidel, Nena; Mau, Steffen; Verwiebe, Roland (2010): Die Wanderung von Deutschen mit mittleren Qualifikationen in Europa. Gibt es einen Zusammenhang zwischen Arbeitslosigkeit und Migration?

http://www.hamburg-review.com/fileadmin/pdf/04_03/SEIDEL_et_al_Arbeitslosigkeit_und_Migration.pdf
(27.01.11)

Schnee, Heinrich (1964): Als letzter Gouverneur in Deutsch-Ostafrika. Erinnerungen. Heidelberg, Quelle & Meyer Verlag

Schicho, Walter (1999): Handbuch Afrika. Zentralafrika, Südliches Afrika und die Staaten im Indischen Ozean. (Band 1). Wien, Südwind; Frankfurt am Main, Brandes Aspel

Schicho, Walter (2004): Handbuch Afrika. Nord- und Ostafrika. (Band 3). Wien, Südwind; Frankfurt am Main, Brandes Aspel

Schneppen, Heinz (2003): Sansibar und die Deutschen. Ein besonderes Verhältnis 1844-1966. Münster, Hamburg, London, Lit Verlag

Schulz, Eckard (2009): Als Lehrer in Sansibar und am Kilimanjaro. In: Heyden, Ulrich van der; Benger, Franziska (Hrsg.): Kalter Krieg in Ostafrika: die Beziehungen der DDR zu Sansibar und Tansania; Berlin, Münster; Lit, S 267-335

Siegl, Astrid (2004): Soft Tourism in Zanzibar? Changes and Limits of Tourism Projects by means of selected Case Studies. Wien, Diplomarbeit

Spacek, Peter (2009): Die Anfänge in Sansibar und Dar es Salaam. In: Heyden, Ulrich van der; Benger, Franziska (Hrsg.): Kalter Krieg in Ostafrika: die Beziehungen der DDR zu Sansibar und Tansania. Berlin, Münster, Lit, S 169-185

Stanley, Henry Morton (1979): Im Herzen Afrikas. Wien, Omnibus Verlag

Vorländer, Herwart (1990): Mündliches Erfragen von Geschichte. In: Vorländer, Herwart (Hrsg.): Oral history. Mündlich erfragte Geschichte. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, S 7-29

Weiser, Ewald (2009): DDR-Lehrer nach Sansibar. In: Heyden, Ulrich van der; Benger, Franziska (Hrsg.): Kalter Krieg in Ostafrika: die Beziehungen der DDR zu Sansibar und Tansania. Berlin, Münster, Lit, S 213-250

Widlok, Gudrun (2004): Adopted

<http://www.dw-world.de/dw/article/0,,1097522,00.html> (11.01.2011)

Wimmelbrücker, Ludger (2009): Zur Entwicklung der Beziehungen zwischen der DDR und Sansibar in den 1960er Jahren. In: Heyden, Ulrich van der; Benger, Franziska (Hrsg.): Kalter Krieg in Ostafrika: die Beziehungen der DDR zu Sansibar und Tansania. Berlin, Münster, Lit, S 185-212

Würmann, Carsten (2007): „Der Onkel aus Amerika“. Ein Migrant als sprachliche populärkulturelle Figur. In: Figatowski, Bartholomäus; Gabriel Kokebe, Haile; Meyer, Malte

(Hrsg.): The making of migration – Repräsentationen, Erfahrungen, Analysen. Münster, Westfälisches Dampfboot, S 86-103

Ustorf, Werner (1984): „Komm herüber und hilf uns“ oder Missionarische Identität im Konflikt. In: Hinz, Manfred O.; Patemann, Helgard; Meier, Arnim (Hrsg.): Weiss auf Schwarz. 100 Jahre Einmischung in Afrika. Deutscher Kolonialismus und afrikanischer Widerstand. Berlin, Elefanten Press, S 30-37

Zache, Hans (Hrsg.) (2003): Die Deutschen Kolonien: in Wort und Bild. Augsburg, Bechtermünz

Internet Quellen:

- <http://www.aso.ch/de/beratung/leben-im-ausland/sozialversicherungen/ahviv-iv/auszahlung-der-ahviv-rente> (13.09.2010) (Auslandsschweizer-Organisation)
- <http://www.tv-media.at/articles/0818/530/204490/auswanderer-tv-ich-oesterreicher-atv> (03.01.2011) (Auswanderer ATV)
- http://www.youtube.com/watch?v=N_osYZmmHLs&feature=related (27.10.2011) (being a white person in black Africa)
- http://www.zeit.de/2005/01/Wei_a7er_Mann?page=all (25.01.20011) (Die Zeit 2004)
- http://www.deutsche-rentenversicherung.de/sid_A3A3EB4E2E52062DF4520B63D55D985C.cae02/SharedDocs/de/Navigation/Rente/Ausland_Rente_node.html (13.09.2010) (Deutsche Rentenversicherung)
- <http://www.dw-world.de/dw/article/0,,4762753,00.html> (04.07.2011) (dw-world)
- <http://www.fairunterwegs.org/laender/tansania/aktuelles/article/weltbank-und-europaeische-gemeinschaft-unterstuetzen-tourismusfoerderung-in-tansania.html> (14.12.2010) (fairunterwegs)
- <http://www.fembio.org/biographie.php/frau/biographie/frieda-von-buelow/> (07.06.2011) (fembio)
- <http://www.help.gv.at/Content.Node/12/Seite.120500.html> (24.11.2010) (Help GV)
- <http://www.youtube.com/watch?v=Q5CdVaXK7Tg> (10.11.2011) (Hilwat Sarah)
- <http://www.parliament.go.tz/Polis/PAMS/Docs/7-1995.pdf> (15.08.2011) (Immigration Law)
- <http://de.thefreedictionary.com/Siedler> (19.05.2011) (thefreedictionary)

- http://www.rtl.de/cms/information/rtl_extra/extra_reimann_aufruf/extra_aufruf_tschuess_deutschl.html (03.01.2011) (Tschüss Deutschland)
- <http://www.youtube.com/watch?v=LZBEwYOKHtw> (27.10.2011) (What's a mzungu?)
- <http://www.woxikon.de/wort/siedler.php> (19.05.2011) (Woxikon)
- <http://www.zara.or.at/index.php/beratung/rechtliches/beleidigung-verhetzung-verbotsgesetz> (22.11.2011) (Zara)

Bilder:

- http://flickrhivemind.net/flickr_hvmnd.cgi?method=GET&sorting=Interestingness&page=1&photo_type=250&noform=t&search_domain=Tags&photo_number=50&tag_mode=all&sort=Interestingness&textinput=lamu,travel&search_type=Tags (09.11.2011) (flickr)
- <http://www.astate.edu/a/museum/wearing-what-cannot-be-spoken-page-9.dot> (09.11.2011) (astate)
- <http://postcardjunky.wordpress.com/2010/02/10/robbery-power-cuts-and-all-the-other-things-ive-read-about-the-places-ive-never-been/> (09.11.2011) (postcardjunky)
- <http://www.tanzanie-safari.com/images2010/zanzibar640.gif> (22.11.2011) (zanzibar)

Ich habe mich bemüht, sämtliche Inhaber der Bildrechte ausfindig zu machen und ihre Zustimmung zur Verwendung der Bilder in dieser Arbeit eingeholt. Sollte dennoch eine Urheberrechtsverletzung bekannt werden, ersuche ich um Meldung bei mir.

Abstract

Die Inseln von Zanzibar, Unguja und Pemba, verkörpern das Bild des Tropenparadiese schlechthin: Palmen, weiße Strände, blaues Meer und Sonne. Zanzibar liegt vor der Küste Tanzanias und ist ein teilautonomes Gebiet. Seit den 90- er Jahren wurde es ein für Touristen immer beliebteres Reiseziel. Einige Menschen aus verschiedenen Teilen der Welt migrierten dorthin, um sich ein neues Leben auf Zanzibar aufzubauen. Auch viele Menschen mit europäischem Hintergrund leben heute dauerhaft auf Zanzibar. Entweder sie migrierten aus beruflichen oder privaten Gründen dorthin.

Ich thematisiere bewusst die Migration von Norden nach Süden, um die Migrationsforschung um diesen Aspekt zu erweitern und dieses Phänomen sichtbar zu machen. Deutschsprachige, die nach Afrika migrieren werden von der Migrationsforschung noch nicht als MigrantInnEn wahrgenommen.

Diese Arbeit untersucht die Motive Deutschsprachiger, die nach Zanzibar migrieren und ihr Leben dort auf unbestimmte Zeit fortführen. Sie zeigt auf, was es bedeutet auf Zanzibar europäischer Herkunft und „weiß“ zu sein und welche Strategien sich die MigrantInnEn angeeignet haben, um mit ihrem neuen Status umzugehen und welches Selbstverständnis sie haben.

Die Annäherung an das Thema erfolgte einerseits über eine geschichtliche Auseinandersetzung der Migration vom deutschen Sprachraum nach Tanzania und Zanzibar vorkolonialer, kolonialer und postkolonialer Zeit, andererseits formten qualitative Interviews mit den MigrantInnEn auf Zanzibar eine völlig neue Quelle. Die narrativen Gespräche, die auch auf die Lebensgeschichten der MigrantInnEn eingehen, sind das Ausgangsmaterial für die Analyse. Ergänzt wird die Forschungsarbeit durch teilnehmenden Beobachtungen, wodurch die Aussagen der InterviewpartnerInnen in den Kontext ihres Alltagslebens/handelns und ihrer Umwelt gesetzt werden können. Die Analyse der Feldforschung zeigt die Vielfältigkeit des Phänomens in zahlreichen Facetten aus theoretischer Sicht und in Bezug auf das tägliche Leben, Herausforderungen, gesetzliche Hürden, gesellschaftliche Regeln, Strategien der Integration und der Gradwanderung der Wahrung der eigenen Persönlichkeit und Identität.

Schließlich werden der geschichtliche Rückblick und die Analyse der Feldforschung zu einer Theorie zusammengeführt. „Verallgemeinernde“ Schlüsse sind in manchen Bereichen möglich.

Summary

The islands of Zanzibar, Pemba and Unguja are closely associated with the images of paradise: palms, white beaches, blue sea and sun. Zanzibar is an island near the coast of Tanzania and a partly autonomous area. Since the 1990's the island has started to become a popular holiday destination. People from all over the world have settled down on Zanzibar to begin a new life there, among them includes also a number of Europeans. They migrated to Zanzibar because of private, economic or other reasons.

I took a keen consideration on migration from north to south to add this special aspect as a phenomenon of migration theories. German-speaking people who migrate to Africa have not yet been taken into consideration on the field of migration science.

This paper investigates the motivation of German-speaking migrants who are going to Zanzibar to live their life there for an uncertain time. It shows the meaning of being "white" as well as of European origin on Zanzibar also it is about the kind of strategies developed by migrants in dealing with their new statuses.

In order to be able to answer my research – questions I, on one hand, followed historical roots of migrations from the German-speaking area to Tanzania and Zanzibar in pre-colonial, colonial and postcolonial time. On the other hand the qualitative interviews with migrants living on Zanzibar right now built the base of a new source to use. These narrative talks asked also about the migrant's life stories. Means of participative observation fulfils the research work. This means that, the interviewee's statements have been contextualised by noticing them in their daily surrounding.

The interpretation and analysis of the material emphasizes the variety of this phenomenon in numerous aspects, watching from theoretical perspectives referring to their daily life, challenges, lawful obstacles, social rules, strategies of integration and the struggle to protect the own personality and identity.

Finally the theory is formulated from the combination of the historical review as well as the research analysis. In some points generalizing conclusions would be applicable.

Lebenslauf

Name: Kerstin Aglassinger

Geburtsdatum: 28.04.1983

Geburtsort: Villach / Kärnten

Staatsbürgerschaft: Österreich

Bildung:

1989 – 1993 Volksschule Villach Landskron 7

1993 – 1997 Realgymnasium Villach St. Martin

1997 – 2003 (Maturaabschluss) Höhere Technische Bundeslehr- und Versuchsanstalt Villach
– Abteilung Innenraumgestaltung und Holztechnik

2004 – 2011 Diplomstudium Afrikanistik mit dem Schwerpunkt afrikanische
Geschichtswissenschaften. Weitere Spezialgebiete: Religionswissenschaften, Arabistik,
Rassismusforschung, Interkulturelle Prozesse und Migrationen

Sprachen:

Deutsch (Erstsprache), Englisch, Kiswahili

Wissenschaftliches:

Drei- monatige Feldforschung auf Zanzibar (Tanzania) für die Diplomarbeit

Weitere Tätigkeiten und Arbeitserfahrungen (Auswahl)

Studienrichtungsvertretung Afrikanistik (zwei Jahre)

Reisen nach Uganda, Kenia und Tanzania

Gründung und Leitung eines „Sensibilisierungsprojektes“ für Schulen („Wao“)

Trainings für Rhetorik (HTL Villach), gewaltfreie Kommunikation (Uni Wien),
interkulturelle Theaterarbeit (Uni Wien)

Interviewtätigkeiten für Marktforschung und Politik

Moderation eines online-forums

Weiterbildungen im Gesundheitsbereich

Kreative Arbeiten

Verfassen von Essays, Lyrik, gesellschaftskritischen Philosophien

Arbeitserfahrungen Verkauf und persönliche Assistenz